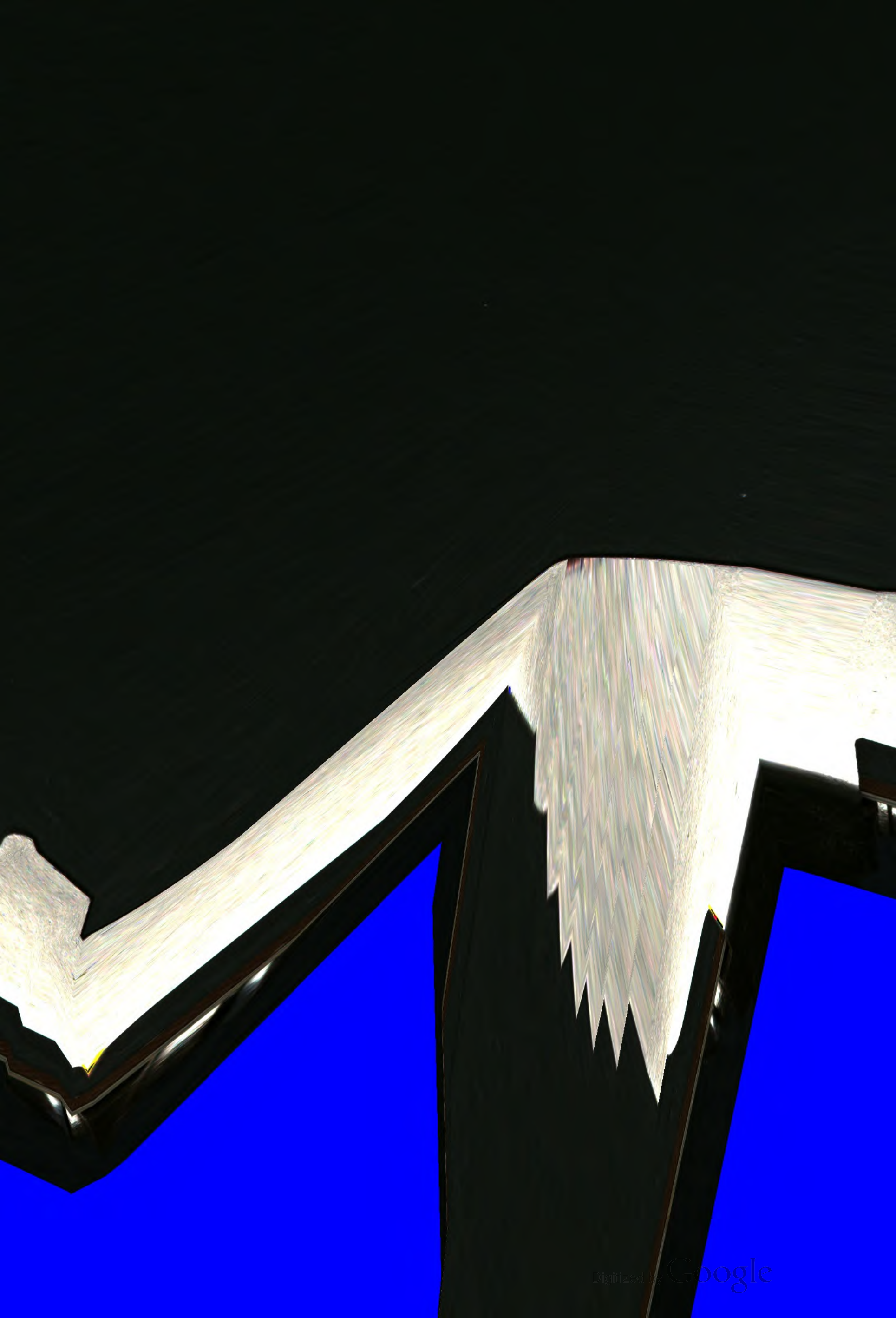
Georg Evers

Richard Gosche







Prospect.

Unter dem Collectivtitel:

Deutsche Dichter der Gegenwart.

Biographisch-literarische Charakterbilder

erscheint im unterzeichneten Verlage in rascher aber zwangloser Folge eine Sammlung Dichterportraits.

Der Wunsch, die Lebensschilderungen und eingehenderen Würdigungen der beliebtesten „Dichter der Jetztzeit" zu besitzen, ist seitens des größeren Publikums schon so oft geäußert worden, daß dieses Unternehmen auf die größte und allseitige Zustimmung rechnen darf.

Für die einzelnen Werke sind bereits die besten und kenntnißreichsten Mitarbeiter gewonnen. Jeder Band wird in gleicher Ausstattung und in möglichst gleicher Stärke und Preis, mit dem Bildniß des betreffenden Dichters geziert, erscheinen.

Jeder Band bildet ein selbständiges Ganze, so daß es Jedermann frei steht, sich nur die Biographie des Dichters anzuschaffen, für den er ein besonderes Interesse empfindet.

Als erster Band der „Biogr.-literar. Charakterbilder" erschien bereits in zweiter verbesserter Auflage: **Gustav Freytag,** sein Leben und Schaffen von Conrad Alberti. Als zweiter Band: **Julius Wolff** und seine Dichtung von Alfr. Ruhemann. 3. Band: **Georg Ebers** von Rich. Gosche. Ostern 1887 erscheint als Fortsetzung Bd. IV. **Victor v. Scheffel,** seine Werke und sein Leben von Dr. Herm. Pilz.

Die weiteren Bände bringen die Biographien von Paul Heyse, Friedr. Spielhagen, F. v. Bodenstedt, R. v. Gottschall, Ernst Eckstein, W. Jensen u. A.

Den Käufern der vorliegenden drei Bände „Deutscher Dichter" wird bei Abnahme der nachfolgenden Bände, deren Einzelpreis die Verlagshandlung zu erhöhen sich vorbehält, ein billigerer Vorzugspreis eingeräumt.

Das Unternehmen sei der Theilnahme aller Literaturfreunde bestens empfohlen.

Die Verlagshandlung von Edwin Schloemp in Leipzig.

Deutsche

Dichter der Gegenwart.

Biographisch-litterarische Charakterbilder.

Dritter Band:

Georg Ebers

von

Richard Gosche.



Leipzig.
Verlag von Edwin Schloemp.
1887.



Georg Ebers.
Nach einer Photographie von Brokesch in Leipzig.

Georg Ebers

der Forscher und Dichter

dargestellt

von

Richard Gosche,
ord. Prof. a. d. Universität Halle.

Mit dem Portrait des Dichters.

Leipzig.
Verlag von Edwin Schloemp.
1887.

An Rudolf Ahrendts.

Dies kleine Buch soll Ihnen gehören, lieber Freund, weil Sie genau wissen, wie schwer es mir wird, etwas drucken zu lassen. Die buchdruckpapierne Unsterblichkeit hat mir nie imponiert. Man hat es mir zwar sehr frühe vorgehalten, wie bei dem Gelehrten eine Seelenwägung nach Art des ägyptischen Todtengerichts schon im Diesseits so stattfindet, daß das bei unser einem vorausgesetzte Bücherpensum in der einen und der essentielle Werth des zum Schriftstellern verpflichteten Menschen in der andern Wagschale sich befinde; aber leider bin ich zu früh und zu lange Beamter auch sehr großer Bibliotheken gewesen, um nicht zu wissen, wie thöricht und für die Nachwelt belästigend es sei, viel Papier bedrucken zu lassen. Ich verstehe es aus meinen langjährigen kritischen Betrachtungen sehr wohl, wie sehr es dem Schriftsteller schmeichelt, sich schwarz auf weiß zu wissen: denn er pflegt eitel zu sein. Aber leider ist es in den meisten Fällen sein Buch auch im Sinne des Predigers Salomo, dem wir beide es hoch anrechnen, wenn er sich beklagte, daß des Büchermachens kein Ende sei.

Und doch habe ich über Georg Ebers geschrieben. Ich habe gegenüber den außerordentlichen Wirkungen dieses Schriftstellers in und über Deutschland hinaus beobachten können, daß man in den berufsmäßig schriftstelle-

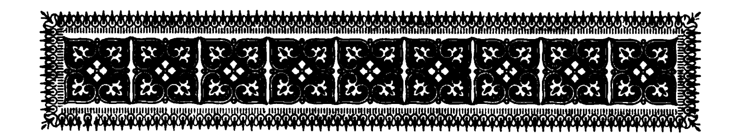
rischen Kreisen es ihm nörgelnd verargen möchte, mit größtem Erfolge als einer der besten ihres gleichen aufgetreten zu sein. Es war daher angezeigt, seine litterarische Bedeutung einmal zu prüfen, und Sie gerade werden es vollkommen würdigen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich in einem Lessing'schen Ärger an diese Untersuchung gegangen bin. Man ruft: das ist ein Professor! Als ob es dem Wesen eines ordentlichen Schriftstellers widerspräche, etwas ernsthaft gelernt zu haben! Und werden Sie, lieber Freund, der Sie seit lange und gründlich meine litterargeschichtlichen Studien und Anschauungen kennen, es als einen Mangel ansehen, daß ich, obwohl gelegentlich schriftstellernd, unter Anderem von ägyptischen Dingen wirklich auch etwas verstehe? Daß ich bei Ebers mit einiger Genauigkeit zu unterscheiden vermag, was ägyptisch ist, was modern? Eines müssen Sie mir gewiß als etwas ganz besonderes anrechnen, daß ich trotz der Nachbarschaft von Leipzig und Halle Ebers nur einmal auf einem wissenschaftlichen Congreß in London von ferne gesehen habe; Sie werden es mithin würdigen, wenn ich heute einen Werth darauf lege, daß nicht die Persönlichkeit, sondern nur Ebers' Schriften, die vor den Augen aller Welt liegen, meine Darstellung, wenn auch in einem gegebenem Rahmen, bestimmt haben.

Sankt Bartholomä am Königssee,
6. August 1886.

Ihr

Richard Gosche.

Inhaltsverzeichniß.



I. Vorstufen.

Spät und zögernd betritt die deutsche Forschung und Kunst den Kreis des morgenländischen Lebens. Zuerst hatte ein natürliches religiöses Bedürfniß, dann eine Reihe von anfangs begeisterten Kämpfen um Wiedergewinnung der heiligen Stätten nach Vorderasien geführt, und innerhalb dieser durch die Geschichten des Alten und des Neuen Testaments gezogenen Gränzen schien der Begriff des Morgenlandes überhaupt beschlossen. Als zuletzt, nicht ohne Anregungen durch diese bisweilen höchst phantastischen Kriegszüge, das Verlangen nach abenteuerlichen und lehrhaften Dichtungen zur Entlehnung von fremden Stoffen, selbst bis aus Indien führte, mußten diese doch denselben westasiatischen Weg einschlagen, um in den Verkehr der christlichen Völkerschaften zu gelangen.

Erst als die osmanische Herrschaft mit unheimlich wachsender Gewalt immer näher auf Europa rückte, seit 1362 sich bereits in Adrianopel festsetzte und nach einer Reihe von Demüthigungen des todkranken Byzantinismus Murad II. in den Maitagen des Jahres 1453 Constantinopel eroberte: trat der Islam in einer festen Gestalt dem christlichen Europa unmittelbar unter die Augen. Nicht zum ersten Male:

denn länger als sieben Jahrhunderte vorher hatte er einst im fernen Westen, in dem untergangsreifen westgothischen Reiche Spaniens, sich siegreich festgesetzt; aber dies ehemalige ommaijaische Chalifat von Cordova war zu dem kleinen Fürstenthum von Granada zusammengeschrumpft und ging um die Zeit, da der muhammedanische Orient in Stambul sich zu verjüngen schien, seinen letzten Kämpfen entgegen.

Man kann sich die Wirkung, welche diese Neugründung des Islam ausübte, nicht groß genug vorstellen. Dem europäischen Christenthum ward eine westöstliche Arbeit aufgebürdet, von welcher es heut noch nicht frei ist. Es ist ein beredtes Zeichen für die Ohnmacht oder sagen wir lieber für die Kurzsichtigkeit des damaligen deutschen Kaiserthums, daß es die Größe der Gefahr nicht überschaut, nur erklärlich durch die ungeheure Gleichgültigkeit, mit der man sich im Westen nach und nach gewöhnt hatte, die Angelegenheiten des byzantinischen Reiches zu betrachten. Selbst bei Balthasar Mandelreiß, wahrscheinlich einem fahrenden Sänger, der noch im Jahre 1453 den Reigen der Türkenlieder eröffnet, tritt noch nichts von der Besorgniß eines ehrlichen Christen hervor. Erst als mit dem tapfern Sultan Soliman II. während dessen langer Regierung das Glück und die stürmische Tapferkeit der Osmanen auf dem Reformationszeitalter lastete, begann man, den gewaltigen Gegner zu würdigen; an ein erfolgreiches Bekämpfen war noch nicht zu denken.

Man befand sich im Zustande der Nothwehr und war daher längst nicht mehr so frei, wie Gregor VII. vierhun-

dert Jahre vorher zu denken, der 1074 in einem Sendschreiben an einen mauritanischen Fürsten geschrieben hatte, daß wir alle an einen und denselben Gott glauben, wenn auch auf verschiedene Weise. Aber eine rechte Stelle wußte man diesem Allah und seinem Propheten nicht anzuweisen. Es entspricht dem, trotz alledem auch hier humanistischen Zuge des Zeitalters, den Islam verstehn zu wollen, und man griff daher nach seinem heiligen Buche. Man entsann sich oder fand, daß im J. 1143 auf Veranlassung des Abtes Peter von Clugny eine lateinische Übersetzung des Korans veranstaltet worden sei; unter Luthers Anregung, der sich auch hier rastlos thätig zeigte, und unter allerlei zum Theil sehr widerwärtigen Verhandlungen gab der Züricher Professor Theodor Bibliander oder Buchmann diese Übersetzung stark abgekürzt mit allerlei Beilagen 1543 heraus, welche Ausgabe 1550 wiederholt wurde.

So hatte man den „Alkoran der Türken" vor sich und vermochte unter Hinzufügung weiterer Übersetzungen allmählich sich eine Ansicht zu bilden. Sehr merkwürdig ist, daß in das Zeitalter der politischen Kämpfe, der theologischen Streitschriften und der immer fanatischer werdenden Türkenlieder ein eigenthümliches Volkslied hineinfällt von fast irenischem Charakter: „Des Sultans Töchterlein." Sie geht früh morgens in den Garten des Vaters, um Blumen zu pflücken. Da taucht in ihrer Seele die Frage auf, wer wohl der Meister dieser Blumen sein möge; und da sie gern ihres Vaters Reich lassen will, um jenes Meisters Garten zu pflegen, so erscheint ihr als dieser Meister Jesus Christus des Nachts: sie wird dem Christenthum gewonnen. Wir

wissen nicht genau, wann das Lied in dieser Fassung entstanden sein mag: daß die fliegenden Blätter, welche es enthalten, sich bis 1658 zurückverfolgen lassen, entscheidet nicht über den Zeitpunkt, da man sich türkischen Islam und Christenthum so nahe bei einander denken mochte.

Als die augenblicklich mächtigste Erscheinungsform des Morgenländischen vertritt das Türkische jetzt dasselbe überhaupt, und weil der Turban das Abzeichen des Türken ist, so vertritt er jenes durchweg, bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, bis in die Welt des auch von Schiller nicht verächtlich behandelten „Oya Na Sore". Hans von Culmbach gibt in der Berliner „Anbetung der heiligen drei Könige" dem einem darunter ebenso unbefangen einen Turban, wie Hans Holbein d. j. dem seine Hände in Unschuld waschenden Pilatus, und in der Dramen- und und Romanlitteratur, welche in dem zweiten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts von Madelaine de Scudéry ihren Ausgangspunkt nimmt, um auf morgenländischen Gebieten ihre gelegentlichen Anspielungen auf Abendländisches um so unbefangener versuchen zu können, ist der Turban die Signatur des Orients.

Aber das eigentlich Türkische an sich ist doch zu sehr nur der Ausdruck der überreichen Pracht und der willkürlichen Grausamkeit in Einem. Mit ihm ist nicht der wirkliche Islam im Allgemeinen charakterisirt: dieser hat seine nationalen Nuancen so gut wie das Christenthum und will in seinen partiellen Eigenthümlichkeiten entdeckt sein. Eine wichtige Entdeckung wird in der Abspannung des dreißig-

jährigen Krieges gemacht, um einen bedeutenden Einfluß auf die westöstliche Litteratur in Deutschland auszuüben.

Im J. 1635 schickte Friedrich III., Herzog von Holstein-Gottorp, seinen Bibliothekar und Hofmathematikus Adam Olearius, nachdem er sich auf einer ersten Reise nach Rußland bewährt hatte, zum zweiten male dahin, zugleich aber mit dem Auftrage von Moskau bis Persien zu gehen. Der Hofmathematikus war der erste Deutsche, welcher das Persische ohne gelehrte Vermittlung und gründlich lernte. Mit den reichsten Erfahrungen und mit einer vielseitigen, gesunden Auffassung des persischen Lebens heimgekehrt, gab er nicht allein in frischer Sprache eine Beschreibung seiner Reise als des Bildes eines uns innerlich gar nicht so weit abliegenden Volkslebens, sondern auch die ersten Übersetzungen von zwei Hauptwerken des persischen Dichters Sa'di, dessen langes Leben und Wandern von Westasien bis Ostindien fast das ganze dreizehnte Jahrhundert n. Chr. ausfüllt. Dieser Dichter hat eine ganz andere Bedeutung für unsere Litteratur als irgend einer der erreichbaren Dichter desselben muhammedanischen, des arabischen oder türkischen oder neuindischen Bildungskreises; denn in den Persern pulsirt ein gleiches indogermanisches Blut, wie in unsern Adern. Die Perser hatten sich mit dem arabischen Islam auseinandersetzen müssen, ohne an dessen Eigenthümlichkeit die ihrige aufgeben zu wollen oder zu können; von Haus aus durch einen gewissen pantheistischen Zug getragen, faßten sie Natur und Geschichte ganz anders auf und auf die Sittlichkeit des alltäglichen Lebens angewandt erschien uns Deutschen dieser persische Islam zu-

erst in Sa'di's „Rosenthal“ und „Baumgarten“. Wenn auch Olearius' erst sich noch herausarbeitende Sprache weder die ganze Anmuth der Originalform, noch die Kraft und Schönheit des dargebotenen sittlichen Ernstes uns wiedergeben konnte, so waren doch seine Haupt-Übersetzungen, denen sich die kleineren Fabeln Lokman's und arabische Sprüchwörter anschlossen, eine sehr werthvolle Bereicherung unseres Bestandes an Weltlitteratur. Mit leichter Mühe lassen sich die Nachwirkungen bis zu Herder in dessen „Zerstreute Blätter“ verfolgen.

Ganz bedeutsam für den schärferen Beobachter, wenn auch etwas versteckt, fügte sich der Reise- und Übersetzungsthätigkeit des Adam Olearius ein kleineres Werk an, welches meist übersehen zu werden pflegt: Abraham Roger's ‚Offene Thür zu dem verborgenen Heidenthum‘. Dies Werk bezeichnet eine der interessantesten Parthien der internationalen Litteraturgeschichte. Roger war ein niederländischer Missionar, der im Jahre 1630 nach Ostindien ging, um das Evangelium zu predigen. Er lebte etwa zehn Jahre in Paliacatta in dem nördlichen Gebiet der Koromandel-Küste und suchte durch den Verkehr mit den Brahmanen tiefer in indische Wissenschaft einzudringen, wobei er ganz besonders durch Padmanâbha gefördert wurde. Dieser letztere hatte eines seiner Kebsweiber getödtet und wurde, da er schließlich den Schutz des niederländischen Gouverneurs suchen mußte, von dem bei diesem sehr viel geltenden Roger unterstützt. Es entwickelte sich zwischen den Männern und anderen Brahmanen ein näherer Verkehr, wobei man sich der portugiesischen Sprache bediente. So lernte Roger unter vielen

andern Dingen auch die Sprüche des Bhartrihari kennen und nahm, als er 1640 auf fünf Jahre nach Batavia ging und 1647 endlich nach Holland zurückkehrte, außer manchen andern Aufzeichnungen Übersetzungen jener Sprüche mit sich. Die letzten Lebensjahre wendete er der Niederschrift des genannten Buches zu, konnte dies jedoch nicht mehr veröffentlichen, da er bereits 1649 in Gouda starb, wohin er sich zurückgezogen hatte. Die „Opene Dewre“ erschien durch Freundeshand 1651 in Leyden; zwei Jahr später fand sie in Nürnberg ein deutsche Bearbeitung.

Es ist ganz gleichgültig, ob der schon hier als Verfasser genannte Bhartrihari nur der Sammler dieser Sprüche ist oder nicht; ob die Sammlung in dem sagenhaft-klassischen ersten Jahrhundert vor Chr. entstanden ist oder nicht: unter allen Umständen ist in den Sprüchen bei Roger eine Klugheit der Lebensführung und eine Tiefe der Gottes- und Weltbetrachtung niedergelegt, die uns überrascht; das sind die Edelsteine, welche uns aus Herders „Zerstreuten Blättern“ so eigenthümlich entgegenleuchten.

Fast zu derselben Zeit schienen die Entdeckungen im Orientalischen sogar bis nach China vorzuschreiten, denn die jesuitische Mission hatte frühzeitig hierher ihre energische Thätigkeit gerichtet. Aber viele ihrer Arbeiten blieben in Handschriften oder größeren Sammlungen verborgen, bis interessante Stücke erst im neunzehnten Jahrhundert durch Julius Mohl oder Friedrich Rückert dem Litteraturleben zugeführt werden konnten. Interessant war, wie besonders seit Anfang des achtzehnten Jahrhundert Chinesenthum und Rococo einander in der Entwicklung des europäischen Ge-

schmackes trafen und das Porcellan wie die Tapete der gelben Rasse zu einer bedenklichen Herrschaft gelangte. Doch bemerken wir nicht, daß das Chinesische sich dem Türkischen, Arabischen, Persischen, Indischen an Wirkung und Ideengehalt gleichwerthig erwiese.

In diesem Zusammengehn von verschiedenem Orientalischen und bei der Verwirrung der Ideale während des buntbewegten achtzehnten Jahrhunderts dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn das allgemeinhin so genannte Morgenländische jetzt eine ebenso weitschichtige Bedeutung gewonnen hat als es zu Anfang engbegränzt gewesen war. Es ist auf ein Allgemeines abgesehen, wenn Albrecht v. Haller in seinem genau betrachtet doch nur chinesisch gehaltenen „Usong" von 1771 der asiatischen Despotie nachgeht, und wenn die schon einmal erwähnte Geschichte „Dya-Na-Sore" des feinen Denkers Wilhelm Friedrich v. Meyern von 1787 aus dem Sanskrit übersetzt sein will: hier wird das Morgenländische als una pasta wie in den Anschauungen des ausgehenden Mittelalters angesehen.

Man konnte nicht erwarten, daß Wieland, der des Orientalischen für manche Effekte so sehr bedurfte, eine größere geschichtliche Bestimmtheit suchen würde. Es war die vollständige Kehrseite der Auffassung des Orientalischen wie bei Haller und Meyern: dort lehrhafte Einkleidung, hier phantasievolles Spiel — eine Freiheit, welche in dem „Oberon" von 1780 ihre schönste Entfaltung gezeigt hat. Aber das Jahrhundert war kühn und arbeitslustig genug, um den Gegenstand mit voller Energie zu ergreifen. Es knüpft sich hier eine große Wendung an die Namen Herder und William

Jones. Sie legen die Grundsteine für den wirklichen Aufbau einer westöstlichen Litteratur.

Herder ergreift den Begriff der Menschheit, der ihm der Polarstern ist bei den Entdeckungsfahrten seines Geistes. An jeder Stelle, wo er untersuchend verweilt, betrachtet er immer ein Allgemeineres in der besondern Erscheinungsform des Einzelnen. Seine Betrachtungsweise ist zu weit umfassend, als daß ihr bereits eine ausreichende Specialforschung parallel laufen könnte; da ist nichts, was den Charakter des Abschlusses trüge: aber Keime, Ansätze, Perspectiven von der mächtigsten Weite! Alles Morgenländische, was durch seine Hand gegangen ist, erscheint als Menschliches: das ist die Hoheit seiner Betrachtung des Althebräischen, wenn er von dessen Poesie handelt; das der große Werth der einleitenden Untersuchungen zu der schon frühzeitig, 1769, geplanten Archäologie des Morgenlandes. Und so sucht er nachher in dem detaillirenden Theile seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" jeder Phase des Morgenländischen in dem allgemein menschheitlichen Sinne gerecht zu werden. Ihm decken sich noch nicht alle Widersprüche auf, welche das Auftreten des Islam in jedem System der Geschichtsphilosophie erregen muß; für ihn hat auch diese Religionsform ihr gutes menschheitliches Theil. Mit einem überall umherspürenden, entdeckungslustigen Fleiße versteht er, sich die verschlossenen Quellen zu öffnen; was sich noch so vereinzelt darbietet, bei einem Missionar, in einer Reisebeschreibung, verwerthet er zu menschlich-warmer Charakteristik des scheinbar fremden und außerhalb stehenden. Er hat nach dem von ihm voll gewürdigten Adam

Olearius in Deutschland zuerst wieder dem Persischen, nachher auch dem Indischen sein Recht gesichert.

Dem Indischen! Denn in Herders Lebenszeit fällt, ganz von ihr umschlossen, das fast meteorhaft aufleuchtende Leben William Jones' von 1746 bis 1794. Sie beide gehören zusammen, wie Dioskuren. Aber schon das ist ein charakteristisches Merkmal: während Herder von der Geschichte keiner besonderen Philologie genannt wird, begegnet uns Jones' Name an verschiedenen Stellen. Nicht als ob ihm der Sinn für das Allgemeine gemangelt hätte: er sah vielmehr schon 1786 mit klarer Einsicht, daß Altindisch und Griechisch und Lateinisch näher, andere Sprachen, welche wir jetzt auch unter dem Namen der indogermanichen mit voller Bestimmtheit begreifen, in entfernter Weise mit einander verwandt seien; ja er behauptete schon etwas, was wir jetzt vergleichende Mythologie nennen. Er übersetzte verschiedene morgenländische Werke und bekannt ist insonderheit Goethe's Entzücken über Sakuntala. Er wies philologisch nach, daß Ost und West mit ihren Litteraturen in den allgemeinen Grundrichtungen zusammengehören: was bei Herder großartige Voraussetzung war, erscheint bei Jones wie ein enthusiastisch aber sicher gewonnenes Resultat.

Wir befinden uns an einer merkwürdigen Stelle der Auffassung morgenländischer Dinge. So fragmentarisch die Erkenntniß der Einzelheiten auch noch sein mag: für Herder und Jones ist ein Idealbild aufgegangen. Das Orientalische hat aufgehört, ein abgelegenes, zusammenhangsloses zu sein — es ist ein Stück Menschheit wie wir und will als solches erkannt, in unser Leben aufgenommen sein. Für den

schöpferischen Dichter ist es vorhanden mit demselben Anspruch auf Gestaltung wie irgend ein anderer Theil des menschheitlichen Lebens, mit welchem wir uns bereit im Zusammenhang fühlen.

Der erste, der das Morgenländische als ein vollberechtigtes in unsere Litteratur einführt, ist Goethe und zwar ergreift er wieder das Muhammedanische. Grade hierfür (um das Äußerliche zunächst zu betonen) boten sich für den, der tiefer blicken wollte, damals Förderungen mancher Art dar. Es war ein treueres Bild des Korans geboten worden, als man je hatte benutzen können; der englische Rechtsanwalt George Sale, ein des Arabischen sehr kundiger und alles mit geschichtlichem Blick erwägender Mann, hatte 1734 eine englische Übersetzung des heiligen Buches des Islam ausgehn lassen und zum ersten Male durch eine noch heut nicht werthlose Einleitung einer geschichtlichen Auffassung Bahn gebrochen. Auch in Deutschland fand das Werk Anerkennung und bereits 1746 einen Übersetzer; wichtig war, daß damit Anregung zu eifriger Beschäftigung mit dem Original selbst gegeben war, so daß 1772 Megerlin eine leider sehr schwunglose, 1773 Friedrich Eberhard Boysen eine dem kräftigen Ton des Originals etwas entsprechendere Übersetzung bieten konnte. Dazu kam, daß von Holland aus Albert Schultens und in Deutschland Johann Jacob Reiske das alte Arabien in seinen geistigen Bestrebungen immer näher rückten. Vor allem aber stand Goethe unter dem wenn auch nicht willig ertragenen oder mit voller Aufrichtigkeit bekannten Einflusse Herders und erfuhr dazu den von William Jones, dessen erstes Hauptwerk über morgenländische Dichtung in Leipzig 1777 nachgedruckt wurde.

Aber der arabische Islam bot für Goethe zwei Seiten, welche sowohl ihm, als auch dem Geiste des Zeitalters, das ihn umgab, besonders entsprechen mußten. Muhammed als Gründer des Islam und Prophet, innerhalb der Aera des Christenthums, mußte der Aufklärungsepoche und den Gegnern der christlich-orthodoxen Theorie schon im allgemeinen willkommen sein; dann aber ganz besonders der Sturm- und Drangperiode als religionbildendes Genie. In dieser Linie stand Muhammed, wie Goethe sich ihn dachte, wenn er auch den Stoff von Basedow und Lavater von sehr verschiedenen Standpunkten hatte betonen hören. Wir wissen, mit welcher freudigen Kühnheit er an die Gestaltung um 1773 oder vielleicht schon etwas früher ging; der hymnenartige Schwung sowohl des erst spät aufgefundenen Einleitungs-Monologs, zu dessen Gluth die Sorglichkeit der Halima einen wirksamen Contrast bildet, wie des längst bekannten und bewunderten Zwiegesangs zwischen Ali und Fatema, ließ eine großartige Religionsstifter-Tragödie erwarten: doch andere Pläne und Arbeiten entrückten ihn diesem Gebiet, welches er aber epochemachend wieder betreten sollte.

Denn nichts Orientalisches berührte ihn mit derselben Tiefe wie Muhammed und sein Islam. Zwar wissen wir, mit welcher Begeisterung er die „Sakuntala“ in Forsters Verdeutschung aufnahm, denn er widmete ihr die herrlichen Distichen vom Mai 1791. Abraham Rogers schon erwähntes Werk bot ihm im Juni des J. 1797 den wirksamen Stoff zu der unmittelbar auf die „Braut von Korinth“ folgenden und ihr innerlich verwandten Ballade „der Gott und die Bajadere“,

welche das Thema von der Liebe als heiligender Kraft behandelt, und Nachklänge vernimmt man noch in der Trilogie „der Paria“, der in die Jahre 1816—21 fällt. Aber schon 1799 ist er, ohne daß er Schillers Zustimmung gewonnen hätte, zu Muhammed in Voltaire's dramatischer Fassung zurückgekehrt; Schiller selbst nährte mit der im Sinne seines Freundes gemachten Bearbeituug der Gozzischen „Turandot“ die westöstliche Stimmung: da sollte die sehr ungeschickte, aber doch für das Dichterauge den inneren Kern nicht verdeckende Nachdichtung des Hafis von Joseph v. Hammer, welche 1812—13 in Stuttgart und Tübingen erschien, Goethe'n wieder auf die Bahn der westöstlichen Dichtung lenken.

In Hafis Dichten lag viel, was an und für sich anlocken mußte. Das vierzehnte Jahrhundert n. Chr., in welches sein Leben fällt, war erfüllt von gewaltigen politischen Umwälzungen seines Vaterlandes. Der arme Dichter fand nur Trost in dem Reichthum seiner mystisch-souveränen Lyrik, die mit kühner Allegorisirung die harte Wirklichkeit so zurecht legte, wie er sie haben wollte. Goethe'n, dem alternden, dünkte die Welt, welche ihm mit Napoleon zusammenzubrechen schien, so sehr aus den Fugen, daß er meinte, in den fernen Osten flüchten zu müssen, um Patriarchenluft zu kosten; aber sein besonderer, sittlicher wie dichterischer Heiliger ist doch Hafis und in seinem Geiste findet er sich mit dem Seienden zurecht, welches er überhaupt nicht oder doch nicht mehr ändern kann.

Der „Westöstliche Diwan“, welcher nach verschiedenen vorläufigen Mittheilungen 1819 in Stuttgart erschien, krönte in lyrischer und lehrhafter Weise eine Poesierichtung, deren

Grundtöne, wie wir vernahmen, seit lange angeschlagen waren; aber er hat den Namen für eine durch den Begriff der Weltlitteratur geforderte Sache geschaffen. Das „West-östliche“ ist ein bestimmter Litteraturbegriff. Es ist mehr: es ist die Formulierung eines schöpferischen Princips. Wie fruchtbar es war, ersehen wir sofort aus der Wirkung, welche Goethe übte, wenngleich zunächst nur innerhalb der durch seine Dichtungsweise gezogenen Gränzen übte.

Doch vergessen wir nicht, daß man sich in der Restaurationsepoche befand, in welcher man sich auf eine lebenskräftige, vor allem deutsche Gegenwart nicht zu besinnen wagte. Unsre Phantasie ging, des Heimischen überdrüssig werdend, gern in die Fremde, um als Gewinn schließlich doch noch einen umfassenden Kosmopolitismus herauszubilden; das Wirkliche erschien noch am erträglichsten, wenn man es, wie eigentlich Goethe zunächst für sich gethan, als Symbol oder gar als Allegorie auffaßte.

In Goethe's Fußstapfen trat zunächst, obgleich ganz anders geartet, Graf August von Platen, der das Ghasel für unsere Litteratur festsetzte und an der orientalisch-fremden, aber durch ihr Gedankenschaukeln anmuthigen Form, Gewinn genug zu haben glaubte; schon 1823 sprach er es aus, daß der Orient abgethan und jetzt die Form als unser anzusehen sei. Den orientalischen Stoffen ließ er jedoch auch nachher noch ihr ganzes Recht. Und so patriotisch Friedrich Rückert begonnen hatte, er verband von der Wirklichkeit sich wegwendend, Dichtung und wissenschaftliches Studium so nahe, daß beide durch einander gewannen und bestimmt wurden: so entstanden 1822 seine „Östlichen Rosen“, welche

dem Altmeister Goethe zugeeignet wurden. Aber sein orientalischer Standpunkt war so hoch und so weit genommen, daß er neben das Muhammedanische, welches er nachher von seinem „Hariri" (1826) ab bis zu der „Hamasa" (1846) pflegte, das Indische in „Nal und Damajanti" (1828) und anderen Stücken, auch in persönlichster Aneignung als „Weisheit des Brahmanen" (seit 1836), sogar das Chinesische in „Schi-King" (1833) stellte. Das Muhammedanische blieb jedoch in seiner abgeklärten Fassung und in seinen sorgfältig ausgebildeten Formen das vorwiegende. Anders lag später, in einer angeregteren Epoche die westöstliche Frage für den Grafen Adolf Friedrich von Schack: sein Gesichtskreis ist stofflich noch umfassender als der Rückerts, denn er schließt neben der Kunstbetrachtung des Islam auch das Drama der Spanier, des am meisten orientalisch gestimmten Volkes Europa's ein; die Heldengeschichten des alten Persien wie sie Firdosi erhalten hat, gibt er als allgemein menschliches Gut; er lauscht nur den „Stimmen am Ganges", um daraus die Laute der Menschheit zu vernehmen. Ein anders gearteter Universalismus stellt sich dann bei Friedrich von Bodenstedt dar. Den ursprünglich auf das Slavische gewiesenen Dichter und Forscher bringen zufällige Lebensschicksale mit dem Islam in Berührung, wie er sich, abhängig von persischer Cultur, in dem kaukasischen Culturgebiet gestaltet hat, und so tritt aus seinem „Tausend und ein Tag im Orient" (1851) eine apokryphe, aber echt orientalische Dichtergestalt heraus: das sind die „Gedichte des Mirza Schaffy". Es scheint ein Spät-Enkel des Hafis zu sein, den wir hier vernehmen; Weisen eines Weisen, der seine

Sache in verklärter eudämonistische Weltanschauung auf nichts gestellt hat. So kommt es, daß Bodenstedt gern zu seinem Hafis, den er als „Sänger von Schiras“ nachdichtet, zurückgekehrt, aber auch Omar Chajjâm verdeutscht, wenn dieser auch etwas hämisch bei Seite steht.

So sehen wir, in dauerndem, geheimnißvollem Anschluß an Goethe, das Muhammedanische unter unsern Dichtern herrschen, nicht in der ursprünglichen Herbigkeit der arabischen, sondern in der mehr weltvermittelnden persischen Fassung. Allmählig wächst neben ihm ein anderes, weniger freundliches Moment des Orients in unseren Anschauungskreis hinein: das Indische oder genauer das Buddhistische. Das ist nicht die sich einschmeichelnde Welt der Sakuntala oder der Urvasi oder gar der Savitri, welche mit dem Todesgott weite Wege bittend mitgeht und durch sanfte Geduld den eben verstorbenen Gatten von ihm zurückerlangt. Das ist vielmehr jene trübselige Welt, welche Adolf Schopenhauer ursprünglich aus verdunkelten Quellen einer angeblich indischen Anschauung gewonnen hat und vielleicht die ernste Wissenschaft aus den echten Urkunden des Buddhismus sicherer ermitteln wird.

Gäbe es ein Culturgebiet, aus dessen Geschichte west-östliche Lebensweisheit zu lernen wäre: China's Jahrtausende alte Entwickelung wäre inhaltreich und vielleicht lehrreich genug für uns. Im Vorbeigehen haben wir seiner bereits gedacht; aber wie nahe auch jetzt die Wissenschaft und Kunst an dies ferne Gebiet herangetreten ist: sein Leben gibt uns keine reichen Motive und es bedurfte der ganzen Kunst Paul Heyse's, um an der Geschichte „die Brüder“ (1852)

tief ergreifende Momente aus dem Mechanismus dieser Menschenwelt aufzuzeigen. Japan, das wir uns als einen Abklatsch Chinas zu denken pflegten, weist bei näherer Betrachtung nicht wenige Momente auf, in denen sich verräth, daß seine Bewohner ganz im Gegensatz zu den Chinesen sich zu abendländischer Cultur hingezogen fühlen können. Wir gewahren vollkommen deutlich, wie nahe trotz trennender Sitten uns dies Volk steht, wenn wir E. Brauns' „Nadel der Benten" lesen, welcher Roman in dieser Richtung des West-östlichen innerhalb der deutschen Litteratur Bahn gebrochen hat.

So hat in einem universalistischen Zuge die deutsche Dichtung nach und nach sich aller bedeutsamen Völkerschaften des Orients mit größerer oder geringerer Aufmerksamkeit bemächtigt, um an ihnen den Pulsschlag seelischen Lebens mit den Mitteln der Dichtung und Kunst aufzuzeigen, nicht als eine beliebige Curiosität, welche in ihrer Vereinzelung an Werth verlieren würde, sondern als Stück des menschlichen Lebens, welches Orient und Occident umspannt. So geht prüfend und künstlerisch gestaltend der deutsche Geist der Realisierung des Menschheitsbegriffes auch in diesen Kreisen nach. Es ist immer schön, dem Menschen, wo es sei, in der Entfaltung seines Innern zu begegnen. Aber ein Gebiet hat sich vor uns gleichsam verschlossen gehalten, als sei es ein eigenes für sich, obgleich seine Bewohner, trotz der geographischen Abgeschiedenheit ihrer Geschichte, immer im Zusammenhang mit Vorderasien gestanden haben, handelnd wie duldend; ja dies Land hat selbst seit mehr als anderthalb Jahrtausend als integrierender Theil des Orients im engeren Sinne oder der Levante für den Weltverkehr gegolten. Wir

meinen Aegypten. Die Verbindung der benachbarten asiatischen und afrikanischen Länder hatte seit lange bestanden; das Christenthum und der Islam hat diese Verbindung noch enger gezogen. Aber merkwürdig genug: in dieser Verbindung ward die Eigenthümlichkeit des alten Landes, welche in seiner Natur und seinen Denkmälern zu den eingedrungenen Bewohnern deutlich genug reden mußte, gleichwohl vollständig übersehen. Der Aegypter wird für die landläufige Wissenschaft und Kunst zu dem gewöhnlichen Orientalen, der sich durch den Turban auf dem Kopf und den muhammedanischen Fanatismus im Herzen charakterisiert. In diesem Sinne gibt es auch allerlei Geschichten von Land und Volk, und daher stellt Johann Leonhard Rost in seinem Roman „die durchläuchtigste Prinzessin Tamestris aus Egypten" von 1732 oder Tobias Philipp Frh. v. Gebler in seinem heroischen Fünfakter „Thamos König in Aegypten" von 1775 das Aegyptische höchstens nur als etwas muhammedanisches dar, wenn überhaupt noch eine orientalische Charakteristik beabsichtigt wird.

Erst die ägyptische Expedition Frankreichs vom Juli 1798 bis zum September 1801 hat wissenschaftlich das Land des Nils erobert, wenn sie für die Armee selbst auch eine Niederlage bedeutete. Die zehn Folianten Text und zwölf Folianten Atlas, welche nachher in der Glanzzeit des Kaiserreichs erschienen, legten das Wunderland den prüfenden Gelehrten zum ersten Mal vor die Augen. Sehr wahrscheinlich hörte damals von den Schicksalen dieser Expedition jener etwa zehnjährige Knabe in Figeac oder in Grenoble, der dann als fünfzehnjähriger Jüngling der Akademie der

letzteren Stadt eine Untersuchung der ägyptischen Städtenamen vorlegte, indem er diese aus dem Koptischen, der, jüngsten Sprache des Landes vor dem Eindringen des Islam erklärte. Dieser Jüngling war Jean François Champollion. Mit bewundernswürdiger Divination schritt er in den mannigfachsten Untersuchungen vor. Mit Rosellini's toscanischer Expedition verband sich die französische unter seiner Leitung im J. 1828, die erste, welche mit wirklicher Einsicht in die Sprach- und Schriftverhältnisse Ägyptens unternommen wurde. Die „carte à la posterité“, wie er sterbend im Frühling 1832 die Handschrift seiner hieroglyphischen Grammatik und seines hieroglyphischen Wörterbuchs bezeichnete, übernahm dann Richard Lepsius, um von Rom aus 1837 die Hieroglyphenforschung wirklich philologisch zu begründen. In demselben Jahre 1837 aber ward der Mann geboren der nicht allein zunächst Schüler dieses Meisters Lepsius werden und für sein Theil die ägyptische Wissenschaft selbst in der bedeutendsten Weise fördern, sondern auch den weitesten Kreisen künstlerisch abgerundete Bilder aus dem langen Leben des von ihm durchforschten Reiches darbieten sollte, so daß er als Schöpfer einer bestimmten Gattung des geschichtlichen Romans gelten muß: Georg Ebers.



II. Berlin. Ebers' Jugend.

Das Judenthum, welches sich unter Friedrich d. Gr. in Berlin befestigt hat, so daß seine Geschlechter alle politischen Wandlungen haben überdauern können, bildet einen Adel für sich. Früher mochte es geschehen, daß der wandernde Jude hier so gut wie anderwärts sein gut Glück versuchte: aber besonders einladend erschien die Residenz der Kurfürsten von Brandenburg nicht. Doch einer von ihnen sprach ein Zauberwort: das war der große Kurfürst, der am 29. Oktober 1685 von Potsdam das bedeutsame Edict erließ, welches den französischen Réfugié's Aufnahme in seinem Lande gewährte. Diese braven Franzosen, welche Muth genug besaßen für ihren evangelischen Glauben zu leiden, brachten ihre fleißigen Hände, ihre taktvolle Verständlichkeit und ihre regelmäßige durchsichtige Sprache in das Land.

In Berlin stießen sie auf einen Bevölkerungsstamm wesentlich niederdeutscher Art. Man kennt den Unterschied vom Oberdeutschen, der fast ein Gegensatz ist; die flotte Verständigkeit, die sichere Bereitheit zum Urtheil hat auch das spätere Gedränge von allerlei Ansiedlungen noch nicht auf-

zuheben vermocht. Solcher niederdeutscher Geist, der auch jetzt noch unter hochdeutschem Gewande fortlebt, verband sich sehr leicht mit jenem reformirt-französischen.

Aber neben diesen beiden Grundelementen des Berliner Geistes hatte derselbe große Kurfürst noch einem dritten eine feste Stätte gewährt: sein Edict vom 21. Mai 1671 hatte auch dem Judenthum gewisse Ansiedlungsrechte gesichert. Sie waren so wohl erwogen, wurden so streng gehandhabt, daß sie nur Schwierigkeiten zu bereiten schienen, aber bei näherer Betrachtung in ihrer eigenartigen Strenge ein glücklich erziehendes Element zeigten. Daher geschieht es, daß sehr wenig Judenthum in Berlin erscheint, das nur abenteuerlichen Charakter trägt. In Deutschland wird man sonst kaum jüdische Niederlassungen von so großartigem Stile finden wie die Berliner. Keiner besonderen Gunst, zumal von Friedrich d. Gr., gewärtig, stützen sie sich auf ihre eigene Kraft. Als noch niemand von einer Stadt der Intelligenz zu reden wußte, bereiteten sie für diesen künftigen Ehrentitel die thatsächlichen Unterlagen. Man weiß, was sich an Moses Mendelssohn knüpft, dem sich in Berlin Lessing und Friedrich Nicolai zugesellten. Wir erinnern uns gern, was der Kreis der Henriette Herz zu bedeuten hatte; wir denken nicht ohne Wehmuth an Dorothea Schlegel und freuen uns, wie siegreich Rahel die politischen und culturgeschichtlichen Temperaturwechsel des Salons erträgt.

In diesen Kreisen fanden sich die Tummelplätze des Geistes, während das christliche Berlin noch keinen lebendigen Antheil davon nahm oder nehmen konnte. Alle Welt kennt die großen Namen, welche sich um diese oder jene

geistreiche Jüdin gruppierten: Schleiermacher, die Humboldt's, Friedrich Gentz und die anderen. Seit dem siebzehnten Jahrhundert lassen die Vorahnen der Ebers'schen Familie sich in der Verbindung von praktischen und zugleich geistreich thätigen Richtungen verfolgen; ja während des achtzehnten erscheinen ihre Mitglieder sogar in einer Ausnahmestellung innerhalb der jüdischen Gemeinde. Der besondere Zweig der Familie, welcher Georg Ebers angehört, ist bereits im Anfang dieses Jahrhunderts zum Christenthum übergetreten und die meisten Mitglieder gerade dieses Zweiges sind nachher in den deutschen Adel aufgegangen. So war die Mutter des gegenwärtigen Reichstagsabgeordneten Grafen Limburg-Styrum eine geborene Ebers; ebenso eine Ebers die Gattin von Oppenfelds, der das Haus der französischen Gesandtschaft am Pariser Platz vordem besaß.

Auch der Banquier Moritz Ebers, der Vater des bekannten Schriftstellers und Ägyptologen, war bereits Christ. Er gehörte zwar der Berliner „Gesellschaft der Freunde" als lebenslängliches Mitglied an: doch war diese Gesellschaft getragen von dem Humanitätsgedanken einer früheren, in diesem Sinne glücklichern Zeit und zählte Mitglieder verschiedener Confessionen. Er hatte in Rotterdam seine schöne Frau kennen gelernt, welche ihn überlebt hat; bei dem Scheiden von ihrer Vaterstadt erklärte der Bürgermeister: daß er dem glücklichen Gatten die Perle von Rotterdam übergebe. In Berlin erregte sie Aufsehen durch ihre Schönheit und man nannte sie gern „die schöne Holländerin"; es war eine der lohnendsten Aufgaben für Schadow, das Bild der schönen Frau zu malen. Ihr Haus in Berlin ward

der Sammelplatz der hervorragendsten Künstler und Gelehrten. An der stehenden Whistpartie, welche zum Besten der älteren Herrn arrangiert war, nahm unter anderen auch der Philosoph Hegel theil. Er hatte einst der Hausfrau einen besonders schwarz gewordenen Thaler abgewonnen, den er sorgfältig bewahrte und mit dem stereotypen Satze: „Schöne Frau, mein Thaler!" neben sich auf den Tisch zu legen pflegte. Die Mutter Meyerbeers, Michael Beers und Wilhelm Beers, die in den wohlthätigen wie in den geistreichen Kreisen Berlins bekannte Frau Amalie Beer war eine Großtante von Georg Ebers und beide Familien zusammen bewirtheten bis tief in das laufende Jahrhundert hinein alles, was groß war in Berlin, von Humboldt bis zu den Gesandten aller Nationen.

Die Familie wohnte damals in der geräuschvollen Leipziger Straße. Kurz bevor Georg als der dritte Sohn geboren ward, starb der Vater am 14. Februar 1837, nachdem er als Vormund der Kinder den wackern Alexander Mendelssohn, seinen theuren Freund, bestimmt hatte. Der 1. März ward der Geburtstag Georgs. Für die heranwachsenden Kinder empfahl sich ein Wohnungswechsel und nach allen Richtungen empfahl sich speciell die Lenné-Straße. Das ist die schöne, nicht sehr lange und damals noch nicht durch zu vielen Verkehr gestörte, nur aus einer Häuserreihe bestehende Straße, der gegenüber sich der stattliche Thiergarten ausbreitet. Es ist wohlig dort wohnen und darum ist die Gegend von den besten Familien gesucht: dort wohnten der Gartendirector Lenné, nach welchem die geschmackvolle Straße genannt ist, der Bildhauer Drake, der Maler

Cornelius, der Architekt Fritz Hitzig, die Bettina, die Grimms und mit diesen in einem Hause Frau Ebers mit ihren Kindern.

Solchen äußerst anziehenden Nachbarschaften gegenüber nun der Thiergarten selbst! Zunächst nur der beste Spielplatz für die heranwachsende frische Jugend, deren eine stolze Abtheilung sich vorzugsweise „Lennésträßler" nannte und Georg zu ihrem Mitgliede zählte. Das war den Knaben ungleich wichtiger als der Verkehr mit allen den Berühmtheiten, wenn auch Cornelius den kleinen blondlockigen Ebers als Engelskopf auf einem seiner Cartons zeichnete. Im Gegentheil, die an Wildheit streifende Ungebundenheit der Knaben ließ die besorgte Mutter an eine strengere Zucht denken, so große Freude auch die besten Männer, wie ein Jacob Grimm, gerade an dem frischen Blondkopf haben mochten. Daß eines der gewöhnlichen, kostspielig zu wohlfeiler Artigkeit erziehenden Pensionate hier nicht am Orte sein würde, sah die ausgezeichnete Frau klar; es mußte eine Schule gefunden werden, welcher die Heranbildung des Körpers gerade in den Entwicklungsjahren dem geistigen Unterricht nicht nachsetzte. Hier bot sich sehr glücklich das kleine schwarzburg-rudolstädtische Dörfchen Keilhau dar.

Nur wenige Stunden von Blankenburg, Schwarzburg und den Ruinen Paulinzelles entfernt, liegt es in einem engumschlossenen Thale, welches man jetzt auf bequemem Wege von Stadt Ilm aus rasch erreicht. Die Höhen ringsumher sind schön bewaldet; Luft, Wasser und Fernblicke köstlich. Hier hatte Friedrich Fröbel 1817 eine Stätte für seine Erziehungspläne gesucht; so entstand jene Erziehungs-

anstalt, welche sich durch ihre hohen Gebäude am Ende des heut vielleicht zweihundert Einwohner zählenden Dorfes sofort kenntlich abhebt. Obgleich Fröbel selbst, in seiner unruhigen, sich selbst nie genügenden Art, den Ort bald aufgab, so konnte er die Anstalt doch der Leitung und Förderung tüchtiger Lehrer, welche zum Theil mit ihm verwandt waren, zuversichtlich überlassen, und der wackere Director Barop, unter dessen Leitung Ebers hier eintrat, war selbst der Schwiegersohn Middendorfs, eines mit Fröbel verwandten Mitbegründers der Anstalt. Im gebührt der Ruhm, mit bestem Erfolge die oft mißverstandenen Grundgedanken Fröbels immer mehr abgeklärt zu haben.

Weniger wichtig war in Ebers' Falle, daß die Anstalt, welche unter Barop etwa siebzig Zöglinge mit neun Lehrern zählte, ziemlich sicher jeden Schüler bis zur Secunda des Gymnasiums führte; hier kam es ganz besonders auch auf die leibliche Weiterbildung des Berliner Knaben an, der seine Lennéstraße und seinen Thiergarten nicht vermissen durfte. Gerade für das, was er in dieser Beziehung mit seiner Übersiedlung nach Keilhau zu verlieren schien, bot ihm diese Stelle Thüringens den geeignetsten und willkommensten Ersatz. Die hier üblichen „Bergwarten“ wären in der Residenz sogar eine Unmöglichkeit gewesen. In schönen Sommernächten durften die Zöglinge hinausziehen und im Walde Krieg führen, immer zwei gegen zwei Parteien, von denen jede eine eigene, von den Knaben selbst aus Steinen aufgeführte Burg besaß. Ebers zeichnete sich durch besondere Körperkraft aus, sodaß man ihn noch heute dort unter dem Spitznamen „Bär“ kennt. Im Ringen war er der gefähr-

lichste Kämpfer, denn er war so stark, daß er den Gegner fest an sich preßte, bis er den Athem verlor und dann zu Boden geworfen werden konnte, wie denn auch heute noch, trotz langer Leiden, sein rechter Arm besondere Kraft besitzt. Den Sommervergnügungen, welche sich sogar bis zum Fechten und zum Schießen nach der Scheibe mit eigenen Büchsen ausdehnen durften, entsprachen in Freiheit und Kühnheit die des Winters: an die Stelle des eifrigsten Turnens, Reitens und Schwimmens trat jetzt Schlittenfahren von den Bergen und Schlittschuhlaufen im Thale. Jeder Herbst brachte größere Fußwanderungen von drei bis vier Wochen, welche in ihrer Art fast abenteuerlich oder doch so anregend waren, daß der vierzehnjährige Ebers sich schon in begeisterten und durchaus nicht mißlungenen Gedichten versuchte.

Daneben fanden die wissenschaftlichen Studien die angemessenste Förderung; da aber Keilhau die Gymnasialbildung nicht bis zur Reife für die Universität selbst führen konnte, so verließ Ebers mit fünfzehn Jahren frisch und in seiner Art fertig die Anstalt. Schulpforta oder das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin wäre für ihn angezeigt gewesen: ein Freund seiner Mutter empfahl Cottbus. Diese Stadt war damals noch nicht in den Eisenverkehr, der sie heute belebt, hineingezogen; die landschaftlichen Reize, welche sie unmittelbar umgaben, ließen sich nicht entfernt mit denen Thüringens vergleichen; der etwas weiter nordwestlich abliegende Spreewald besaß trotz seiner damals in Wald- und Wiesenleben noch sehr prägnant hervortretenden Eigenthümlichkeiten für einen jungen Gymnasiasten keine besondere Anziehungskraft nach dem schönen Schwarzathale und

seinen Ausläufen; das Gymnasium, obgleich in seiner neuen Gestalt erst seit 1820 bestehend, hatte unter dem bejahrten Director Carl Reuscher keine rechte Disciplin und kein frisches Leben. Daher war das erste Semester, welches Ebers noch unter ihm verlebte, reich an allerlei Zerstreuungen, die über das Gut Comptendorf eines Verwandten, des Ritterschaftsraths von Berndt hinaus bis nach Beeskow, wo ein Bruder als Fähnrich bei dem dritten Ulanenregiment stand, führten. In allen Kreisen war das dichterische Talent des begabten Gymnasiasten, willkommen und das träge Lehrercollegium und seine Lectionen verloren für ihn immer mehr an Reiz. Da war der alte Director pensionirt; an seine Stelle trat der energische, kenntnißreiche bisherige Director des Breslauer Magdalenen-Gymnasiums, Professor Tzschirner, der mit eisernem Besen den alten Schlendrian ausfegte. Dieser vorzügliche Gelehrte und Pädagog hat Ebers Kraft wachgerufen und seinen Werth schon im Voraus erkannt; ein Gedicht über Heinrich den Vogelsteller, welches dieser zur Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelm IV. mit der ganzen Begeisterung eines Dichters vorgetragen, hatte das Herz des ebenso gewissenhaften wie einsichtsvollen Mannes gewonnen, wie es nachher auch den prophetischen Beifall des Fürsten Pückler fand; Tzschirner trat auch da für seinen begabten Schüler ein, als dieser gelegentlich einer Dampfkesselexplosion und eines daraus entstandenen Brandes mit lebensgefährlicher Verwundung eine Arbeiterin furchtlos gerettet hatte. Es wurde hierin mehr als eine falschromantische Heldenthat von dem humanen Schulmann gesehen. Um aber für das nahe bevorstehende Abiturientenexamen

sich ungestörter sammeln zu können, verließ Ebers das für ihn an geselligen Beziehungen zu reich gewordene Cottbus und ging Ostern 1856 auf das Gymnasium in Quedlinburg. Obgleich ihn hier der Prorector Professor A. Schmidt in sein Haus aufnahm und die Forderungen des Abiturientenexamens nicht aus den Augen gelassen werden durften: so gehörte doch der begabte Gymnasiast bald wieder der besseren Gesellschaft und das Gefühl des raschen und sichern Lernens verlieh ihm auch hier wieder den schönen Übermuth des jugendlich ungebundenen Lebens. In den städtischen Kreisen, welche sich für ihr altes Gymnasium lebhafter als die Cottbuser für das ihrige interessierten, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit durch das Gedicht „Atys und Adrast“, welches er zum Sommeraktus gedichtet hatte und selbst vortrug; auch Männer, wie der Philolog Otto Brosin, Verfasser des Buches „Schillers Vater“, und der selbst dichterisch begabte Pfarrer Schlieben von Jüterbog, beide seine Mitschüler, waren schon frühe von der Dichterkraft überzeugt, welche hier auftauchen werde.

Aber die nächsten Jahre mit ihren Wandlungen schienen nicht darauf hinzuleiten. Ebers bezog Michaelis 1856 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren, nicht etwa aus innerm Drange, sondern weil dies für einen wohlhabenden jungen Mann am schicklichsten schien. Es verstand sich von selbst, daß der junge Jurist in ein Corps eintrat, wozu gerade Göttingen besondere Veranlassung bot und Ebers' durch frühe Übung des Fechtens und Schießens geführt werden mußte. Die eigentlichen juristischen Fachstudien wurden mit der landläufigen Gleichgültigkeit be-

handelt, besonders da Ebers gar kein innerliches Interesse für sie hatte; aber die Verwunderung seiner Corpsbrüder erregte es, daß er andere Studien mit tiefem Interesse trieb. Unter den Philosophen ragte Lotze hervor, ein Mann von unvergleichlicher Anziehungskraft für die akademische Jugend von ernsterem Kerne. Er selbst hatte nie eine eigentliche Jugend genossen, sondern war rasch zum Manne herangereift. Es war etwas Vornehmes an ihm in Empfinden, in Denkart und Stil. Von ihm ist Ebers spätere Auffassung alles Geschichtlichen abhängig, als Formen und Stufen des Strebens nach einem letzten oder doch jeweiligen Ideal. Neben ihm stand als Lehrer ganz ander Art und Richtung Georg Waitz, der neben dem Philosophen das Interesse für Detailforschung weckte, aber niemals bei dem sicher erkannten Detail sich zu beruhigen gestattete, sondern mit niemals zurückschreckendem Scharfsinn nach den inneren Zusammenhängen zu spüren gebot: dies macht für den aufmerksamen Leser seine „deutsche Verfassungsgeschichte" und sein Buch „Karoline" gleich anziehend und mußte für den künftigen Ägyptologen mit der gleich einer Mosaikmalerei aus den Denkmälern zu gestaltenden Geschichte, aber auch nicht weniger für den künftigen Dichter geschichtlicher Romane in Ebers gleich fördernd sein, wenngleich es von dem jungen Studenten augenblicklich in seinem ganzen Umfange nur geahnt werden mochte.

Noch tiefer griff ohne Zweifel ein dritter Universitätslehrer ein: Ernst Curtius. Er war eben von Berlin nach Göttingen gekommen, eine Erscheinung, in welcher sich gewinnreich die Bedächtigkeit des Forschers mit der Raschheit

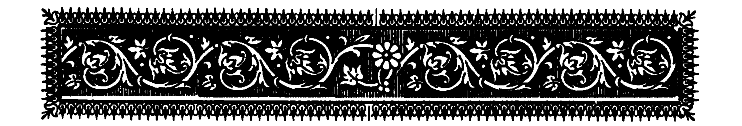
künstlerischer Intuition verband. In allem erinnerte er an Otfried Müller, der einst an seiner Seite den Boden Griechenlands betreten, und zugleich an Emanuel Geibel, mit welchem er den Zaubertrank hellenischen Geistes geschlürft hatte. Man kann sich vorstellen, wie tief eine solche Persönlichkeit Ebers berühren und wie wohlthuend gerade für ihn die schöne Vornehmheit eines solchen Lehrers berühren mußte. Aber am tiefsten traf ihn der Einfluß des Kunsthistorikers Friedrich Wilhelm Unger, der von Rechtsstudien herüber gekommen war. Seine Vorlesungen über Kunstgeschichte hörte er mit nachhaltigem Fleiß und empfing hier die dauerndsten Eindrücke; als in einer derselben von ägyptischer Kunst und Hieroglyphenentzifferung die Rede war, berührten ihn zuerst jene Anregungen, welche sein wissenschaftliches Leben und dann sein Dichten fortab bestimmen sollten. Er kaufte sich die beiden bahnbrechenden Werke: den „Précis du système hiéroglyphique" von Champollion und die noch lichtvollere und systematisch orientierende „Lettre à Mr. Rosellini" von Lepsius. Aus dem interesselosen Juristen wird ein Hieroglyphenforscher und aus dem Hieroglyphenforscher ein Dichter.

Eine harte Zeit hatte Ebers zu überwinden, ehe er eine volle Entscheidung gewann. Zu Ostern 1858 zog er sich durch Unvorsichtigkeit eine so schwere Erkältung zu, daß diese eine Lähmung der linken Seite zur Folge hatte und er zu seiner Mutter nach Berlin zurückkehren mußte. Monate lang litt er und rang nicht selten mit dem Tode; kaum genesen, war er entschieden, von jetzt ab nur der Wissenschaft zu leben. Er wurde der Fleißigste der Fleißigen. Jacob

Grimm vermittelte die nähere Bekanntschaft mit Richard Lepsius, dem bahnbrechenden Vertreter der ägyptischen Wissenschaft an der Universität Berlin. Ebers selbst hat in seiner Biographie des Meisters nach dessen Tode mit dankbarer Aufrichtigkeit näher berichtet, was er diesem schulde; es war als ein ganz besonderes Glück zu preisen, daß er, selbst so universell angelegt, in Lepsius den vielseitigsten Lehrer fand. Aber dieser verband als Lehrer und Forscher mit den weitgreifendsten Combinationen immer die kühlste Besonnenheit, so daß Ebers seine philologische Ruhe ganz besonders ihm zu danken hat. Heinrich Brugsch, den er neben Lepsius hörte, wirkte mehr durch eine gewisse divinatorische Kühnheit, welche sich rasch und zuversichtlich vieler und großer Probleme bemächtigte. Fast bedeutungslos war Franz Bopp als Lehrer für Ebers; Bopps glänzende Tage lagen weiter zurück und in seinen Vorlesungen nahm er nie den Standpunkt des indischen Philologen ein. Dagegen wirkte immer noch mit nachhaltiger Kraft August Boeckh als universeller griechischer Philologe, der es gewohnt war, seinen Scharfblick auch den vorderasiatischen und ägyptischen Gränzgebieten des griechischen Lebens zuzuwenden und damit universalgeschichtliche Zusammenhänge bloszulegen. Etwas ähnliches konnte man von einzelnen Studienrichtungen des älteren Droysen sagen, der in Ebers Arbeiten und Dichtungen nachher Lösungen für einzelne Fragen fand, die ihm in der alexandrinischen Zeit offen geblieben waren, nachdem Ebers selbst von ihm die nachhaltigsten Anregungen empfangen und in seinen Vorlesungen das culturgeschichtlich Bedeutsame herausfinden gelernt hatte. Für römische Philologie

waren ihm die Vorlesungen des niemals entsprechend gewürdigten Geppert und der persönliche Verkehr mit demselben wichtig: die von ihm geleiteten Plautus-Aufführungen entsprachen ganz besonders dem in Ebers noch nicht zu voller Kraft erwachten Dichter. Unter den Philosophen zog ihn am meisten Trendelenburg mit seiner klassisch-harmonischen Bildung an. In die alte Kunst ließ er sich gern durch Friedrichs einführen, dessen bedächtige Feinfühligkeit er hochschätzen mußte: erlebte er doch gerade den lehrreichen Streit über die philostratischen Gemälde mit, der die Frage des malerisch Darstellbaren mit Lessing'scher Schärfe entscheiden hieß. Friedrichs Hauptwerk über die antiken Bildwerke Berlins begann erst später zu erscheinen. Natürlich ging er auch nicht an Eduard Gerhard vorüber. Fast auffällig erscheint die bei einem Ägyptologen späte Beschäftigung mit der eigentlichen orientalischen Philologie, speciell mit dem Arabischen: nachdem Privatstudien vorangegangen waren, hörte Ebers Rödiger, der weniger anregend als sicher leitend ihn diesem Gebiete zuführen konnte, und das ist nachher seinen erfolgreicheren Studien an Ort und Stelle zu gute gekommen.

Im Jahre 1862 fanden endlich die akademischen Studien ihren Abschluß; er promovirte mit einer Abhandlung über Memnon und die Memnonssage: ein Thema, das ebenso sehr den Ägyptologen wie den klassischen Philologen und den Dichter anlocken mußte.



III. Schaffen und Leiden.

Im Interesse der Wissenschaft, deren Grenzen er trotz seiner universellen Vorbildung zunächst sehr eng zog, mußten gerade für einen Ägyptologen auf die Lehrjahre jetzt die Wanderjahre folgen. Denn eine so wohl geordnete ägyptische Sammlung auch seit 1855 das neue Museum darbot, Dank der streng geschichtlichen Auffassung und der wissenschaftlichen Beherrschung des alten und des neu gewonnenen reichen Materials, wie sie nur einem Manne wie Lepsius damals eigen sein konnte: so lockte doch besonders der in den außerdeutschen Sammlungen zerstreute Stoff gewissermaßen zu Entdeckungsreisen heraus. Unter allen aber hatte für den jungen Ebers die stattliche Sammlung Leydens ein großes Interesse nicht gerade wegen des hervorragenden Alters ihrer Stücke, wohl aber wegen ihres inneren Zusammenhangs und wegen ihrer ganz vortrefflichen Ordnung. Seit 1835 war hier der treffliche Conradus Leemans erst als Conservator, dann als Director des „Museum van Oudheden" thätig gewesen; er hatte diese Schätze nach allen Seiten hin nutzbar zu machen versucht und als Ebers den Veröffentlichungen von Leemans an Ort und Stelle nahe trat, gewann er zu dem von Lepsius genährten Interesse

für das alte Reich jetzt auch einen tieferen Einblick in die Culturverhältnisse des neuen: ja es lockte die große Übergangszeit der Psammetiche den Forscher und Dichter in Einem heraus.

So wurde das erste Werk von ihm im Krankenzimmer vorbereitet und 1863 vollendet: der zuerst 1864 erschienene dreibändige Roman „Eine ägyptische Königstochter". Er bezeichnet sich selbst als einen historischen: die geschichtliche Unterweisung trat ebenso sehr in dem urkundlichen Anmerkungenschatz hervor, wie im Text das Geschick künstlerischer Gestaltung. Aber gerade in letzterer Beziehung überholte Ebers weit, was ihm in Barthélemy's „Reisen des jungen Anacharsis", in Anton Theodor Hartmann's „Hebräerin am Putztisch und als Braut", ja selbst noch in Wilhelm Adolf Becker's „Gallus" und „Charikles" an Culturschilderungen vorangegangen war. Vielen mochte es trotzdem außerdem als eine gelehrte Signatur erscheinen, daß der Roman dem Ägyptologen Richard Lepsius zugeeignet war und blieb, und in der That ging des Verfassers Arbeit zunächst auf durchaus gelehrte Ziele. Dazu kam, daß der Roman trotz aller Lebhaftigkeit der Darstellung und Frische der Charakteristik keinen unmittelbaren raschen Erfolg hatte, sondern eines Zeitraumes von vier Jahren bedurfte, um sich mit einer zweiten Auflage im Interesse der Lesewelt festzusetzen.

Ebers plante bereits eine Reise an den Nil: da lernte er in Dresden Antonie Beck, die Tochter des verstorbenen Bürgermeisters Beck in Riga kennen. Sie muß hier genannt werden, weil sie als hochbegabte Gattin von da ab

in Ebers Leben eine ganz hervorragende Stellung einnimmt. Die ägyptische Reise wird natürlich aufgegeben, ein eigener Hausstand gegründet und die Habilitation an der lebensfrischen Universität Jena herbeigeführt. Es war zum zwölften Juli 1865, daß er mit einer geschmackvoll-gelehrten Abhandlung zu der nöthigen öffentlichen Disputation einlud. Wessen er bei der Abfassung dieser Untersuchung über die sechsundzwanzigste Königsdynastie der Ägypter, derselben, in deren Geschichte der Inhalt seiner „ägyptischen Königstochter" fiel, besonders zu denken hatte, zeigt die Widmung an Leemans, „den Freund und Förderer seiner Studien"; wie weit aber der Horizont seiner ägyptischen Studien sich ausdehnte, zeigten die sechs Thesen, welche er darin für die öffentliche Disputation aufgestellt hat. Er behauptet, daß schon vor Necho der Nil mit dem rothen Meer verbunden gewesen sei; daß die Ägypter unter Psammetich schon Kenntniß von den Griechen hatten, ehe Jonier und Carier landeten; daß die Plastik der Griechen aus der ägyptischen hervorgegangen sei; daß der Orkus der Griechen dem Amenthes der Ägypter entspreche. Diese Sätze können beweisen, wie bestimmt schon im Anfang seiner Lehrthätigkeit sich Ebers das ägyptische Culturleben im Zusammenhange mit der Antike dachte.

Bei einer solchen Auffassung verstand es sich von selbst, daß seine akademischen Vorlesungen von Erfolg begleitet sein mußten, auch wenn sie eine weniger fesselnde Form gehabt hätten; Themen, wie über Ägypten und die fünf Bücher Mose's oder Ägypten zur Römerzeit mußten zahlreiche Zuhörer anlocken. Aus ersterem ging 1868 der erste Band des

Werkes „Ägypten und die Bücher Mose's" hervor, dem leider bis jetzt kein zweiter gefolgt ist und wahrscheinlich auch nie folgen wird, so anziehend auch die Beziehungen zwischen Ägypten und Palästina für Religions- und überhaupt Culturgeschichte sein mögen. Eine Reihe von kleineren Untersuchungen lief in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" nebenher. Die Ernennung zum außerordentlichen Professor in Jena war unter diesen Umständen etwas selbstverständliches.

Aber die ägyptische Reise, an welche er schon vor seiner Verheirathung gedacht hatte, wollte endlich doch unternommen werden; außerdem erinnerte die damals noch beabsichtigte Fortsetzung seines Werkes „Ägypten und die fünf Bücher Mose's" dringlich daran. Diese Reise ward auf die Grenzgebiete des Nillands, welche für die alttestamentliche Geschichte besondere Bedeutung haben, sogleich in dem ursprünglichen Entwurf ausgedehnt und vom Februar 1869 ab in vierzehn Monaten ausgeführt. Zurückgekehrt fand Ebers einen Ruf nach Leipzig als außerordentlicher Professor für ägyptische Alterthumskunde vor, welchem er ungeachtet der Annehmlichkeit der jenaischen Verhältnisse mit der Aussicht auf einen großen Wirkungskreis folgte. Der Vortrag, welchen er am 17. März 1871 in dem Saale des jetzigen alten Gewandhauses zu Leipzig über das hieroglyphische Schriftsystem hielt, war eine geschickte Orientirung des gebildeten Publikums über diese scheinbar weit abliegenden Dinge, ist aber auch für den Fachmann als eine lichtvolle Geschichte der Entzifferung von Werth.

Einen größeren Beitrag zur biblisch-ägyptischen Wissenschaft als Ergebniß derselben Reise lieferte er 1872 in seinem

Buche „Durch Gosen zum Sinai“, welches eben dieser Bedeutung wegen schon 1881 eine zweite Auflage erfahren hat. Es kommen hier im Wesentlichen Fragen zur Entscheidung, welche mit dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten wie mit der Gesetzgebung am Sinai zusammenhängen und den Hauptinhalt des noch ausstehenden zweiten Bandes seines „Ägypten und die fünf Bücher Mose“ gebildet haben würden; der Hauptpunkt der hier gegebenen inhaltreichen Detailuntersuchungen ist die Übereinstimmung mit Lepsius in der Sinaifrage; indem er nicht den heiligen Berg der landläufigen Überlieferung, sondern den Serbal als den Berg der Gesetzgebung anerkannt wissen will. Sehr passend theilt sich die Darstellung in den eigentlichen Wanderbericht, in welchem wir den Israeliten durch das rothe Meer bis auf die Sinai-Halbinsel unter seiner Leitung nachziehen, und den gelehrt gehaltenen Abschnitt „aus der Bibliothek“, welcher trotz seines engen Umfanges ein sehr reiches Anmerkungsmaterial über alle hier einschlagende Fragen und darüber hinaus bietet. Den Leser wird die Widmung des Buches ebenso sehr freuen, wie sie den Verfasser ehrt: die der ersten Auflage gilt der immer geistesfrisch an den Arbeiten und dem Ruhme des Sohnes theilnehmenden Mutter zum siebzigsten, die der zweiten zum Vorabend des achtzigsten Geburtstages.

Wenn diese erste ägyptische Reise Licht verbreitete über eine der wichtigsten Epochen der alttestamentlichen Geschichte, so sollte eine zweite besonders reich werden an Ergebnissen für die eigentliche Ägyptologie. Im Herbst 1872 trat Ebers diese an und je bestimmter er seine wissenschaftliche Arbeit

bis zu einem gewissen Grade vorher hatte zurecht legen können, um so mehr durfte er bedeutender Resultate sicher sein und so wurde diese Winterreise eine großartige Erntezeit. Am bedeutendsten tritt hervor der thebanische Fund des unter dem Namen seines Entdeckers berühmt gewordenen „Papyrus Ebers", einer der wichtigsten Urkunden, welche die Geschichte irgend einer Wissenschaft aufzuweisen hat. Von der Medicin der Ägypter war allerlei Sagenhaftes überliefert, was jedoch mehr auf heilige Sprüche und Zaubereien hinzudeuten schien; aber bereits ein Berliner Papyrus in hieratischer Schrift wie jüngere Papyrus in Leyden ließen eine wenigstens orientalisch-wissenschaftliche Litteratur dieser Richtung voraussetzen und eine in dem Berliner Museum aufbewahrte Reiseapotheke, deren Kasten durch seine Aufschrift, deren Ursprung in das Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends versetzt, ließ in ihrer ganzen Einrichtung volle ärztliche Erfahrung erkennen. Dies alles wurde jedoch übertroffen durch Ebers' Papyrusfund. Dies älteste Denkmal aller wissenschaftlichen Aufzeichnungen war werth, von dem glücklichen Finder dem Könige von Sachsen als Geschenk dargebracht und den Schätzen der Leipziger Universitätsbibliothek einverleibt zu werden. Es ist der größte Papyrus nächst dem Papyrus Harris im British Museum, indem er 118 Seiten mißt, durchaus nicht allein ein „Buch der Bereitung von Arzneien für alle Körpertheile von Personen", wie sein Titel sagt, sondern eher ein culturgeschichtliches Denkmal überhaupt, und in seinem Ursprunge weit über das sechszehnte Jahrhundert v. Chr., in welchem er niedergeschrieben wurde, hinausreichend. So

haben wir in dem mit königlicher Pracht und allem wissenschaftlichen Beiwerk 1874 herausgegebenen „Papyrus Ebers" in zwei Folianten nicht allein „das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Ägypter" vor uns, sondern überhaupt die ältesten culturgeschichtlichen Aufzeichnungen eines Volkes mit bereits seit länger befestigten Lebensformen.

Neben dies große Werk stellt sich eine zweite Entdeckung geringeren Umfanges und aus einer nur wenig nach der Aufzeichnung jenes Papyrus anzusetzenden Zeit: die inhaltreiche biographische Inschrift des Feldhauptmanns Amen-em-heb in dessen Grabe westlich von Theben in Abd-el-Qurnah auf dem linken Nilufer. Sie war durch ihren die Zeit und Thaten des glorreichen Tutmes III. (im 16. Jahrhundert) betreffenden Inhalt interessant und wichtig genug, um von Ebers mehrfach untersucht zu werden. Der lange und häufige Aufenthalt in den einsamen Gräbern der thebanischen Todtenstadt gewährte dem Forscher ebenso erwünschte stille Muße, als er in der Phantasie des Dichters Keime sich bilden hieß, welche erst später, zunächst in „Uarda" aufschießen.

Reich an allerlei Anregungen und Material kehrte Ebers nach Leipzig zurück, wo ihn vor Allem die Ausgabe seines erwähnten Papyrus beschäftigte. Auf dem Orientalisten-Congreß in London im September 1874 forderte Brugsch's Vortrag über den Auszug der Israeliten aus Ägypten seinen stillen Widerspruch heraus, den er in der zweiten Ausgabe seines „Durch Gosen zum Sinai" begründet hat, indem er sich dem biblischen Bericht näher stellen konnte. Das folgende Jahr brachte endlich seine Ernennung

zum ordentlichen Professor an seiner Universität Leipzig und man konnte meinen, daß er, wie er treu an dem wissenschaftlichen Gewinn aus seinen ägyptischen Reisen weiter arbeitete, seine still gehegte Dichterkraft aber selten und im engeren Kreise hervortreten ließ, fortab nur der akademische Forscher bleiben werde, obgleich er auf ein so früh gelungenes Werk wie „eine ägyptische Königstochter“ mit Genugthuung wie auf eine frühe Heldenthat zurückschauen könne. Die gestaltende Phantasie solle nur so weit Recht neben der wissenschaftlichen Forschung haben, als diese ihrer zur Herstellung eines relativen Ganzen bedarf.

Doch das Schicksal wollte es anders. Nur leise hatte sich ab und zu das Leiden, welches ihn im Sommer 1858 heimgesucht hatte, wieder angemeldet; sehr wahrscheinlich hatten aber die Anstrengungen der Reisen, ganz besonders der Aufenthalt in den ägyptischen Gräbern, seinen Körper um so gefährlicher angegriffen, je unbefangener er sich geistig den mannigfaltigsten Eindrücken, wie er sie im Morgen- und Abendlande vollauf empfing, im Vertrauen auf seine seelische Frische, hingegeben hatte. Die Hüftschmerzen nahmen seit 1876 wechselnd den Charakter schwerer Lähmungen an. An Stelle der regen wissenschaftlichen Arbeit mußte jetzt als Trösterin die dichterische Phantasie herbeigerufen werden, nicht abschweifend von dem Ernst der ägyptischen Forschung, der sein Leben bisher gehört hatte: sondern während andere Dichter ein Gegenwärtiges als Substrat ihrer schöpferischen Phantasie zu durchleben pflegen, erschien ihm sein Ägypten, dessen grünes, langgestrecktes, schmales Thal und dessen einengende gelbe und rothbraune Höhenzüge er so genau kannte,

als der Boden, auf welchem seine Phantasie sich anbauen dürfe. Ihm war Ägypten nichts fremdes oder gar etwas seltsames: sondern etwas nahes und vertrautes. Er hatte sich diese Welt angeeignet, wie nur ein Moderner sich das, was ihn verwirrend umgiebt, aneignen kann; das geschichtlich Festgewordene hat aber vor dem, was sich unserer Beobachtung als ein noch fließendes darbietet, die Bestimmtheit der Linien voraus, in denen die Bilder zu halten sind und von dem Dichter im Wesentlichen nur die Belebung durch frische Farbentöne empfangen sollen. Für die gesättigte Gegenständlichkeit, wie wir lieber statt des beliebten Realismus sagen wollen, liegen dem Dichter, welchem die eigene oder die fremde Forschung in der Erkenntniß des Alten vorangegangen ist, keine andern Schwierigkeiten der Darstellung im Wege, als dem Darsteller des Modernen, welcher ebenfalls seine Studien zu machen hat, wenn er nicht hinter dem anspruchslosesten Maler zurückbleiben will.

Daher steht Ebers in seinem Romane „Uarda", dem ersten, den er in dieser traurigen Krankheitsepoche zu seiner eigenen Erhebung und Tröstung verfaßt (1877), durchaus noch auf dem Standpunkte wissenschaftlicher Urkundlichkeit, worüber wir uns auch ohne des Verfassers ausdrückliche Versicherung, da der gelehrte Anmerkungsapparat diesmal sehr beschränkt ist, nicht täuschen würden. Aber man wird doch an der in die Ferne des vierzehnten vorchristlichen Jahrhunderts gerückten Dichtung gewahren, der noch weit mehr als in der „Königstochter" die Befreiung der gestaltenden Phantasie von der prosaischen Gewissenhaftigkeit der Forschung gelungen ist, ohne daß an Bent-Anas, der Tochter des Königs

Ramses II., an dem schwärmerischen Idealisten Penta-ur und allen Figuren, von denen sie umgeben werden, wie überhaupt an der Schilderung der altägyptischen Verhältnisse die geschichtliche Treue verletzt worden wäre. Die einzige, aber sehr wichtige Forderung konnte festgehalten werden oder vielmehr sie mußte es, für rein menschliche Dinge auch am Nilstrom menschlich empfindende Menschennaturen gleich uns finden zu dürfen.

In dem Walddust des Hunsrück fand die umfassende Prosadichtung ihren Abschluß, wie er denn aus dem Simmerthale, aus Rheinböllerhütte am nordwestlichen Abhang des Soonwaldes, im Herbst des Jahres 1876 das Vorwort datirte. Aber so viel Dank er den lieben Freunden, welche ihn dort empfangen hatten, auch schulden mochte: wem er am meisten sich verpflichtet fand, sagen die wenigen Widmungsverse, wenn sie auch keinen Namen nennen:

„Du weißt es ja, wie dieses Buch entstand.
Als mich das Lied umfing, das grenzenlose,
Da hegte mich und pflegt' mich Deine Hand
Und an dem Dornenstrauch erwuchs die Rose.
Du gabst ihr Luft und Thau und Sonnenschein —
Auch ohne diese Widmung ist sie Dein".

Zur vollen Erklärung des schönen Wortspiels in diesen Versen mag angemerkt sein, daß der Eigenname „Uarda" nach einem von Vorderasien herübergekommenen Worte „Rose" bedeutete.

Ausgedehntere wissenschaftliche Arbeiten konnten zunächst nicht vorgenommen werden. Zu Anfang des Jahres 1877 hatte er noch der deutschen Bearbeitung der trefflichen Mas-

pero'schen „Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum" von Richard Pietschmann mit einem Vorwort das Geleit gegeben; dann nach Kräften für die Abtheilung „Ägypten" das K. Baedeker'sche Reise-Handbuch gefördert, mit welchem er auch später im Zusammenhange blieb. Einzelne Erscheinungen der poetischen Form im Altägyptischen untersuchte er streng wissenschaftlich und erörterte sie auch für weitere Kreise: so die Alliteration und den Reim. Als akademischer Docent erfüllte er mit außerordentlicher Energie seine Pflichten und man wird vielleicht nur in den Sommern 1880 und 1881 und in dem Wintersemester 1885—86, welches eine besonders strenge Cur forderte, Lücken in seiner Thätigkeit finden. Das ganze Gebiet der Ägyptologie wird durchmessen, soweit es sich überhaupt für Universitätsvorlesungen gliedern läßt. Der Schwerpunkt liegt natürlich in dem eigentlich Hieroglyphischen und Hieratischen; seltener wird ein Semester dem Demotischen gewidmet; die jüngste Stufe der ägyptischen Sprachentwicklung, welche im Koptischen vorliegt, erst im Sommer 1885 herbeigezogen. Daneben erfährt die Geschichte am meisten Berücksichtigung und ihr dienen auch die wiederholten Vorlesungen über das zweite Buch des Herodot, den klassischsten Abschnitt der alten Schriftsteller über Ägypten, welcher uns unverletzt erhalten ist.

Wenn Ebers doch noch für größere Werke populärwissenschaftlicher oder dichterischer Art Kraft und Muße gewann, so hat man in diesem eine Art von Vergessenmachen der furchtbaren Schmerzen zu suchen, von denen er heimgesucht war. Der edel contemplative Grundcharakter des Romans „Homo sum", welcher während des Jahres 1877

entstanden und dessen Widmung unter dem 11. November an den „großen Meister in der malerischen Darstellung des Lebens der Alten“ Alma Tadema gerichtet ist, legt Zeugniß für die Abwendung des Verfassers von allem Geräusch der Welt ab. An alte Studien und Wanderungen anknüpfend sucht er die weltentsagenden Einsiedler der Sinai-Halbinsel auf; aber wenn auch „schlichte Gestalten, deren innerstes Wesen er vor dem Leser zu eröffnen versucht, den Raum des Gemäldes füllen: in seinem dunklen Hintergrunde wogt doch das strömende Meer der Weltgeschichte“. Das macht die Größe dieses Romans, dessen einzelne Momente uns weiterhin noch entgegentreten sollen; hier mag nur hervorgehoben sein, daß die Schilderung der Askese des vierten Jahrhunderts zwar, wie die beiden vorangegangenen ägyptischen Romane, auf den sorgfältigsten kulturgeschichtlichen und landschaftlichen Studien beruht: aber der Dichter hat hier den Forscher vollständig überwunden und, selbst leidend, hat er die „seine Seele bewegende Idee“ von dem Recht und der Unzerstörbarkeit des ächten Menschenthums zum künstlerisch gesunden und machtvollen Ausdruck gebracht.

Wie sehr er jedoch in seine eigentlichen ägyptischen Studien vertieft blieb, zeigt das um dieselbe Zeit und bald nach „Homo sum“ abgeschlossene Werk „Ägypten in Bild und Wort“, welches in zwei stattlichen Folianten, reich mit den charakteristischsten, meist zugleich künstlerisch werthvollen Holzschnitten ausgestattet, 1879—1880 erschien. Es ist die vollkommenste Darstellung Ägyptens bis zum ersten Katarakt, welche Deutschland besitzt. In einer ebenso angenehmen wie zuverlässigen Darstellung führt der erste Band

von Alexandria durch das Delta und Gosen über Memphis nach Kairo, dessen Aufgang, Blüte und Verfall sich zu einem Bilde des ägyptischen Islam ausgestaltet; der zweite, hier anknüpfend, behandelt zunächst die Hoffnungen auf eine Neugestaltung des Reichs und führt den Leser aus dem modernen Kairo nach Ober-Ägypten, wo das von Ebers sehr eingehend studirte Theben den Mittelpunkt der Darstellung bildet. Es steht dem Ägyptologen wohl an, daß er sich für einige Punkte guter Beihülfe versah, wie in Beziehung auf Geographisches von Klunzinger, in sprachlichen Dingen von dem unvergeßlichen Spitta-Bey, in Glaube und Unterricht von Goldzihr; so blieb denn auch die volle Anerkennung von Lepsius in Berlin und Maspero damals in Paris für das alte, von Alfred v. Kremer in Wien nicht aus. Nicht minder anziehend und anerkennenswerth stellt sich auch die artistische Seite des Werkes dar. Hierfür waren die tüchtigsten Kräfte gewonnen, welche nicht aus freier Phantasie illustrierten, sondern zu gutem Theil ihre Studien an Ort und Stelle gemacht hatten. Denn von den vierzig Malern und Zeichnern, welche an dem Werke betheiligt waren, kannten nicht weniger als siebzehn das Nilland und seine Grenzgebiete aus eigener Anschauung und zum Theil wiederholten Besuchen: die Deutschen Karl Werner, Hermann Kretzschmar, E. Weidenbach, Bernhard Fiedler, Eduard Hildebrandt, Frau Jerichow-Baumann, Wilhelm Gentz, Gustav Richter, Alois Schöne, Adolf Seel, Leopold Müller, Franz Lenbach, Adolph Gnauth, Hans Makart, Ferdinand Keller, Eduard Berninger, Rudolf Huber, Ernst Körner, und drei Ausländer, der Franzose Theodor Frère, der Belgier Jean Portaels,

der Engländer Frank Dillon. Es ist nicht nöthig, eigens hervorzuheben, wie bedeutende Meister dieser besonderen Art von Landschaft und Menschentypen Karl Werner, Weidenbach, Gentz, Richter sind, welche Virtuosen dieses Südorientalischen Hildebrandt und Makart: dem Werke kam zugleich das Directionstalent des seitdem heimgegangenen Adolph Gnauth in besonderer Weise zu Gute und die in allen Richtungen sichere Illustrationsgabe Ludwig Burgers. Aus solchem Zusammenwirken des Darstellers und der Künstler erklärt sich der großartige Erfolg des Werkes über die Grenzen Deutschlands hinaus. Aber man darf über diese imposante Darstellung nicht einen kleineren Aufsatz übersehen, der unter dem Titel „Mein Grab in Theben" den vierter Band von „Nord und Süd" (1878) schmückt und den das von Doris Raab geistreich radierte Portrait des Verfassers begleitet: jener Aufsatz ist im gewissen Sinne ein tiefempfundenes und charakteristisches Stimmungsbild.

Mit einem Vorwort vom 13. November 1879 sendete Ebers seinen nächsten Roman „Die Schwestern" (1880) hinaus. Auch hier ist wieder aus gründlichen wissenschaftlichen Untersuchungen eine in Beziehung auf die beiden Hauptpersonen durchaus freie Dichtung hervorgegangen. Den Ausgangspunkt für den Dichter bildeten griechische Papyrusurkunden, welche aus dem vernichteten Staatsarchiv in Memphis für die Nachwelt gerettet worden sind; aber es ist interessant zu beobachten und einer späteren Untersuchung werth, wie auf gleichen Culturgrundlagen eine etwas frühere Epoche für den Roman angesetzt worden ist: gewählt ist die Zeit der feindlichen Brüder auf dem ägyptischen

Throne, des Ptolemäus Philometor und des Euergetes Physkon, also etwa die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts. Ebers hebt in dem lehrreichen Vorwort die Bedeutung des culturgeschichtlichen Moments hervor und aus ihm heraus ist sowohl die Größe wie die Enge der hier hervortretenden Persönlichkeiten und Anschauungen zu erklären; um das Schwesterpaar, die beiden Spenden-Aus-gießerinnen des Tempels, Klea und Irene, gruppirt sich eine bunte Welt, deren Eigenthümlichkeiten nur ein ernster Geschichtsforscher zu erkennen und ein ganzer Dichter in ihren Besonderheiten mit den weitesten Perspectiven darzu-stellen vermochte. Hierin liegt der universelle Werth und Reiz der Dichtung. Aber sie hat auch noch einen wohl-thuenden persönlichen: sie ist Eduard von Hallberger ge-widmet „am Abschluß eines Zeitraums von vier Lustren, in denen beide eine feste und warme, von keinem Mißklang je getrübte Freundschaft verbunden hat"; unter seinem gast-lichen Dache, in dem herrlichen Tutzing war der Roman zum Theil entstanden.

Die streng fachwissenschaftlichen Untersuchungen ließ Ebers daneben nicht aus dem Auge. In dieser Beziehung ist seine Abhandlung „Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien auf dem Gebiete der hieroglyphischen Volksschrift" im Maihefte der „Deutschen Rundschau" von 1880 beach-tenswerth: sie zeigt sein ganzes Geschick, aus den zahlreichen Detailuntersuchungen, welche der Fortschritt jeder besondern Wissenschaft verlangt, mit großem Blick das allgemein Be-deutsame herauszuheben.

Aber allmählich war wiederum ein bedeutender Roman-

stoff herangereift. Schon unmittelbar nach den Vorlesungen, welche er vierzehn Jahre vorher über Ägypten unter der Herrschaft der Römer an der Universität Jena gehalten hatte, war ihm der Gedanke gekommen, die räthselhafte Gestalt des Kaisers Hadrian zum Gegenstand einer Romandichtung zu machen. Charakteristisch war er schon mit „Homo sum“ über diese Epoche hinausgegangen: aber sie war durch die Persönlichkeit, welche, Orient und Occident verbindend, in ihrer Mitte stand, und durch das Aufkommen des Christenthums zu interessant, als daß sie nicht verlangt hätte, wieder aufgenommen zu werden. So entstand der zweibändige Roman „Der Kaiser“ (1881). Wieder bestimmter als in „Homo sum“ tritt das Streben hervor, im Detail der Forschung ganz treu und möglichst vollständig sein zu wollen, und Ebers hatte Recht, eine solche Forderung an sich als Dichter zu stellen. Denn mit entschiedenerem Gepräge treten die verschiedenen Religions- und Culturrichtungen neben und gegen einander auf: das ägyptische, das asiatische, das griechische, das römische, das jüdische, das christliche. Die Charakteristik aller dieser einzelnen Richtungen verlangt Bestimmtheit der Physiognomie. So wird dieser Roman mehr als einer der anderen des Ägyptologen zu einem Culturbilde, dessen künstlerischer und (fügen wir sogleich hinzu) ethischer Werth weiterhin im Zusammenhange hervortreten wird: nur das eine mag hier schon hervorgehoben werden, daß der Verfasser einen besondern Accent darauf legte zu zeigen, „wie sich zur Zeit Hadrian's die reine, von menschlichen Zuthaten noch wenig getrübte Lehre des Heilandes der Herzen bemächtigte und bemächtigen mußte“.

Nach der Absicht des Dichters sollte dieser Roman der letzte sein, „dem er das alte Aegypten zum Schauplatz anweise.“ Er hatte Recht für einige Jahre. Auf der großen Münchner Ausstellung 1879 befand sich neben andern Werken Alma Tadema's ein verhältnißmäßig kleines Bild: „Eine Frage“, welche Ebers' größtes Interesse erregte. Er sah es oft und lang und als er heimkehrte, konnte er es nicht vergessen. Ein Jahr verging und als der Winter herbeikam, so zog er mit den Seinigen nach dem Süden, wenn wir uns recht entsinnen nach Nizza. Das vor ihnen liegende purpurblaue Meer erinnerte ihn oft an Alma Tadema's Bild, bis er die Lösung gefunden zu haben glaubte; er gab sie in einer antiken Prosa-Idylle „Eine Frage“ (1884). Sie spielt in Syrakus, und wir werden weiterhin sehen, was Alma Tadema bestimmte, zu Gunsten der Ebers'schen Dichtung sein Bild mit einer leisen Änderung noch einmal zu malen.

Es schien, als ob Ebers sich wieder zur strengen Wissenschaft wenden wollte. Das 1880 erschienene Werk von Lepsius „nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrika's“ gab Veranlassung zu einer eingehenden Besprechung, in welcher Ebers treffend die hohe sprachwissenschaftlich-ethnographische Bedeutung der Einleitung hervorhob. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit der von ihm selbst für das japanische Palais in Dresden erworbenen Sammlung zu, welche der im Jahre 1880 in Nürnberg verstorbene Oberst Gemming vor etwa einem halben Jahrhundert auf einer Nilreise gesammelt hatte: fünf Stelen erschienen ihm hier besonders

wichtig. Fast gleichzeitig wurde er veranlaßt, sich (denn als Verfasser des Bilderwerks über Ägypten schien er besondere Bürgschaft zu bieten) an dem Prachtwerke „Palästina in Wort und Bild. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen“ (1883—84) zu betheiligen. Zu Grunde lag die englische Fassung, zu welcher das beste Material von dem englischen Palästina-Verein hatte zusammengebracht werden können. Für die deutsche Bearbeitung, die weit mehr ist als eine Übersetzung, hatte sich Ebers mit Hermann Guthe verbunden und an den Namen des letzteren ist eine Reihe von Forschungen, welche derselbe im Auftrage des deutschen Palästina-Vereins unternommen hat, geknüpft. Ebers fiel selbstverständlich Gosen und die Sinaihalbinsel zu, so daß das deutsche Werk manche eigenthümlichen Vorzüge neben der ursprünglichen englischen Fassung aufweist und einen ganz originalen Charakter zu tragen scheint.

Mitten in diese Studien hinein fällt der Roman „die Frau Bürgemeisterin“ (1882). Er würde uns neben und nach den ägyptischen Stoffen ganz fremdartig anmuthen, wenn wir uns nicht erinnern wollten, wie nahe des Verfassers Mutter zu Holland stand. In der Widmung an seines Vaters einzige Schwester, an die Freifrau Sophie von Brandenstein, erfahren wir zudem, daß er bereits vor siebzehn Jahren, als Gast dieser Schwester, „emsig bemüht“ gewesen ist, das zu Grunde liegende Material zu ordnen. Er wählt als Mittelpunkt seines Romans die Belagerung Leydens durch die Spanier vom März bis zum October 1574. Wir wollen es nicht tadeln, daß an die Stelle der Ideen in seinen ägyptischen Romanen etwas von niederlän-

discher Genremalerei tritt, daß der wackere Bürgermeister van der Werff fast mehr im Verhältniß zu seiner Gattin als zur Stadt unsere Theilnahme beansprucht. Wir werden dafür durch einen realistischen Zug entschädigt, den wir in keinem der früheren Romane gleichcharakteristisch hervortreten sehen, und der sich hier auch in Nebenfiguren und Kindern lebensvoll bemerkbar macht.

Dieser realistische oft ganz genrehafte Zug gibt dem Romane, der jedoch die religiösen und zugleich nationalen Gegensätze der Feinde zu einander in ihrer geschichtlichen Kraft bisweilen mehr als wir wünschten abschwächt, durchweg eine charakteristische Frische; diese Frische tritt in den bunten, fast gedrängt bunten Leben des nächsten Romans „Ein Wort“ (1883) nicht so gleichmäßig hervor. Der Erzähler bietet uns zwar eine große Zahl wechselnder Bilder, welche uns das Suchen nach dem „Wort“ vorführen; viele davon sind wahre Cabinetstücke: aber schon in ihrer geschichtlichen Ausdehnung, von der Kindheit des sehr spät sich wiederfindenden Paares im Schwarzwald bis zu den Antwerpner Ereignissen von 1579 bietet sich eine solche Fülle von Ereignissen dar, daß eine detailliertere Behandlung fast unvermeidlich war. Der schöne Grundgedanke, daß das rechte „Wort“ zuletzt in „Liebe“ gefunden wird, nachdem „Glück“, „Kunst“, „Ruhm“ und „Macht“ sich als nicht vollgültig erwiesen haben, führt in seiner aufsteigenden Herausbildung soviel Schicksalswechsel mit sich, daß es mehr als dieser einunddreißig Kapitel, um ihn zu erschöpfen, bedurft hätte.

Wir bemerken eine kurze Pause in Ebers' dichterischer Thätigkeit, welche durch wissenschaftliche Arbeiten, besonders

durch eine Untersuchung des geschnitzten Holzsargs des Hatbastru in dem ägyptologischen Apparat der Universität Leipzig ausgefüllt wird: sie ist in den Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, welcher er seit länger angehörte, von 1884 enthalten. Obgleich dieser Holzsarg seinem ganzen Charakter nach in die sechsundzwanzigste Dynastie fällt, an deren Geschichte Ebers' erster Roman und seine Habilitationsschrift angeknüpft hatte: so weiß er doch so viele Punkte für seine Untersuchung zu finden, daß diese in ihrer lehrreichen und geschmackvollen Haltung als Muster gelten kann.

Aber sein Leiden drängte ihn wieder etwas von der strengwissenschaftlichen Arbeit weg und er mußte wieder in dichterischer Thätigkeit Trost und Zerstreuung suchen. Er kehrte zurück zu der interessanten Übergangsepoche des vierten nachchristlichen Jahrhunderts und machte die Zerstörung des Serapisbildes und Serapistempels in Alexandrien im J. 391 n. Chr. zum Mittelpunkt seines Romans „Serapis" (1885). Man kann darüber im Zweifel sein, wo der Dichter am besten hätte beginnen sollen; man kann meinen, daß der Heide Karnis und seine Sängerfamilie in einem etwas lockeren Zusammenhange mit dem Kern der Dichtung stehe. Aber wir möchten sie trotzdem nicht missen, denn in ihnen tritt das Interesse an der Kunst in charakteristischer Weise hervor und wir bedürfen dieses zur Werthschätzung des Heidenthums in seinem Niedergange, ebenso sehr wie die Philosophie des Olympius. Der christliche Bischof Theophilus ist glaubensgewiß und grausam; Maria, deren Mann

den Märtyrertod erlitten hat, eine fast triviale Betschwester; mit wildem Behagen schleppen die Mönche den Rest des Serapisbildes aus dem Tempel. Diese Gegensätze, welche uns nachher noch einmal beschäftigen sollen, verleihen dem Romane eine kulturgeschichtliche Gewalt, an deren dichterischer Ausnutzung Ebers so viel Kraft der Schilderung verwandt hat, wie Kingsley an irgend eine Scene der „Hypatia". Um dieser, ganz an „Uarda" und Homo sum" erinnernden unmittelbaren Wirkung willen verdiente dieser Roman, einem Meister der bildenden Kunst, wie Joseph Kopf, zugeeignet zu werden.

Ebers' litterarische Thätigkeit hatte nach diesem Roman sich auf andre Gebiete zu erstrecken. Der am 10. Juli 1884 erfolgte Tod seines treuen Lehrers und Meisters Richard Lepsius veranlaßte ihn zu einem „Lebensbild" (1885), dessen tiefe, verständnißvolle, dankbare Empfindung und sachkundige Würdigung man nicht genug rühmen kann. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten, wie die Vorgeschichte seiner Wissenschaft, welche er in der außerordentlichsten Weise gefördert hat, haben hier die angemessene Beurtheilung gefunden, ebensosehr die Persönlichkeit des trefflichen Mannes. Aber zu einer andern Arbeit, als diese, welche das dankbare Herz des Schülers verlangte, schien sich Ebers, von immer schmerzlicheren Leiden gequält, nicht sammeln zu können. Sein „Cicerone durch das alte und neue Ägypten" (1886), welchen er als „Ein Lehr- und Handbuch für Freunde des Nillandes" in zwei Bänden herausgab, ist im Wesentlichen der gründlich um- und durchgearbeitete Text des Prachtwerks über Ägypten; aber in dieser

neuen Gestalt war es werth, dem „Schöpfer der deutschen Reichspost und Kenner der ägyptischen Kultur", H. v. Stephan, zugeeignet zu werden.

Mehr Kraft konnte Ebers für den Augenblick nicht sammeln. Es gehört nicht hierher zu erzählen, was er alles gelitten hat in dem oft besuchten Wildbald, dem geliebten Lugano, in der Schweiz, in der eigenen Tutzinger Villa; wie er zuletzt in Göppingen bei Augsburg die Kraft des Lebens, so weit es möglich wäre, wiederzugewinnen versucht hat. Es flößt Bewunderung ein, wenn man in keinem seiner zahlreichen litterarischen Werke Spuren dieses ernsten Duldens entdeckt; es ist das der Triumph derselben treuhelfenden Gattin, der er schon die schönen Verse von „Uarda" im Jahre 1877 gewidmet hat. . . . .

Welchen Dank als Mensch und Dichter er grade der Macht des Ewigweiblichen schulde, das treu und verständnißvoll in seiner eigenen Gattin ihm sich darstellt, zeigt ein Gedicht vom 20. Februar 1886, welches über den engern Kreis hinaus, für den es sich ursprünglich bestimmt hat, als Zeugniß seines dichterischen Talents und seiner sittlichen Kraft hier stehen möge, da es die Gränzen eines einfachen Geburtstagsgedichtes hoheitsvoll überschreitet:

„Von zweien Freunden hab' ich einst vernommen,
Bergmänner beide mit gestähltem Herz;
Nie war ein Unstern ihnen zugekommen,
So oft sie auch gefahren niederwärts.
Doch einst — ihr Grubenlicht war bald verglommen —
Bei emſ'gem Schürfen nach dem blanken Erz
Brach krachend über ihnen ein der Schacht
Und Graun umgab sie, Schweigen, tiefe Nacht.

Felsblöcke, silberadrig, und Geröllе
Verschloß den Ausgang dem entsetzten Paar
Und wie gequälten Sündern in der Hölle,
So sträubte den Unsel'gen sich das Haar.
Sie wußten, daß kein Laut nach Außen schölle,
Verloren dünkten sie sich ganz und gar:
Der eine lag am Boden todeswund
Und that's dem andern leise stöhnend kund.

Das Grubenlicht war beiden ausgegangen;
Jedoch der Knappe, den der Sturz verschont,
Vergaß des eignen Herzens tiefes Bangen
Und räumt', mit emſ'gen Armen mühgewohnt
Die Trümmer fort, zum Freunde zu gelangen,
Und seine schwere Arbeit ward belohnt:
Aus Steinen und dem Kleid, sich selbst geraubt,
Wölbt er ein Kissen für des Freundes Haupt.

Wenn jener stöhnt, sagt er ihm Trostesworte,
Spricht er von Hülfe, die gewißlich naht:
Die Knappschaft steht schon an des Schachtes Pforte
Und bahnt durch Felsen einen Rettungspfad!
Schon kennt man ihr Geschick im ganzen Orte,
Ein jeder rüstet sich zu frischer That!
Der Andre denkt an Weib und Kind zu Haus
Und murmelt leise nur: mit mir ist's aus!

Nein! ruft der Freund aus tiefen Herzens Innern,
Und als der Wunde haucht: „Es dörrt mein Mund!"
Eint er die Tropfen, die vom Felsen rinnen,
In seiner Bergmannskappe tiefem Rund.
Und sieh! es glückt sein freundliches Beginnen,
Und fröhlich thut er's dem Genossen kund
Und lud die dürren Lippen ein zum Trank
Und sorgt und sorgt und fordert keinen Dank.

Den Wein, den er in ihrem Korb gefunden,
In Tropfen flößt er ihn dem Kranken ein;
Wie lange Wochen ziehen hin die Stunden,
Sie wissen nicht, ob's Tag, ob Nacht mag sein.

Der Hunger, der ihn quält, lehrt den Gesunden,
Daß schon erwacht der zweiten Sonne Schein;
Doch, das ihm blieb, das letzte Stückchen Brot,
Gehört nicht ihm, gehört des Freundes Noth.

Dem armen Körper plagt ein inn're Brennen,
Er achtet's nicht, nur für den Freund bemüht;
Jetzt kann er ihn im Dunklen schon erkennen,
Kühlt seine Stirn, die heiß in Fieber glüht,
Und wird nicht müd, ihm liebend die zu nennen,
An deren Bild sich sonnet sein Gemüth.
Selbst fröstelnd wärmt er ihm die Glieder kalt;
Verzagend ruft er: „Muth! Sie kommen bald!“

Hat schon die dritte Sonne sich erhoben?
Sie glaubens beide, dem Verschmachten nah.
Da horch! Ist's Täuschung? Nein! Gott Dank! Von oben
Hört man Geräusch. Es schweigt; doch da — da — da,
Da pocht es, pocht's! Allgüt'ger, laß Dich loben!
Der Wunde röchelt leis ‚Hallelujah!‘
Jetzt schallt es lauter, immer näher bricht's,
Und jetzt — jetzt scheint der erste Strahl des Lichts!

Den Beiden dünkt es hell wie Sonnenstrahlen,
Der kleine Rettungsspalt wie weit, wie weit!
‚Hier! hier!‘ — ‚Wir kommen!‘ schallt's zu hundert Malen,
‚Dank!‘ — ‚Drauf und dran!‘ — ‚Gott Lob, noch ist es Zeit!‘
Der edle Pfleger neigt sich zu dem fahlen
Gesicht des Freund's und ruft: ‚Wir sind befreit!‘
Sie sind es, und gebettet fest und warm
Umfängt sie bald der Liebe treuer Arm. — — —

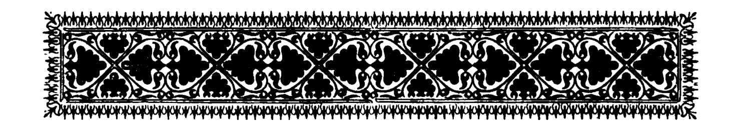
Und Du, verstehst Du, was ich Dir erzähle?
Ist das ein Lied zu Deinem Ehrentag?
Du theure, liebe, treue, warme Seele,
Begreifst Du, was dies Wörtlein sagen mag?
Ja, Dir ist's klar, warum ich es erwähle:
Wir hören auch der Retter Hammerschlag,
Auch uns hat eines Kerkers tiefe Nacht
Des Leidens, Duldens, Sehnens viel gebracht!

Schon aber sahen wir ein Licht erglänzen,
Ein neuer Lebenstag, bald bricht er an,
Und Dir, Dir möcht' ich reich die Stirn bekränzen,
Denn was dem wunden Freund der treue Mann,
Das warst Du mir! Geduldig ohne Grenzen,
So hold und lieb, daß ich's nicht sagen kann,
Hast Du mich Armen, selbst entbehrungsreich,
An Deine Brust gebettet treu und weich.

Und ohne jemals an Dich selbst zu denken,
Hast Du an mich nur Tag und Nacht gedacht;
Hast niemals nehmen wollen, immer schenken,
Und mir in Tag gewandelt trübe Nacht.
Nun wollen wir das Leid ins Meer versenken,
Und wenn uns beisteht des Geschickes Macht,
Gerettet weiter wandern lebenslang,
Du neu ermuthigt, ich voll heißem Dank.

Ist es uns nicht, als ob wir in jener rührenden altindischen Geschichte läsen, welche Friedrich Rückert wie ein Testament der den Tod überwindenden Gattenliebe hinterlassen hat? Die schöne und treue Sâvitrî geht mit schmeichlerischer, unermüdlicher Bitte dem hartherzigen Todesgotte Jama nach und gewinnt von ihm das frische Leben des Gatten Satjawan auf lange zurück.

Mich dünkt, als müßte Ebers in diesem Frühling nach Überwindung des schweren Göppingener Winterhalbjahres seiner Gattin mit gleicher Freudigkeit nach seinem Tutzing an den westlichen Höhen des Starnberger See's gefolgt sein und dessen Fluten hoffnungsverheißender als je ihm entgegenglänzen.



IV. Aegypten und Gränzgebiete.

Aus Ebers' Leben und litterarischer Thätigkeit geht schon bei dem flüchtigsten Überblick hervor, daß er als Forscher wie als Dichter sich fast ausschließlich auf ägyptischem Boden bewegt hat; selten überschreitet er die Gränzen dieses Gebietes und dann im Zusammenhange mit der Culturgeschichte des Pharaonenlandes, in welchem er schon heimisch ist, ehe er es selbst betritt: nur als Dichter sehen wir ihn einmal ein altgriechisch-sicilisches Kulturbild entrollen und zwei Stoffe des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts aufgreifen.

Die mächtige Neigung und das große Talent für ägyptische Forschung hatte lange in ihm geschlummert und in seinen früheren Bestrebungen deutete nichts nach dem glänzenden Ziele hin, welches ihm durch die oben erwähnten kunstgeschichtlichen Vorlesungen Unger's und in der Einsamkeit des Leidens aufgegangen ist. Wie er dann mit treuer Kraft in dieser Richtung unentwegt weiter arbeitet, zeigt jeder seiner Schritte, mochten sie von Berlin und seinem ägyptischen Museum nach Leiden oder Paris oder London oder nach der großen schweigenden Todtenstadt am Nil gerichtet sein. Das Lebensbild seines Lehrers und

Meisters Richard Lepsius von 1885 gibt über den allmählichen Fortschritt seiner Studien wesentlichere Aufschlüsse als die offizielle kurze Biographie, welche seiner jenaischen Habilitationsschrift von 1865 beigegeben ist.

Die Summe seiner ägyptischen Studien und wiederholten Reiseerfahrungen zieht sein großes Prachtwerk über Ägypten, welches sowohl in deutschem wie in fremdem Gewande seit 1878 das Wunderland „in Wort und Bild“ uns nahegerückt und ohne die lehrreichen aber glänzenden Beigaben als bescheidener „Cicerone“ 1886 seinen dem Fortschritte der Studien wie der Geschichte entsprechend geändertem Text noch weiteren Kreisen dargeboten hat. Während für die ganze Anlage des Werkes sich von Haus aus empfahl, von dem fast kosmopolitischen Alexandrien aus den Nilstrom aufwärts zu verfolgen, nach dem Delta und dem uns fast sprichwörtlich vertrauten Gosen, Memphis mit seinen Pyramiden, dann die echte Islamstadt Kairo mit ihren geschichtlichen Denkmälern zu besuchen und hierauf in einem zweiten Bande nach Oberägypten bis zu dem an Denkmälern überreichen Theben und der ersten Katarakte mit der märchenhaft reizenden Insel Philä hinaufzusteigen: so sind doch die einzelnen Abschnitte, wenn auch in den Gränzen ihres besondern Themas gehalten, in dem universellsten Sinne einer ägyptischen Geschichte und Alterthumskunde ausgeführt, so daß für den aufmerksamen Leser sich ein wirkliches Fundamentalwerk über das Pharaonenland ergibt. Vor dem seine Reiseroute nach Oberägypten verfolgenden Forscher oder Dilettanten breiten sich die größten Panoramen mit den weitesten Fernblicken aus; mit gleicher Virtuosität

werden uns Pyramiden und Minarets, Tempel und Kirchen, Pracht des alten Priesterthums und Armuth der modernen Fellahs geschildert.

Es ist höchst verdienstlich, daß Ebers nicht versäumt uns darzulegen, wie nach langen und immer wiederholten Versuchen die Wissenschaft zuletzt doch das Geheimniß der Hieroglyphen gelöst hat. Es kam darauf an, das Vertrauen der kritischen Geschichtsfreunde zu gewinnen. Die Geschichte der Hieroglyphenentzifferung ist eine der glänzendsten Thaten des menschlichen Scharfsinns, welche eine besonders bedeutende Parallele nur in der Entzifferung der persischen Keilschrift hat. Mit Recht ist daher in dem zweiten Bande sowohl „Ägyptens" wie des „Cicerone" ein besonderes Kapitel der „Auferstehung des ägyptischen Alterthums" in diesem Sinne gewidmet. Wir erfahren, wie zum ersten Male in Folge der napoleonischen Expedition in Ägypten am Ende des vorigen Jahrhunderts ein urkundliches Prachtwerk über das räthselhafte Land sich vorzubereiten beginnt; wie 1799 bei den durch jene Expedition veranlaßten Befestigungsarbeiten am Fort St. Julien vor den Thoren von Raschid oder Rosette nordöstlich von Alexandria die Arbeiter unter dem französischen Ingenieur = Capitain Bouchard einen Inschriftenstein mit drei Schriftarten entdecken, der neben den damals noch unentzifferten beiden ägyptischen Texten ein griechischen aufwies. Der Stein wurde nach dem British=Museum in London gerettet und es begann nun von dem griechischen Texte aus, der sofort auf die Regierungszeit des fünften Ptolemäus (Epiphanes I.) von 204—181 v. Chr. wies und ausdrücklich ein Paralleltext zu dem hiero=

glyphischen und demotischen sein wollte, jene Reihe von Entzifferungsversuchen, in denen François Champollion eine so hervorragende Stelle einnimmt.

Die Geschichte dieser Entzifferungsversuche ist so außerordentlich interessant, daß Ebers sie nicht allein an den bezeichneten Stellen näher darlegt, sondern sie auch in einem früheren Vortrage „über das hieroglyphische Schriftsystem“ vom 17. März 1871 speciell erörtert hat. Es liegt auf der Hand, daß eine Schrift, welche bis auf den Stein von Rosette mehr als drei Jahrtausende zusammenhängend durchlaufen hat, interessante Phasen der Entwicklung aufweisen mußte, und in den mehr oder weniger noch erkennbaren Phasen liegt die principielle Bedeutung dieser ganzen Schriftgeschichte. Aber Ebers hebt sehr richtig hervor, daß bei aller Mannigfaltigkeit der Laut- und Wortdarstellung im Hieroglyphensystem das ideographische (Bild und Begriff darstellende) Element dem phonetischen entschieden dienstbar sei und Laut- und Silbenzeichen das Ganze beherrschen. Darum müsse es auf den ersten Blick unfaßlich erscheinen, warum die Ägypter nicht den ganzen ideographischen und Silbenballast über Bord geworfen und sich wie die modernen Culturvölker, mit einem System von 24 (bei ihnen 25) einfachen Lautzeichen des Alphabets begnügt haben.

Dieser bedeutende Schritt ist nicht geschehen, wie Ebers treffend bemerkt, aus drei Gründen. Erstens sträubte sich überhaupt der conservative Sinn der Ägypter gegen eine Antastung des altheiligen Schriftsystems, dem die priesterliche Überlieferung göttlichen Ursprung beilegte; zweitens würde die Bilderschrift bei einer Vereinfachung bis auf nur

zwei Dutzend Zeichen diejenige Mannigfaltigkeit verloren haben, welche sie so hoch geeignet für decorative und ornamentale Zwecke macht, und drittens würde jede Vereinfachung der Schrift gegen den Sinn der Priesterschaft gewesen sein, welche grundsätzlich dem Volke nicht klar und gemeinverständlich sein, sondern durch eine geheimnißvolle Dunkelheit imponieren wollte. Denn durch alle ägyptischen Lebensformen geht eine gewisse conventionelle Umständlichkeit.

Um so wohlthuender ist der Eindruck, welchen es macht, den menschlichen Geist auch in den scheinbar dunkelsten Verhüllungen sich kenntlich wiederfinden zu sehen, nnd so ist die Hieroglyphenentzifferung durch die gemeinsame Arbeit der europäischen Ägyptologen eine in ihren Grundprincipien wie in deren Anwendung durchaus sichere, ehrwürdige Wissenschaft geworden. Dies Gefühl der Sicherheit der Resultate wird durch das glänzende Werk über Ägypten überall, auch in den scheinbar mit feuilletonistischem Reiz geschriebenen Parthien in dem Leser geweckt und man vertraut sich daher gern, zumal bei den ernstesten Untersuchungen seiner Wegleitung: auch da, wo es nur einer lehrreichen Unterhaltung zu dienen scheint, wird man bei näherer Betrachtung angenehm dargestellte Resultate gewissenhafter Forschung gewahren.

In solchem Vollbesitz dieser ägyptischen Wissenschaft ist Ebers an die Darstellung der Landes- und Volksverhältnisse gegangen und so wird sein Bild der alten Zeit ungefähr denselben hohen Werth behalten wie das des unvergleichlichen Edward William Lane über das muhammedanische Ägypten. Zwar hat Ebers auch dieser mittelalterlichen und

modernen Seite des ägyptischen Lebens seine Beobachtungen und Studien gewidmet und in Beziehung auf die jüngsten Schicksale des Landes selbstverständlich die Darstellung des eben genannten Engländers sogar überholt oder doch ergänzt, um so mehr, da er sich der Theilnahme neuerer Mitforscher zu erfreuen hatte; aber der besondere Vorzug seiner Darstellung liegt wesentlich darin, daß er ihr einen großartigen geschichtlichen Zusammenhang zu geben verstanden hat.

Memphis, mit dessen Namen die Schicksale des ältesten Reichs verknüpft sind, bildet nebst seinen ehrwürdigen Pyramiden eines der glänzendsten Kapitel des ersten Bandes von „Ägypten“ und des „Cicerone“. Ihm entspricht im zweiten der große Abschnitt über Theben. Ebers' Studien in dieser ausgedehnten Denkmalstadt bilden eine der classischen Stellen in seinen Leben und seinen Schriften, wovon schon der einfache Leser des anmuthig-ernsten Artikels „Mein Grab in Theben“ in „Nord und Süd“ von 1878 einen bedeutenden Eindruck empfangen muß. Theben ist die große Nekropole des Reichs und zugleich die glänzende Station der ganzen Culturentwicklung desselben; hieran knüpfen sich die Schicksale von zehn Dynastien, aus deren achtzehnter Thutmes III. und Amenophis III., der Memnon, aus der neunzehnten Ramses-Sesostris der Große und Mernephtah, der Pharao des Auszugs, hervorragen. Das Bild, welches Ebers von dieser, durch die Hyksos gewaltsam und fremdartig unterbrochenen Reichsgeschichte entrollt, wird man gern mit der neuesten Darstellung von Adolf Erman vergleichen.

Ebers selbst hat durch mehrere wissenschaftliche Werke sich um diese klassische Zeit näher verdient gemacht. An

erster Stelle steht seine Herausgabe und Bearbeitung des „Papyros Ebers“ (1874). Es mußte schon oben hervorgehoben werden, welche hohe Bedeutung diesem Papyrus zukomme, und wie er alle die Ehren und die glänzende Ausstattung verdiene, welche man ihm gewidmet hat. Es liegt hier eines der größten Probleme der Litteraturgeschichte vor. Schon seiner schriftlichen Aufzeichnung nach, was nicht oft genug hervorgehoben werden kann, das absolut älteste Buch, da man es dem Schrift- und Papyrus-Charakter nach in das 16te Jahrhundert setzen darf, kann es seinem eigenthümlichen Charakter nach, der eine traditionelle Entstehung innerhalb einer bestimmten Berufskaste voraussetzen läßt, viel weiter zurückverlegen.

Wir haben hier etwas vor uns, was wir als ein Stück Paläontologie der Medicin und Naturwissenschaft bezeichnen möchten. Es ist von keiner besonderen Bedeutung, wenn es, wenigstens von einem Buche über die „Uchet“ darin heißt, daß „es in den Schriften unter den Füßen des Anubis zu Sechem gefunden wurde, und daß es zu der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten, Zazati zurückgeführt werde“; auch darauf ist kein Gewicht weiter zu legen, ob man diesen König Zazati oder mit dem scharfsinnigen Engländer Goodwin lieber Husepti nenne; ja man mag immerhin schwanken, ob überhaupt dieser allem Anschein nach sagenhafte König und damit die Entstehungszeit des Buches zwischen 3730 und 3710 v. Chr. nicht ganz preiszugeben sei. Das merkwürdige an diesem Papyrus ist, daß sich in ihm magisches Formelwesen mit experimentierender Sorgfalt wie einem fast gleichberechtigten verbindet. Hierdurch unterscheiden sich seine

Gebetformeln und Zaubersprüche sehr wesentlich von denen des Atharva-Vêda der Inder, wenngleich man diesen gerade wegen dieses unbrahmanischen Charakters eher früher als später setzen sollte. Wie es eine gewissenhafte Kasten-Tradition mit sich bringen kann, verbindet in den Schriften des Papyrus-Ebers der festgewordene Aberglaube sich fest mit der sich entwickelnden Wissenschaft.

Der ägyptischen Gesammtanschauung steht es gewissermaßen natürlich an, daß diese beiden Momente mit einander erscheinen, aber so, daß dies von Ebers zweifellos richtig in Anlehnung an eine Nachricht des Clemens von Alexandrien als eines der hermetischen Bücher angesehene Werk sich auf den Gott Thot oder Hermes als den „Führer" der Ärzte zurückführt und die einzelnen Bücher als seine Offenbarungen erscheinen. Die Handschrift will aus Sais hervorgegangen sein, was an unsers Dichters „verschleiertes Bild zu Sais" und an die wenigstens seit der achtzehnten Dynastie, also seit dem 16ten bis 17ten Jahrhundert bezeugte Weisheit der Priester der alten Stadt erinnert. Wir haben hier eine Zusammenfassung verschiedener Autoren, sogar phönizischer, vor uns, durch welchen Umstand das vorhin besprochene Alter des Ganzen noch zweifelhafter wird. Uns überrascht die häufige Diagnose, durch welche die ägyptische Medicin ohne weiteres über die Stufe des Aberglaubens und des Zufalls erhoben wird; die häufige Erwähnung und eingehende Behandlung der „Metu" d. i. der Adern und Nerven bezeichnet einen sehr wesentlichen pathologischen Fortschritt. Daß die äußeren Krankheiten und die chirurgischen Dinge für die medicinische Praxis näher

lagen, versteht sich von selbst. Die klimatischen Verhältnisse Ägyptens veranlassen sehr häufige Augenkrankheiten: daher erklärt sich das reiche Detail und die geschickte Behandlung, welche wir im „Buche von den Augen" finden. Die Heilmittel, welche zum Theil aus weiter Ferne geholt werden mußten, werden sehr sorgfältigen Bestimmungen in Beziehung auf Maß und Gewicht unterworfen und wir begreifen erst jetzt vollständig, warum der Ruf der ägyptischen Arzneikunde bis nach Persien vordringen konnte, zu welcher Verbreitung das Geheimnißvolle allein kaum ausgereicht haben würde. Für die kanonische Bedeutung des Werkes zeugt der Umstand, daß ein Berliner medicinischer Papyrus, auf den Ebers aufmerksam gemacht hat, sichtlich im Abhängigkeits-Verhältniß zu dem Leipziger steht.

Die spätere achtzehnte Pharaonen-Dynastie betraf ein zweiter wichtiger, wenn auch nicht ähnlich umfassender Fund, welchen Ebers während desselben ägyptischen Winteraufenthalts von 1872—73 machte: er fand in dem Grabe des Amen-em-heb zu Abd-el Qurnah eine Inschrift, welche von den Thaten und der Zeit Tutmes III. berichtete. Es ist bekannt, daß dieser siegreiche Fürst bis in die Euphrat- und Tigrisländer vordrang: unter seinen Kriegsführern nimmt aber der genannte Amen-em-heb eine hervorragende Stelle ein. Sein Leben, durch die glücklichste persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, ist ein Stück Chronik seines großen Fürsten. Darum kam dem rasch in der ägyptologischen Zeitschrift veröffentlichten Texte der Inschrift das lebendige Interesse der Mitforscher Chabas, Birch und Brugsch entgegen nnd die darauffolgende nähere Erläuterung derselben von Ebers

bildet eine Zierde der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Zeitschrift von 1876—77. Wenn der Feldherr sich „den Fürsten, den Schatzmeister und Kammerherrn; den Mund des Königs von Ober-Ägypten, die beiden Ohren des Königs von Unter-Ägypten, der da liebt den Horus in seinem Hause und angehört dem wohlthätigen Herzen des Herrn beider Welten, den Verehrer des guten Gottes (d. i. des Königs), seinen Begleiter auf seinen Zügen zu Wasser und zu Lande und zu jedem Gebiete und zu jeglicher Stätte, welche betreten wird von Seiner Majestät", unter Beifügung von weiteren Lobsprüchen auch dessen Gemahlin nennt: so empfangen wir auch in dem Curialstil der Inschrift ein lebendiges Zeugniß für das nahe Verhältniß des Königs zu seinem Kriegsherrn. Es war zu natürlich, daß an dieser Stelle dem arbeitsamen Forscher Phantasiebilder der Vergangenheit kommen mußten, welche allmählich immer festere Gestalt gewannen, und aus der erinnerungsreichen Stille der Nekropole trat ihm die Welt seiner „Uarda" zuerst entgegen: für die wissenschaftliche Arbeit boten sich jedoch die Berührungen der biblischen und der ägyptischen Geschichte als ebenso anziehende wie der Untersuchung bedürftige Punkte dar.

Seit lange stand der Gegenstand, wenn wir so sagen wollen, auf der Tagesordnung der alttestamentlichen Kritik: wenn aber eine Entscheidung gewonnen werden sollte, so war sie nicht durch apologetische Klopffechterei, sondern nur durch den Ernst solider Forschung zu gewinnen. Für eine solche war nicht allein seit Hengstenberg's bekanntem Werke „Die Bücher Mosis und Ägypten" (1841) mit dem durch Lepsius (1837) geförderten Ausbau der Hieroglyphenkunde

eine jenem scharfsinnigen Theologen doch mehr oder weniger unbekannt gebliebene Grundlage gegeben, sondern auch die Kenntniß des geschichtlichen Materials erheblich vermehrt worden. Daher ergreift Ebers diesen Gegenstand in seinem Werke „Ägypten und die Bücher Mose's“, welches schon in seinem Titel sich charakteristisch von dem Hengstenberg's unterscheidet und leider seit 1868 aussichtslos auf einen ersten Band beschränkt geblieben ist, in einer von seinem Vorgänger ganz abweichenden Weise. In einer sprachlichen Einleitung gibt er zunächst die nöthigen Bürgschaften für die Erkenntniß des Stoffs; in einem darauffolgenden physiographisch-geographischen Kapitel eine seine geschichtliche Betrachtungsweise unterstützende Darstellung Ägyptens. Die Völkertafel des ersten Buches Mose's bietet Veranlassung zu weitgreifenden ethnographischen Combinationen; in das eigentlich geschichtliche Leben führt uns in Anlehnung an die Untersuchung über die ältesten phönizischen Colonisationen im Nord-Delta die Betrachtung der Hyksos-Epoche, deren semitischer Charakter vielleicht den Zuzug der Hebräer, insonderheit die Schicksale Josephs geradezu möglich gemacht hat. Dieser Abschnitt ist einer der inhaltreichsten des Buches, welches hier wirklich zu einem „sachlichen Commentar“ der Genesis wird. Die amtlichen Verhältnisse wie verschiedene Seiten des bürgerlichen Lebens (Backen, Weintrinken, Traumdeutung) werden urkundlich geschildert, und unser Bedauern wächst mit jeder Seite, daß dies Werk ohne Aussicht noch jetzt eines zweiten Bandes entbehrt.

Glücklicherweise haben wir durch Ebers selbst einen vollwichtigen Ersatz empfangen. Es konnte oben erzählt

werden, wie seine Arbeiten an dem beabsichtigten zweiten Bande jenes Werkes durch die fast vierzehn Monate währende Orientreise von 1869—70 unterbrochen wurden und nach seiner Rückkehr die Resultate dieser Reisen und Forschungen in „Durch Gosen zum Sinai“ ihre Darstellung fanden: das Buch erschien zuerst 1872, die zweite verbesserte Auflage neun Jahre später. Das eigentliche „Wanderbuch“ füllt darin die ersten 471 Seiten; die außerordentlich mannigfaltigen und lehrreichen Anmerkungen und Detailausführungen „Aus der Bibliothek“ die letzten 130. Die mit der ganzen Frische unmittelbarer Anschauung und im Vollbesitze ausgebreiteter Vorstudien gegebene Darstellung bezieht sich besonders auf drei Punkte der alttestamentlichen Geschichte: auf die Bedrückung der Israeliten in Ägypten, ihren Durchzug durch das Rothe Meer und die Sinaifrage. Das Land Gosen, welches uns später der erste Theil seines Prachtwerkes „Ägypten“ wie des „Cicerone“ eingehend geschildert hat, der nordöstliche Theil des Delta, wird den semitischen Zuzüglern durch die Bedrückungen Ramses' II., des Sesostris der Griechen, unwohnlich gemacht und dessen Sohn Menephtah (oder Merenptah, wie auch gelesen wird), der Amenephthes der Griechen, veranlaßt den Auszug der Israeliten unter dem mit ägyptischen Verhältnissen vertrauten Mose. Der Untergang der Ägypter im Rothen Meer wird von Ebers entsprechend der biblischen Überlieferung angenommen und die geistreiche Hypothese von Heinrich Brugsch, welche auf dem Londoner Orientalisten-Congreß von 1874 so großes Aufsehen erregte, indem sie den Sirbonischen See dicht am Mittelmeer zum Schilfmeer machte

und Baal Zephon auf den Kasiosberg der schmalen Landzunge verlegte, entschieden zurückgewiesen.

Dagegen weicht Ebers in Beziehung auf die Sinaifrage von der Tradition ab, indem er sich der Lepsius'schen Entscheidung für den Serbâl als Berg der Gesetzgebung anschließt. Den Leser wird das Bild der landschaftlichen und klösterlichen Verhältnisse der Halbinsel, welches uns in charakteristisch-lebendiger Zeichnung geboten wird, ungemein fesseln: noch mehr den biblischen Forscher die Sinai-Serbâl-Frage. Wenn auch die Überlieferung in diesem Punkte außerordentlich getrübt erscheint, so hat sie doch nicht das wahre Verhältniß ganz zu verdunkeln vermocht: wir sehen noch ganz deutlich, mit welcher Beharrlichkeit die Beduinen fast alle Reisenden verhindert haben, den Berg Serbâl zu besteigen, bis zuerst der kühne Burckhardt den Versuch wagte. Ob andere heidnische Culte dem Acte der Gesetzgebung dort vorangegangen oder gefolgt sind, wissen wir nicht; die Deutung des sichtlich zusammengesetzten Namens, welche Rödiger gelegentlich nach dem arabischen ‚sirr' (Geheimniß) oder „sirb' (Palmenwald) versuchte, so daß wir hier ein ‚Geheimniß des Baal' oder einen ‚Palmenwald des Baal' vor uns hätten, würde sich ganz gut durch eine spätere Verirrung der Verehrung des Berges erklären lassen.

Das ist der letzte Punkt der älteren Zeit, welchen Ebers einer besonderen Betrachtung unterwirft. Den folgenden Epochen kommt zu gut, was er in seinem großen Werke noch gelegentlich Thebens und anderer archäologisch wichtigen Punkte beibringt; auch dem Baedeker'schen Handbuch über Unter-Ägypten ist seine Theilnahme an mehr Stellen

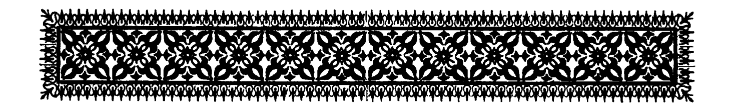
als etwa nur über „die Hieroglyphenschrift“ und „die häufiger vorkommenden Namen ägyptischer Könige“ zugewandt. Erst die 26ste, saïtische Dynastie des neuen Reichs hat wieder sein wissenschaftliches Interesse herausgefordert; denn sie wird durch einen Pharao eröffnet, der nach Fremdherrschaft und Zersplitterung wieder das ober- und unterägyptische Reich vereinigt, freilich mit Hülfe karischer und ionischer Söldner, Psammetich I.: mit diesem wird aber auch das anwachsende Eingreifen der Fremden in die ägyptische Culturgeschichte signalisiert. Schon das erste Werk, mit welchem Ebers vor uns getreten war, „Eine ägyptische Königstochter“ (1864), dessen dichterische Bedeutung uns weiterhin noch näher beschäftigen wird, hatte in der reichen Gelehrsamkeit seiner Anmerkungen Zeugniß von seinen eingehendsten Forschungen grade über diese Epoche gegeben; ganz gelehrten Charakter tragen die Untersuchungen der lateinisch geschriebenen jenaïschen Habilitationsschrift des folgenden Jahres über diese 26ste Dynastie, in welcher sowohl chronologische Feststellungen, als auch quellengemäße Erörterungen verschiedener von Herodot über die hierher gehörigen Könige gegebenen Einzelheiten mitgetheilt werden. Zur Charakteristik der sepulcralen Kunst derselben Epoche gewährt die ausführliche, gelehrte Untersuchung über den geschnitzten Holzsarg des Hatbastru (1884), welcher sich in dem ägyptologischen Apparat der Universität Leipzig befindet, einen werthvollen Beitrag: wir haben trotz des künstlerischen Niedergangs der ägyptischen Technik in dem Werke selbst die Mannigfaltigkeit der Erörterungen zu schätzen, welche sich daran haben knüpfen lassen.

Tiefer hinab steigen Ebers' gelehrte Arbeiten nicht, obgleich wir in allen seinen Schriften, in denen er die Zeiten von Alexander d. Gr. bis zur muhammedanischen Gegenwart berührt, als sichern Hintergrund immer die gewissenhafteste Forschung gewahren. Das verleiht den betreffenden Abschnitten in seinem „Ägypten" und in seinem „Cicerone" ihren eigenthümlichen Werth. Der Philolog wird gern im ersten Bande bei der Darstellung des altalexandrinischen Lebens verweilen und der christliche Theologe bei der des ägyptischen Christenthums, bis dessen Vertreter, die Kopten, im feindseligen Gegensatz zu den Byzantinern, unbedacht die Schicksale des eigenen Landes den Muhammedanern in die Hände spielen. Die Culturverhältnisse unter der Herrschaft des Islâm in dem ersten Bande „Ägyptens" und des „Cicerone" sind sehr eingehend geschildert und die Specialforschung wird Gesichtspunkte wie Detail aus dieser Darstellung mit Vortheil gewinnen; hier kommt die eigenthümliche Macht der neuen Lehre, welche auch die vorhandenen Bildungselemente in sich aufnimmt und sehr wenig von alexandrinischer Gelehrsamkeit zu vernichten vorgefunden hat, in Glauben, Staat, Litteratur und Kunst zu ihrem Recht; mit Interesse verfolgt man die Grundlegung des Islam und in dieser ersten Epoche die Gründung der noch jetzt bestehenden Moschee el-Azhar in Kairo seit 909 mit ihrer merkwürdigen Universität, welche zur Zeit ihrer größten Blüte im J. 1876 nicht weniger als 325 Professoren und 11,095 Schüler gezählt hat. Dann geht unter wechselnden Schicksalen die Geschichte zunächst Kairo's, zugleich aber die des Nillandes und der unterworfenen Nachbargebiete unter

den Fatimiden und Eijubiden von 969—1250 vor uns vorüber, dann die unter den Mamluken-Sultanen von 1250 bis 1517, in welchem letzteren Jahre das Land dem Sultan von Stambul unterthan wird, um die Schicksale des türkischen Reichs gewissermaßen jedesmal in verstärktem Grade zu durchleben, bis zu den normal-muhammedanischen Unruhen seit Muhammed-Ali und seiner Niedermetzlung von 480 Mamluken noch das fieberhafte Spiel mit Reformen kommt. Der „Cicerone" überholt das Prachtwerk „Ägypten" durch Darstellung der jüngsten Verhältnisse nach 1879, in welcher England keine anständige Rolle zugewiesen erhält.

Von den Nachbarländern fordert keines so sehr unsre Aufmerksamkeit heraus wie Palästina. Hier bot England, wie bereits bemerkt worden ist, eine gute Vorlage: in England hatten sich bewährte Kenner des gelobten Landes zu einem gründlichen Illustrationswerke vereinigt und zur deutschen Bearbeitung desselben verbanden sich Ebers und Hermann Guthe: der erstere längst bewährt in unserer Litteratur, der andre, ebenfalls Professor der Universität Leipzig, eine erste Autorität als Palästinaforscher. Wenn wir in der letzten Hälfte des zweiten Bandes die Kapitel von Sues zum Sinai, vom Wadi Marara bis zur Dschebel Musa-Gruppe, vom St. Katharinenkloster und den Bergen und Thälern des Sinai der Mönche und vom Lande Gosen bemerken: so werden wir uns sichere Schlüsse auf die besondre Art der Theilnahme Ebers' an diesem Werke erlauben dürfen; ihm ist aber sein Interesse und seine Erfahrung an jeder Stelle zu Gute gekommen.

So hat Ebers (und es ist kaum nöthig, an dieser Stelle jeden einzelnen Punkt zu bezeichnen) vom Nil bis zum Jordan, vom grauesten Alterthum bis zur Agonie des heutigen Islâm seine sorgfältigsten Studien gemacht; er hat die für seine eigentliche Forschung bestimmter abgegränzte Welt so genau durchgearbeitet, daß sie seinem Blick eine ihm wie gegenwärtig vorliegende erscheinen könnte. Wie mit dem Auge eines Hellsehers vermag er darum die Vergangenheit zu schauen, unter denen ihn die lebensvollste Zeit Ägyptens mit ihren Problemen, der Kampf des Pharaonenreichs mit Persien, nachher mit der griechischen Gedankenwelt, und sein Verbluten ins Christenthum hinein gleich einem zeitgenössischen Beobachter ergreift. Neben den Forscher Ebers darf sich so der Dichter Ebers zu stellen wagen.



V. Uarda.

Dem ächten Dichter werden gleich einem Midas alle Stoffe unter den Händen zu Gold, mag er sie zu den Füßen einer altägyptischen Pyramide oder in der lärmenden Arbeitsstätte einer modernen Fabrik aufheben. Denn alle Dinge, wenn sie uns nicht unmittelbar umgeben, sind uns von Haus aus fremd, mehr oder weniger: nur durch die Macht unsrer immer reicher und bestimmter werdenden Vorstellungen oder durch die vermittelnde und hülfreiche Thätigkeit des Künstlers, welcher die inneren Beziehungen zwischen jenen Dingen und uns zu finden weiß und enger knüpft, wird das alles erst näher vertraut, dann als menschlich bedeutsam und zu uns gehörig empfunden und zuletzt nach seinem künstlerischem Werth erkannt.

Darum ist es verkehrt, das Ägyptische lediglich wegen seiner Erscheinungsform als ein durchaus fremdes anzusehen, das ganz außerhalb unsers Gesichtskreises und Interesses stehe. In demselben Augenblicke, da von „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte“ wirklich ernsthaft gehandelt wurde und die sogenannte Philosophie der Geschichte aufhören mußte, hier selbstgenügsam zu construieren: empfing das Nilland mit seinen merkwürdigen Menschen und Schicksalen das

beglaubigte Zeugniß der Zusammengehörigkeit mit unsrer gegenwärtigen Cultur. Von den gangbaren Phantasien der Wissenschaft wie der Dichtung konnte endlich abgesehen werden und das wirklich geschichtliche auch hier als Stoff für künstlerische Gestaltung gelten.

Man entsinnt sich, welches Aufsehen Charles Kingsley's Roman „Hypatia" von 1852 machte. Derselbe Bunsen, der Ägypten in den Gang der Weltgeschichte einzureihen und Richard Lepsius für dies Gebiet der Wissenschaft dauernd zu gewinnen verstanden hatte, führte diesen Roman in Deutschland ein. Aber es waren mehr theologische Interessen, welche die Dichtung den Zeitgenossen werthvoll erscheinen ließen; in dem letzten Abendglanz des griechisch-ägyptischen Heidenthums zum Beginn des fünften christlichen Jahrhunderts sah man nur fern ab die colossalen Pyramiden und ihre eigenthümliche Welt. Sie bis in die Epochen ihres selbständigen Lebens zugleich dichtend und forschend zurückverfolgt zu haben, bezeichnet Ebers' hervorragende Stellung in der deutschen Litteratur. Nachdem er die ernstesten wissenschaftlichen Vorstudien gemacht, so daß er mit seiner Welt vertraut war wie kaum der moderne Romandichter mit der seinen, die ihn immer neue Fragen stellend, umgibt: konnte er es wagen, des Amtes als darstellender Dichter zu walten. Der Gang seiner Studien hat ihn bald in diese, bald in jene Epoche geführt; aber schon früher lag ihm die Geschichte Ägyptens wie ein Gesammtbild vor, dessen innere Einheit für das Auge des Forschers wie des darstellenden Künstlers feststand. Diese Einheit dürfen wir als Ausgangspunkt für die Betrachtung seiner

einzelnen Werke nehmen und wir werden (gleichgültig, ob der Dichter die Reihenfolge seiner ägyptischen Romane wirklich abgeschlossen haben will oder nicht) einen tieferen Einblick in den inneren Zusammenhang seines Schaffens gewinnen, wenn wir dieses nach den geschichtlichen Phasen des von ihm forschend erkannten Stoffes verfolgen.

Für die Freiheit der erfinderischen Phantasie schien der Charakter der älteren Epochen, in denen sich irgend ein bedeutender Kulturinhalt darstellte, bei ihrer geschichtlichen Entfernung besonders günstig zu sein. Die Geschichte der drei großen Pyramidenerbauer Cheops oder Chufu, Chefren oder Chafra und Mykerinos oder Menkaura bot in Leben und Kunst ausreichendes Material. Aber Lepsius' gelegentliche Forderung, daß wir für die Zwecke künstlerischer Darstellung Ägypten in seinen Berührungen mit andern Culturvölkern aufzusuchen hätten, wäre hier unerfüllt geblieben. Diese Berührungen bezeichnen gleichsam Einmündungen der ägyptischen Interessen in den großen Strom der Weltgeschichte. Sie lassen sich erst nach der ebenso bekannten, wie dennoch ihrem eigentlichen Wesen nach räthselhaften Hyksos-Zeit deutlicher erkennen. Nach dem Abzug dieser „Hirtenkönige", die uns weit mehr an Beduinen-Häuptlinge gemahnen, rührt sich die ägyptische Kraft unter einer neuen nationalen Dynastie: ihr ist das Nilthal zu eng und sie dringt bis nach Vorderasien ein; was sie im Süden gewinnt, ist kulturgeschichtlose Ländermasse. Mit der Arbeit des Krieges verband sich die Pflege der Künste, besonders der Architektur. Einem dieser Könige gehören die Memnonscolosse, deren einer später bis gegen das Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts

Zwiesprache mit der Morgenröthe hielt. Aber der König derselben, welchen die Griechen Horos nennen, erregte durch den nicht ganz erklärlichen Abfall von dem überlieferten Glauben ohne Zweifel den Unwillen der auch unter der Fremdherrschaft in ihren Rechten ziemlich unberührt gebliebenen Priesterschaft und diese trat nach dem ruhm- und nachfolgelosen Ausgang dieser Dynastie gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sichtlich mit Mißtrauen in die Ära der ruhmreichen neunzehnten Dynastie ein.

Wir wissen nicht, wie gering oder wie groß die Ansprüche waren, welche Ramses I., der Begründer dieser Dynastie auf den ägyptischen Thron zu erheben hatte: er legte aber seinen Nachfolgern die Pflicht auf, ihn zu verdienen. Mit dem vollen Bewußtsein dessen übernahm sein Sohn Seti I. die Regierungsaufgabe und legitimierte glücklicher durch Feldzüge als durch Heirath sein Geschlecht. Unter der lässigen letzten Königin der vorhergehenden Dynastie hatten sich jedoch in Syrien und Palästina die Hethiter, wie sie die Bibel, oder die Chata, wie sie die Sprache der Hieroglyphen nennt, fester constituiert und legten jedem Eroberungszuge der Pharaonen nach dem Euphrat- und Tigrisländern die schwersten Hindernisse in den Weg. Wenn Seti auch keine gegnerischerseits voll anerkannten Siege über sie davon trug, so wußte er doch die Gränze durch starke Garnisonen zu befestigen. Dem Lande Gosen wendete er eine besondere Aufmerksamkeit zu — vielleicht stammte sein Vater aus diesem semitischen Kreise: nicht unmöglich, daß Mose mit dem Erbprinzen, Seti's Sohn und Nachfolger Ramses II., den Sesostris der Griechen, erzogen wurde.

Diesen Sohn erhob der bejahrte Seti zum Mitregenten und er ward noch rechtzeitig in die Pläne des Vaters eingeführt.

Das ist der große König, welcher inmitten des Romans „Uarda“ steht, den Ebers mit ausgereifter Kunst nach langen, eigentlich zunächst absichtslosen Vorarbeiten im Sommer 1874 vollendete. Er selbst theilt uns mit, „daß er im Winter 1873 lange Wochen in einer der Grüfte der Nekropolis von Theben gewohnt habe, um die Denkmäler der ehrwürdigen Todtenstadt zu studieren; damals hätten sich in ihm während langer Ritte durch die schweigende Wüste die Keime gebildet, aus denen später dies Buch erwachsen sei.“ Wie er erst drei Jahre später die unfreiwillige Muße zur Ausführung fand, haben wir bereits oben gesehen.

Wir stehen hier im vollen Licht der Geschichte, deren Urkunden dem Dichter dieselben Schranken auferlegt haben, wie sie jeden Verfasser eines geschichtlichen Romans auferlegt sind, wenn er ein Gewissen hat. Denn nicht der von Sagen umwebte Sesostris der Griechen ist es, von welchem für den ägyptischen König dieses Romans die Grundzüge entlehnt sind; sondern die Denkmäler des geschichtlichen Ramses II. boten das erwünschteste Material. Was Ebers selbst auf Grund dieser Denkmäler in seinem „Ägypten“ und übereinstimmend damit in seinem „Cicerone“ über diesen „Pharao der Bedrückung“, seine Bauten und sonstigen Unternehmungen gelegentlich beigebracht hat, ist in vollem geschichtlichen Zusammenhange von Maspero in seiner „Geschichte der morgenländischen Völker“ zur Darstellung

gekommen und auf Grund solcher monumentalen Zeugnisse wie hieroglyphischer Papyrustexte ist Ebers' dreibändiger Roman aufgewachsen. Mit der vollen Freiheit der Erfindung hat er die nebensächlichen Personen und Dinge behandelt; bei den Hauptpersonen und geschichtlich bedeutsamen Ereignissen ist er der geschichtlichen Überlieferung treu geblieben oder hat diese, wo sie Lücken empfinden ließ, ihrem Geiste entsprechend ergänzt. Der aufmerksame Leser wird erstaunt sein, mit welcher Sorgfalt die Quellenresultate gewonnen sind, und die Sicherheit, mit welcher wir diese benutzt sehen, hebt uns über die kleine Unbequemlichkeit hinweg, in einem vielleicht bewegten Moment durch die Schwatzhaftigkeit eines mindestens offiziösen Citats gestört zu werden.

In der ersten Linie der Quellen stehen die Inschriften, für welche die zahlreichen Bauwerke des Königs Raum gewährten. Unter ihnen ragt besonders hervor der poetische Bericht des nachher viel zu nennenden Dichters und Beamten Pentaur, welcher sich mehr oder weniger vollständig auf einer Tempelwand in Luqsor, in dem zweiten Pylon des großen Tempels von Karnak, in Abu Simbel, und auf verschiedenem Papyrus findet, wie besonders auf einem Sallier'schen im British Museum in London und auf einem ergänzenden der Raifé'schen Sammlung des Louvre in Paris. Außerdem hat Ebers noch für einzelne charakteristische Züge das durch Lepsius im Original bekannt gewordene Todtenbuch von Turin, den von dem Verfasser selbst nach Leipzig gebrachten großen medicinischen Papyrus, und zahlreiche andre Aufzeichnungen auf den Papyrus des British Museum und desjenigen von Bulaq benutzt. So konnte nicht

allein alles was dem großen Kampfe bei Kades geschichtlich voraufging, eine oft bis in kleine Züge gesicherte Darstellung erfahren, sondern das große Ereigniß des endlichen Sieges war auch durch den epischen Bericht Pentaurs mit den lebhaftesten Farben vergegenwärtigt. Unter den Zeugnissen der alten Schriftsteller ist der mit jenen Papyrus combinierte Bericht des wackeren Herodot über den Verrath eines ägyptischen Statthalters wichtig. Dieser Bericht bezieht sich vielleicht nicht auf den zweiten Ramses, um den es sich hier handelt, sondern wirklich auf den dritten; doch soll auch durch die Benutzung desselben für den vorliegenden Roman nicht etwa die Glaubwürdigkeit des griechischen Geschichtschreibers in Frage gestellt werden; aber man muß dem Dichter Ebers das Zugeständniß machen, daß er diese Freiheit der Quellenbenutzung in Anspruch nehmen konnte. „Es sollte in seiner Dichtung keine Geschichte gelehrt, es sollte in ihr auch nur in zweiter Linie ein in culturhistorischer Beziehung der Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild der Zeit des Sesostris gegeben werden... Das vorliegende Buch ist nichts als ein Roman, eine Dichtung, in der er den aus der Geschichte geschöpften Stoff und das den Denkmalen nachgebildete Costüm als nebensächlich, die Bewegungen des innern Lebens der handelnden Personen aber als dasjenige betrachtet zu sehen wünscht, worauf es ihm ankommt."

Hierdurch verliert der Roman für uns Moderne viel von seinem fremdartigen Charakter und trotz der gelehrten Anmerkungen erscheint sein Inhalt uns vertraut. Wir vergessen, daß unsere Phantasie sich um zweiunddreißig

Jahrhunderte zurückzuversetzen hat, und wir glauben bisweilen das Herz der bewegten Bent-Anat schlagen zu hören. Lang gehegten Gedanken endlich dichterische Gestalt zu geben und insonderheit die Figur der Uarda zu schaffen, von welcher der Roman seinen Namen, aber nur die alleräußerste Umrahmung empfangen hat, gab Ebers ein ägyptisches Erlebniß Anlaß: „aus der Erinnerung an ein Fellahmädchen, halb Kind, halb Jungfrau, das er in einer Hütte zu Abd el Qurnah in der Nekropolis von Theben leiden und sterben sah, ist die Figur der Uarda und die vorliegende Erzählung erwachsen.“

Der Roman wird mit einer ungemein charakteristischen Schilderung des Nilthals bei dem hundertthorigen Theben eröffnet. Die Tochter des regierenden Königs Ramses II., Bent-Anat, hatte sich in das Nordwestthal der Nekropole oder Todtenstadt Thebens begeben, um von den neuen Arbeiten Kenntniß zu nehmen. Die Felsenpforte ist schmal, welche in die Schlucht dahin führt, und bei der Rückkehr, als sie selbst statt des wilden Paaker die Zügel führte, hatte sie das Unglück ein junges Mädchen zu überfahren, das mit einem Korb voll Blumen am Wege saß. Nefert, die Gattin des königlichen Rosselenkers Mena, hat die Kleine zunächst verbunden und dann in das Haus ihres Vaters, des Paraschiten (des dem Einbalsamierer vorarbeitenden Leichenöffners) Pinem schaffen lassen. Jetzt, es ist an einem Sonnabend des Jahres 1352 v. Chr., kommt die Königstochter selbst, um aus dem Setihause, zu welchem mit ceremonieller Umständlichkeit der Zutritt eingeleitet wird, einen Arzt zu erbitten. Der Oberpriester Ameni hat seine

Bedenken gegen die freien Anschauungen des jungen Dichters Pentaur des Setihauses, der für das leidende Mädchen den engherzigen Ansichten seines Meisters ärztliche Hülfe abgewinnt; ja in diesem Ameni tritt schon jetzt schicksalvoll eine Zweitheiligkeit seines Wesens hervor: neben der eifersüchtigen Wahrung der alten Satzungen, welche die Königstochter durch den Verkehr mit der gesetzlich unreinen Uarda selbst als unrein erklären, das sehr bestimmte Gefühl, daß eine andere Anschauung sich vorbereite. Aber er schickt ihn nach ärztlicher Hülfe, und gerade weil er diesen seinen hochbegabten geistigen Sohn liebt, will er ihn nicht aus den Händen lassen, er will, weil ihm eben das fehlt, die Flamme des Ehrgeizes zu seinem und des Priesterstandes Besten noch in ihm entzünden.

Was diese beiden ersten Capitel geben, ist wie die Exposition eines Dramas. Wir fühlen angesichts dieser mit voller Bestimmtheit gezeichneten Persönlichkeiten, daß sich etwas mit Folgerichtigkeit entwickeln müsse, sei es Tragödie oder Schauspiel; auf eine Komödie deutet kaum die rüpelhafte Grobheit des Wagenlenkers Paaker noch die Umständlichkeit des Ceremonienmeisters hin.

Pentaur war nicht im Zweifel, an welchen Arzt er sich um Hülfe für Uarda wenden sollte. Unter den verschiedenen Ärzten des Seti-Hauses war es sein liebster Schulfreund und Altersgenosse Nebsecht, der Enkel eines berühmten längst verstorbenen gleichnamigen Arztes, dem er vertraute. Es ist glücklich erfunden, daß ein Fehler am Sprachorgan dem begabten Arzt das Reden erschwert, aber in der so ihm gewordenen Muße Gelegenheit gegeben hat, das organische

Leben in der Natur zu beobachten. Er war eine still in sich zurückgezogene Forschernatur. Da ihm die Natur sogar erschwert hatte, die verschiedenen Formeln und Gebete zu sprechen, wie sie der Papyrus Ebers und andere medicinische Papyrus vorschreiben, so konnte er beharrlicher den Studien selbst leben, Pflanzen und Thiere sammeln, experimentieren, ja sogar Vivisectionen wagen. Bei einer solchen, an einem Kaninchen vorgenommenen, überrascht ihn der Freund, der zwar Laie auf dem Gebiete des Chirurgen oder, wie man hier hätte sagen können, des Physiologen war, aber doch einsichtig zu urtheilen wußte. Nebsecht entsprach rasch dem ihm überbrachten Befehl der Königstochter, Uarda zu Hülfe zu kommen, und nahm den blinden Formelsänger Teta mit sich, da er die vorgeschriebenen Litaneien bei seiner ungelenken Zunge nicht singen konnte, vor allem auch nicht wollte. Der rohe Paaker weist ihnen den Weg.

Sie haben die elende Hütte in der engen, nördlichen Schlucht der Stadt gefunden. Der Arzt Nebsecht hat mit seinem Begleiter das Erste und Nothwendigste gethan. Den niedrigen aber nicht engen Raum der Hütte beleuchtet das Licht von der Thür und einer Öffnung der Decke her. „Auf dem staubigen Boden des Gemachs kauerte ein altes Weib mit verwitterten dunklen Zügen und wirren längst ergrauten Haaren. Ihr schwarzblaues, hemdenartiges Baumwollenkleid war geöffnet und ließ auf ihrer verdorrten Brust einen blauen, ihr eintätowirten Stern sehen. In ihrem Schooße lag das von ihren Händen gestützte Haupt eines Mädchens, dessen schlanker Leib auf einer schmalen, zerrissenen Matte regungslos ruhte. Die kleinen weißen Füße der Kranken

berührten beinahe die Schwelle der Thür. Neben ihnen hockte ein alter freundlicher Mann, der, nur mit einer groben Schürze bekleidet und in sich zusammengesunken, sich dann und wann vorbeugte, um die Fußsohlen des Mädchens mit den mageren Händen zu reiben und leise Worte vor sich hin zu murmeln. Die Leidende trug nichts als ein kurzes Röckchen von grobem hellblauem Stoff. Ihr im Schooße der Alten ruhendes Antlitz war zart und ebenmäßig geformt, ihre Augen waren halb geschlossen, wie die der Kinder, deren Seele ein süßer Traum umfängt, aber an ihren schön geschnittenen Lippen zeigte sich von Zeit zu Zeit ein schmerzliches, fast krampfhaftes Zucken. Volles weiches, aber ungeordnetes rothblondes Haar, in dem verdorrte Blumen hingen, floß von ihrem Scheitel über den Schooß der Alten und die Matte hin, auf der sie lag."

Ihr zur linken Seite wachen hülfreich die beiden ärztlichen Helfer aus dem Setihause. Außer ihnen war vor mehreren Stunden Pentaur auf Befehl des Oberpriesters Ameni gekommen, um die Prinzessin zu warnen, wenn sie erscheine, daß sie sich durch Haus und Familie des Paraschiten beflecke. „An die rechte Wand des Zimmers gelehnt, stand er in seinem langen, schneeweißen Priesterkleide, auf die Prinzessin harrend. Sein Scheitel berührte die Decke des Zimmers und der durch die Öffnung in derselben strömende schmale Lichtstreifen umfloß sein schönes Haupt und seine Brust, während Alles, was ihn umgab, von dämmerndem Dunkel bedeckt war." Er hatte Zeit gehabt, die merkwürdigsten Beobachtungen zu machen. In einem Familienkreise von Geächteten fand er eine Fülle der Liebe und

Aufopferungsfähigkeit für einander. Er begann an den hergebrachten Anschauungen zu zweifeln. Er begann, sich innerlich durch die Frage zu befreien, ob das Unglück den Unreinen rein wasche? Freier noch und reiner fühlte er sich, als er neben der Kranken im Gebet niederkniete. Und doch war er nicht ruhig; er sollte der königlichen Prinzessin mit strafender Rede entgegentreten, die er gestern nicht zum ersten Male gesehen, sondern öfter in ihrer stolzen Schönheit bewundert hatte: und bald dünkte es ihm, als ob nicht sie durch die Hütte des Paraschiten, sondern die Heiligen dieses Ortes durch ihr Erscheinen entweiht werden könnten .....

Noch wartete er auf die Rufe der Läufer und das Gerassel der Räder: „da sah er, wie sich die Thüröffnung verdunkelte und eine tief gebückte Gestalt mit über der Brust gekreuzten Armen das Zimmer betrat, um sich schweigend neben der Kranken niederzulassen. Die Ärzte und die Alten regten sich und wollten sich erheben; sie aber winkte ihnen, ohne die Lippen zu öffnen, mit ausdrucksvollen, feuchten Blicken, an ihrem Platz zu verbleiben, schaute der Kranken lang und liebreich in's Gesicht, streichelte ihren weißen Arm und wandte sich an die Alte, um ihr zuzuflüstern: „Wie schön sie ist!“

Das war Bent-Anat. „Sie hatte kaum ihr neunzehntes Jahr erreicht, und doch breitete sich über ihr Wesen etwas frauenhaft Selbstbewußtes. Ihr hoher Wuchs überragte den ihrer (draußen harrenden) Freundin Nefert beinahe um eines Hauptes Länge, ihre Haut war heller, der Blick ihrer guten und klugen blauen Augen ohne Schwärmerei, aber klar und entschieden, ihr Profil war edel, aber scharf ge-

schnitten und dem ihres Vaters so ähnlich, wie eine schöne Landschaft im milden, alle Härten glättenden Scheine des Mondes der gleichen Landschaft im hellen Glanze des Mittags. Ihre kaum merklich gebogene Nase war das Erbtheil ihrer semitischen Voreltern, und das Gleiche galt wohl von der leichtgelockten Fülle ihres braunen Haares."

Aus diesem vollen Haar löste Bent-Anat eine Rose und legte sie der Leidenden auf die Brust, welche die Pferde ihres königlichen Gespanns mit ihren Hufen verwundet hatten. Der schon bei Bent-Anat's Eintritt erregte alte Paraschit nahm das Tuch von der Brust der Kranken und zeigte auf die Wunden wie auf blutige Rosen. Aber indem er schon im Begriff war, die wirkliche Rose durch die Thür seiner Hütte hinauszuschleudern, ergriff Pentaur kräftig seine Hand. Mit gedämpfter Stimme hieß er ihn in sich gehn: „die holde Blume der reinen Menschlichkeit habe diese stolze Fürstin seinem Kinde auf's Herz und ihm zu Füßen gelegt"; schon ist der Alte im Begriff, weich und warm zn werden: da regt ihn alte Erinnerung gewaltsam auf; er denkt seiner sieben Söhne, von denen drei in den Zwangsarbeiten am Suez-Canal Sethi's I., drei andere unter den Aethiopiern verkommen, und der liebste, siebente vielleicht von nordischen Hyänen gefressen sei. Bei dem lauten Klagegeschrei, in welches die Weiber ausbrechen, fährt die leidende Uarda auf von ihrem Lager, und hört auf ihre Frage, daß der Jammer ihrem Vater gelte. Jetzt endlich entsinnt sie sich, daß sie ihren Vater in Theben gesehn und geküßt und von ihm einen goldenen Ring in ihr Röckchen eingeknotet habe, als der Wagen auf sie losgebraust sei. Mit zittern-

der Hand öffnet der greise Paraschit den Knoten des Kleidchens und der Ring rollt zu Boden. Bent-Anat hebt ihn auf, gibt ihn segnend dem Alten, befiehlt dem Arzt die größte Fürsorge und verläßt mit Pentaur die Hütte.

Vielleicht kann man diese Schlußwendung fast theatralisch-überstürzt finden: im Ganzen gehört aber dies fünfte Capitel des ersten Bandes, welches den Besuch der Paraschiten-Hütte durch die Prinzessin erzählt, zu den Juwelen aller Romandichtung. Die ungemeine Anschaulichkeit der Darstellung und die psychologische Gewalt der einzelnen Motive sind gleich groß; wir fühlen uns zu der Frage, was hieraus sich ergeben müsse, unwiderstehlich gedrängt. Was wird mit Uarda's Vater sein? was mit ihr selbst werden? Bereitet sich in Bent-Anat's Herzen, in Pentaur's Seele nicht ein bedeutsames Schicksal vor? Sind Paaker und Nefert als gleichgültige Figuren auf der Fahrt nach der Paraschiten-Hütte anzusehen?

Der Dichter eröffnet uns einen lehrreichen Einblick in das altägyptische Zauber- und Hexenwesen, durch welches sich der Wagenlenker die Liebe der schönen Nefert, mit der er einstmals verlobt war, wiedergewinnen will; tiefer berührt uns das Stimmungsbild, welches Bent-Anat und Pentaur mit einander zeigt. Als sie darauf mit ihrem Gefolge dem Seti-Hause genaht war und den Vorhof betreten wollte, wehrte Ameni mit seinem priesterlichen Krummstab ihr den Eingang, da sie ihre fürstliche Hand durch die Berührung der Unreinen besudelt habe. Schweigend ertrug Ben-Anat den priesterlich-strengen Blick, dann faßte sie sich, um dem Tempel stolz den Rücken zu kehren. Da begegnete

ihr Blick dem Auge Pentaurs. Was sie darin las und wie die beiden groß angelegten Menschen stumme Zwiesprach hielten, konnte dem priesterlichen Scharfblick Ameni's nicht entgehn. Nach kurzem Zaudern rief er Bent-Anat noch einmal an. Als sie vernahm, daß ein Priester, seines Eides vergessend, ihr nicht lange zur Seite stehn könne, sondern verdammt werde: mußte sie von tiefstem Mitgefühl für Pentaur ergriffen werden. Sie unterwarf sich dem oberpriesterlichen Urtheilspruch und unter geistlichem Gesang und Segen verließ sie den Tempel. Pentaur aber blieb wie gebannt an dem Pfeiler stehn und beachtete nicht das Zeichen, welches sie ihm gab, indem sie die Geißel zur Erde fallen ließ, die jedoch nicht er, sondern ein herzuspringender Läufer aufhob.

Der Dichter hat hier eine Reihe seelisch-interessanter Momente zusammengedrängt, welche die bildende Kunst herausfordern mußten, wie sie jeden Leser durch ihr lebhaftes Kolorit anregen werden. Das fünfte Bild der Ebers-Gallerie von Ferdinand Keller von Karlsruh hat den Augenblick gewählt, da Ameni Bent-Anat den Eintritt in den Tempel verwehrt. Wir sind von diesem Künstler gewohnt, das Landschaftliche und Genrehafte in den Dienst des großen historischen Stils gestellt zu sehen: so in dem „Nero beim Brande Roms“ und in „Hero und Leander“; aber in der überaus charakteristischen Behandlung des Ebers'schen Stoffes hat er doch Bent-Anat's seelische Energie nicht zu jenem stolz-schönen Ausdruck gebracht, den Pentaur an ihr liebt. Es ist eine ergrimmte Bestürzung, was uns der stark vorwärts geneigte Kopf und der lang herabhängende

linke Arm mit den ausgespreizten Fingern verräth, nicht der edle Stolz eines königlichen Weibes.

Denn sie hatte in diesem Augenblick noch nicht in Pentaur's Mienenspiel gelesen; erst die Rücksicht auf sein priesterliches Schicksal, wie sie es bei Ameni's hochmüthig-zornigen Worten sich vorstellen muß, macht sie weicher. Den nach ihrem Abfahren immer noch sinnend an den Pfeiler gelehnten Pentaur ruft der weithin dröhnende Schlag der Erzscheibe zur Vorlesung. Ihn beherrscht jetzt nur der Gedanke, daß die hohe Bent-Anat sich für ihn geopfert habe. Als ob ihm dadurch eine fürstliche Erhöhung zu Theil geworden, handelt er jetzt begeistert vor seinen Schülern über die Frage „Wie erkennen wir die Güte der Gottheit?“ so, daß er zwar die Zuhörer entzückt, aber auch den Tadel Ameni's erfährt. Denn dieser sieht es deutlich: dem früheren Schüler Mesu (alttestamentlich Mose), der bereits abgefallen ist, wird Pentaur folgen. Eine solche Kraft darf aber nicht mit dem Hause des Königs Ramses II. verbunden werden; der Oberpriester will vielmehr gegen dies übermüthige Königthum einen „ersten Pfeilschuß“ wagen und darum läßt er ein Schreiben an alle Priestercollegien des Landes ergehn, daß „die Tochter dieses Ramses sich gegen das Gesetz schwer vergangen und verunreinigt habe und man für sie in allen Tempeln öffentliche Gebete sprechen möge“.

Unterdessen bereiten sich auch von anderer Seite gefährliche Agitationen vor. Der schwache Statthalter Ani, dessen Hand Bent-Anat abgewiesen hat, der Wagenlenker Paaker, den die schöne Nefert nicht mochte, deren intrigante Mutter Katuti und der Zwerg Nemu finden sich in dem

Plane gegen Ramses zusammen. Seltsam contrastiert damit das schöne Capitel, welches die genesende Uarda zum ersten Mal unter dem von dem alten Großvater und dem heimgekehrten Vater vor dem Paraschitenhause bereiteten Zeltdach Licht und Luft genießen läßt; auch Pentaur kommt dazu, wie Uarda schon bestimmt vorher zu wissen meint, und der arme künstlerisch angelegte Scherau, der von der bösen Hexe Hekt zum Zwerg erzogen wird und heut einmal freigelassen war. Der Maler Wilhelm Gentz, der Nordafrika, Vorderasien und das morgenländische Wüstenleben unter den deutschen Künstlern vielleicht am meisten studiert hat und an der Illustration des Ebers'schen „Ägypten" in hervorragendster Weise betheiligt war, hat auf dem sechsten Bilde der Ebers-Gallerie den Augenblick dargestellt, da Uarda zum ersten Male vor die Hütte getragen ist. Noch ist Pentaur nicht gekommen; hinter der Kranken sind die alte gute Großmutter und der treue Nebsecht in unermüdlicher Pflege beschäftigt; sie selbst schaut zum ersten Male wieder in die sonnige Landschaft mit den charakteristischen Denkmälern und den Felsenhöhen im Hintergrund, in der Linken den frischen Blumenstrauß und ernste Gedanken auf der umlockten Stirne.

Ja, mit Recht läßt der Maler Uarda ernster hinausschauen, denn ernste Dinge bereiten sich vor. In dem Tempel der Hathor, dessen Leitung Ameni an Pentaur übertragen hat, entsteht Aufruhr gegen diesen. Für die einen ist er zu wahr: für die andern zu rein, und aus dem tiefsinnigen Gespräche, in welchem wir ihn mit seinem Freunde Nebsecht im zweiten Capitel des zweiten Bandes begriffen

finden, ersehen wir auch, daß er nicht im geringsten zu dem priesterlichen Handwerk paßt. Ebenso wenig vermag sich Nebsecht in den Gränzen der hergebrachten Heilkunde zu halten: er hat als Preis für Uarda's Heilung von dem alten Paraschiten ein menschliches Herz und sogar das eines Propheten sich zu verschaffen gewußt. Daß man ein Widderherz in der Brust des Propheten fand, erregte Aufsehen; Trauer aber die Nachricht von dem Tode des heiligen Widders des Amon zu Theben und des Apisstieres von Memphis. Auch das Setihaus war davon erfüllt, dessen Leiter Ameni aus Theben zurück erwartet wurde; er soll auch über die aufrührerischen Zöglinge (unter ihnen Prinz Ramiru) zu Gunsten Pentaurs, diesen selbst und Bent=Anat wegen ihrer Begegnung mit ihm Strafen verhängen: hierfür scheint Ameni Aufschub nöthig zu haben. Er bedarf das Rednertalent Pentaur's für das bevorstehende Fest des Thales, welches auch das wunderbare Widderherz wie die Auffindung eines neuen Apis unter des Statthalters Ani Herden feiern, aber zugleich eine gegen Ramses gerichtete revolutionäre Bedeutung haben soll. An diesem großen Feste nehmen, weil theilweise als unreine ausgeschlossen, Bent=Anat mit ihrer neuen Hofdame und Prinz Rameri nur verkleidet theil. Pentaur's officielle Festrede war bereits unter Beifall geendet, als Bent=Anat mit ihrer Begleitung den Festplatz betrat und nur noch Ausdrücke der Bewunderung aus dem Volke vernahm. Bei dem Umzuge sehen sie auch von Ferne des Paraschiten Pinem Hütte und Rameri kann die Schönheit der hellfarbigen Kranken in ihren Umrissen bewundern, die sich um den Alten zu sorgen scheint. Da, als dem an=

dächtigen Volk das heilige Widderherz gezeigt wurde, stürzte der wahnsinnig lachende Paraschit herbei, noch zur rechten Zeit kommt Pentaur herzu, nicht um den armen Greis, der erschlagen wird, sondern die arme Uarda von den Mißhandlungen der rohen, aber gläubigen Menge zu befreien; doch sie stürmt nach, Pentaur erhält zwar das Schwert eines gefallenen Soldaten gereicht, Rameri schwingt ein Beil: da trifft ein Steinwurf Pentaur und Brände fliegen nach der Hütte: da wie eine erlöseude Erscheinung erhebt sich Bent-Anat's hohe Gestalt. Aber obgleich die Menge zurückzuweichen scheint, so wagt es doch Pentaur zu erklären, daß dies nicht Bent-Anat sei, damit sie sich retten könne, und zu rechter Zeit drängt sich der als Arzt bekannte Nebsecht heran, um in Pentaur den Festredner des heutigen Tages zu bezeichnen; doch erst das Nahen des Hauptmanns und seiner Soldaten bringt vollständigere Ruhe und Pentaur, wie die Leiche Pinem's wird mit weggeführt.

Dieser Abschnitt des Romans (es ist das dreizehnte Capitel des zweiten Bandes) ist die bitterste Partie des Ganzen. Tragisch ist der Tod des alten Paraschiten; ihm läßt es keine Ruhe, die Vertauschnng eines Widderherzens gegen ein Menschenherz auf dem Gewissen zu haben. Diesem Gewissen des einzelnen armen, als unrein geächteten, für seine Handthierungen mit Steinwürfen belohnten Leichenöffners gegenüber der gläubige Hochmuth der Masse, die das unächte Herz fromm verehrt und den zweifelnden mordet!

Mit Mühe retten sich aus diesem Gewühl die Königs-

kinder und Nefert. Sie eilen, um noch vor der Überfahrt des Gottes und der ungeheuren Processionsmasse über den Nil zu gelangen; sie erreichen noch das letzte Boot, welches der Oberste der Sicherheitswächter vor jener Überfahrt des Gottes abstoßen lassen kann. Aber Paaker will mit einem größeren Fahrzeug ihnen vorauffahren; der Conflict, der ihm seinen großen Hetzhund kostet und seine Hand schwer verwundet, wird nur dadurch beigelegt, daß Bent=Anat sich Paaker zu erkennen gibt: doch murmelt er dieser „Ramses=brut" einen schweren Fluch nach.

Bei der festlichen Zusammenkunft, welche die vornehme Priesterschaft mit auserwählten Gästen nach der Feier des Tages in dem Seti=Hause hatte, fehlte auch Paaker nicht: er gehörte seinem alten Geschlecht nach hierher; auch bedurfte man seiner; doch im Grunde war er zu roh für diesen Kreis mit seiner conventionellen Bildung und zudem schmerzten ihm die zerschlagenen drei Finger glücklicherweise der linken Hand. Auch der kostbare Ring war zerschlagen, den einst sein Vater von dem regierenden König empfangen hatte; das Stück des flach geschliffenen Siegelsteins mit dem Namen des Königs war herausgeschlagen und wie es schien verloren. Die Schmerzen der Hand nöthigten ihn früher das Fest zu verlassen, um den Arzt Nebsecht aufzusuchen, und bald folgten der Oberpriester Ameni und der Statthalter Ani: denn Pentaur sollte noch diese Nacht vernommen werden; das Zechgelage der Zurückbleibenden dauerte aber noch bis zum Morgengrauen fort.

Pentaur war unterdessen von einer seltsamen Unruhe ergriffen, von der er sich durch inbrünstiges Gebet zu be=

freien suchte. Das Verhör, so dünkte ihm, würde Entscheidung und Beruhigung bringen. Er legte mit Aufrichtigkeit vor Ameni Zeugniß ab. Vier Menschen hatte er getödtet, doppelt so viele verwundet, nicht pflichtmäßig das weiße priesterliche Gewand außerhalb des Hauses getragen, an die Stelle der ausgleichenden Ruhe des Priesters die Wildheit des Soldaten gesetzt, verschwiegen, daß Bent-Anat sich in den Kampf gemischt und ihn gerettet. Ameni hatte genug gehört. Dem Statthalter gab Pentaur auf Befragen noch die Auskunft, daß die alte Zauberin Hekt als Nachbarin des Paraschiten die Großmutter mit dem noch nicht ganz genesenen jungen Mädchen zu sich genommen habe: dann wurde Pentaur in das Gefängniß des Seti-Hauses zurückgeführt. Der Oberpriester und der Statthalter geriethen beinahe in Streit, wem von ihnen beiden die Entscheidung über Pentaur zufalle; doch nimmt ihn Ameni in Anspruch. Er deutet zugleich auf die ungemeine Ähnlichkeit, welche im Kampf Pentaur mit dem großen Assa oder seinem Sohn, dem Vater Paaker's gezeigt habe. Der Statthalter räth zur Festnahme der alten Hekt, die das Weib des Paraschiten aufnahm und mehr wissen werde: dann kehrt er zu dem Festgelage zurück.

Wir befinden uns an einer Stelle, deren Bedeutung der gewöhnliche Romanleser leicht übersehen kann; und doch ist sie in der Ökonomie des Ganzen außerordentlich wichtig. Das letzte Capitel des zweiten Bandes hat einen schicksalsvollen Sinn. Weniger, daß Paaker in der furchtbar stürmischen Nacht sich mit Gefahr übersetzen läßt und noch von der ängstlich wachenden Mutter Setchem aufgesucht wird:

ihr ist bange vor dem Zorn des Königs wegen des Streites an der Landungstreppe und vor der überraschenden Ähnlichkeit Pentaur's mit Paakers Vater, die selbst dem alten äthiopischen Sklaven des Hauses aufgefallen ist. Aber der Sohn kam nicht mehr zurück von dem, was vorbereitet und beschlossen ist. Ungleich bedeutender ist das Verhör der alten Zauberin Hekt, von deren Ankunft der Oberpriester Ameni, bald nachdem die Gäste des Setihauses sich zur Ruhe begeben, unterrichtet wird. Von köstlicher Komik ist ihr Eintritt in den ersten Momenten. Der Oberpriester nicht weniger als der Statthalter fürchten etwaigen Zauber. Der Mann der weltlichen Herrschaft begehrt den schützenden Segen des Priesters; dieser räth zu einem Raum mit frommen Sprüchen, dessen Schwelle man besprengen möge und von welchem ein Sprachrohr jedes Wort in das Nebengemach trägt, und entfernt sich.

Dies Verhör ist ebenso charakteristisch wie inhaltreich. Die Hexe Hekt ist einstmals die schöne Sängerin Beki gewesen, allein übrig geblieben von einer durch Ramses vernichteten Gouverneurfamilie von Abydos; eine Krankheit, in die sie aus Verzweiflung über die Untreue und Rücksichtslosigkeit eines Verehrers, des ruhmvollen Assa, fiel, raubte ihr Schönheit und Stimme; sie lernte ursprünglich für ihr eigenes Herz, dann auch für andere, Zauberei von einem ausgestoßenem Priester, den man erhängte, als man seiner habhaft wurde. Von da ab wohnte sie allein in der Zauberhöhle. Da brachte ihr eines Tages der Gärtner Sent, der ein Landstück vom Setihause gepachtet hat, ein neugeborenes Kind mit sechs Zehen, dem sie das überflüssige Glied durch

ihre Künste entfernen sollte. Am andern Morgen wird sie von der Dienerin eines vornehmen Hauses geholt; ihre Herrin sei bei dem Besuch ihrer Familiengruft (man vergesse nicht, daß dies bei den Ägyptern ein Akt auch der lebensfreudigen Pietät war) von der Entbindung überrascht worden: sie findet dort Setchem, die Schwiegertochter Assa's! Als dieser selbst kömmt, immer noch ungebeugt und stattlich, gibt sie ihm den Sechszehnknaben als den neugeborenen Enkel und kann nach einigen Tagen dem Gärtner Setchems Kind als ein durch ihren Zauber normal hergestelltes übergeben. So wird der edel geborene Pentaur zu einem Gärtnersohne; des Gärtners eigentlicher Sohn Paaker mit der angeborenen derben Handwerkernatur zum Enkel des Assa.

Der Statthalter Ani ist von diesen Mittheilungen erschreckt, wie sie jeden Leser überraschen werden. Paaker darf vor allem nichts von dem wahren Sachverhalt erfahren. Aber wir entnehmen schon aus dem Traume, den seine angebliche Mutter Setchem dem Oberpriester Ameni vorlegt, was sich vollenden wird. Paaker wird nicht aus Syrien zurückkehren, wohin ihn der priesterliche Segen begleitet: wohl aber der jetzt noch gefangene Pentaur, mit dem er einst vertauscht worden ist.

Man steht am Schluß des zweiten Bandes vor einer großen Katastrophe. Die Wetterwolken ballen sich. Unsere Aufmerksamkeit darf sich nicht zersteuen lasseu durch das einzelne Gewölk, welches doch dem großen Zuge folgen wird. Wir glauben einer Peripetie zu nahen, denn dramatischen Charakter tragen selbst die vereinzelt stehenden Scenen mit ihrem Detail; aber wenn auch die hohe Gestalt Ramses' II.

noch nicht recht erkennbar im Hintergrunde steht: Pentaur und Bent=Anat sind innerlich so reich angelegt, daß das Schicksal den Keimen ihrer Seele noch einen vollen, fruchtbaren Sonnenschein gönnen muß. Der Träger dieser Entscheidung wird jener König troß aller Ränke der Verschwörer und aller Macht der Chetithen sein.

Aber neben dem dichterischen Priester, den sie nächstens in die Steinbrüche verbannen werden, und der Fürstentochter mit ihren Sorgen für ihn wie für den Krieg ihres Vaters draußen an der syrischen Grenze, wächst in ihrem Bruder Rameri die Leidenschaft für Uarda wie ein schönes Räthsel auf. Trotz des Verbotes hat er ihre wiederhergestellte Hütte aufgesucht. Das dritte Capitel des dritten Bandes, welches diesen Besuch erzählt, ist von unbeschreiblichem seelischem Reiz. Die Geldsumme, welche Nebsecht als seine Schuld an den verstorbenen alten Paraschiten Uarda anbietet, das Geschmeide, welches sie von ihrer verstorbenen Mutter her überkommen hat und welches auf einem ovalen Onyx fremde Schriftzeichen zeigt, lassen sie dem ägyptischen Fürstensohne als eine Prinzessin erscheinen. Die schöne weiße Rose, welche er ihr spendet, und die glühende Granatblüthe, welche sie ihm dafür gedankenvoll bietet von dem selbstgezogenen Strauch, sind wie Anzeichen einer schön sich vorbereitenden Zukunft, so ernst auch die Worte Uarda's von der Glut der Reden Rameri's abstechen. Wie auf der Bühne ein solches Zwiegespräch von hinreißender Gewalt sein würde, so bietet es sich auch der bildenden Kunst als ein anziehender Vorwurf dar und Emil Teschendorff hat ihn auf dem siebenten Blatt der Ebers=Gallerie für seine Darstellung

gewählt, in welcher Rameri die weiße Rose an Uarda geben will. Man kennt Teschendorff's Vorliebe für Einzelfiguren in malerischer Attitude, und etwas von dem Ernst, den wir an seinem „Oedipus und Antigone" lieben gelernt haben, ist auch über dies Uarda-Bild ausgegossen; doch sagen die beiden Tauben links am Kopf bereits, daß dies der schöne Ernst einer glücklichen Liebe sein werde.

Der Dichter läßt das Gespräch Uarda's und Rameri's durch den herbeieilenden kleinen Scherau unterbrochen werden, den die Hexe Hekt zum Zwerg erzieht. Er hat, auf das Brett gebunden, deren Gespräche mit einem Unbekannten belauscht, den aus seinem Portait in Thon (denn Scherau hat bildnerisches Talent) Rameri als den Statthalter Ani erkennt. Er eilt daher zur Schwester zurück, um die Pläne Ani's zu kreuzen, der durch den Gefangentransport Pentaur verderben will. Rameri will unbemerkt Theben verlassen und auf sicheren Umwegen über die Sinaihalbinsel zu seinem Vater und dem ägyptischen Heere gelangen; Ben-Anat übernimmt es dagegen, um jeden Preis Pentaur zu retten.

Auf eine ihm selbst unerklärliche Weise kam dieser in das breite, aber eingeschlossene Thal Dofkah, nordwestlich von dem Serbalgebirge, wo die Schmelzöfen für die grünen Glasflüsse sich befanden, und ebenso unerklärlich war es, daß er auch Nebsecht hier traf. Unzweifelhaft war der Paraschitensohn, der Soldat, hier mit in's Spiel gebracht, der ihnen auch mit gutem Rath zur Seite geht. Da jedoch die Entblößung der Sträflingsstation von militärischer Besatzung anderweitige Sicherheitsmaßregeln nöthig machte, so schmiedete man je einen schwachen und einen starken Sträfling

zusammen; auf diese Weise wurden Pentaur und Nebsecht mit einander verbunden. Am anderen Morgen zog man nach der Amalekiter-Oase, um Brennholz für die Schmelzöfen zu holen; in der militärischen Begleitung fand sich auch der Paraschitensohn. Man kam an dem Heiligthum der Smaragden-Hathor vorbei, sah ein Zeltlager und erfuhr, daß schon seit drei Wochen hier die Prinzessin Bent-Anat mit ihrem Hofstaat wohne und das Heiligthum der Göttin besuche. Sie hatte alle Ceremonien des priesterlichen Reinigungsprocesses vollendet und wollte jetzt nach Norden zu ihrem Vater aufbrechen, wurde aber daran auf Ani's Befehl durch den ergrauten Feldhauptmann der sie begleitenden Truppe verhindert. Während solcher trüben Stimmung, von der sich die hoffnungsstarke Nefert nicht niederdrücken läßt, entdeckt Uarda, die wir mit Bent-Anat hatten gehen sehen, ihren Vater als Wächter der Gefangenen und unter diesen zwei zusammengeschmiedete Männer, deren einer Pentaur sei. Rasch entschlossen ordnet sie an, Bent-Anat dies alles noch zu verschweigen, den vollen Weinschlauch und aus der Prinzessin Reiseapotheke (wir kennen deren aus dem ägyptischen Alterthum) den Trank gegen Schlaflosigkeit herbeizuholen. Beides mischte sie verstohlen und ließ dann den Schlauch als Geschenk Bent-Anat's den durstigen Treibern übergeben. Sofort aber wandte sie sich an einen sie verehrenden jungen Amalekiter und versicherte sich eines Verstecks in dem Hause seines Vaters für einen Freund Ben-Anat's, der vor seinen Verfolgern einige Tage verborgen sein müsse. Pentaur trank rechtzeitig gewarnt nicht und blieb wach; bei dem ermatteten und darum den Trank

ersehnenden Nebsecht war die Mahnung zu spät gekommen.

Das fünfte Capitel des dritten Buches beginnt unter einer fast dramatischen Spannung. Uarda's Vater, der Rothbart, und Pentaur sind von dem Schlaftrunk unberührt geblieben; ein Bad in dem Bache, welchen Uarda bezeichnet hat, ernüchterte und erfrischte auch den Nebsecht und noch vor Mitternacht gelangten sie zu der Hütte des amalekitischen Jägers, den sein Sohn in Uarda's Auftrag um gastliche Aufnahme gebeten hat. Aber Pentaur fand auf dem freundlich gewährten Lager aus Laub und Thierfellen keine Ruh. Er trat hinaus und erfrischte sich in dem Bergquell, der neben der Hütte des Jägers sprudelte; aber noch mehr schien seine tiefbewegte Seele der Erfrischung zu bedürfen. In die Hütte zurückgetreten, ergriff er das Feierkleid des Jägers, zog es an und trat wieder hinaus in's Freie. Mit der Virtuosität eines Landschaftsmalers schildert Ebers Pentaur's Umschau. Dem ägyptischen Priester-Dichter will es nicht gelingen, zu seinen Göttern zu beten, die ihm hier so unendlich klein erschienen: „Hier (so läßt ihn Ebers sagen), wo mein Blick wie der eines Gottes die Ferne umfaßt, hier fühl' ich den Einen, hier ist er mir nah, hier ruf ich ihn an, hier will ich ihm danken . . . Als er sich endlich erhob (wir lassen unsern Dichter weiter erzählen), stand neben ihm ein Mann von hohem Wuchs mit gewaltigen Augen und würdevoll wie ein König, trotz seines schlechten Hirtengewandes. ‚Wohl Dir,' sagte der Fremde mit tiefer, langsamer Stimme. ‚Du suchst den wahren Gott.' Pentaur schaute dem bärtigen Manne prüfend in's Antlitz. Dann

sagte er: ‚Ich erkenne Dich jetzt; Du bist Mesu [Mose]. Ein Knabe war ich, als Du das Setihaus verließest, aber Deine Züge prägten sich in meine Seele. Wie Dich, so weihte Ameni auch mich in die Lehre vom Einen' ... Das Tagesgestirn ward sichtbar, und Pentaur kehrte ihm sein Antlitz zu und betete nach seiner Gewohnheit. Als er sich wieder erhob, kniete auch Mesu am Boden, aber er kehrte der Sonne den Rücken. Nachdem er sein Gebet vollendet, fragte ihn Pentaur: ‚Warum wandtest Du Dich ab von des Sonnengotts Erscheinung? Es ward uns gelehrt, ihm entgegenzuschauen, wenn er naht.' ‚Weil ich,' gab sein ernster Gefährte zurück, ‚zu einem Anderen bete wie ihr. Die Sonne und alle Sterne sind wie Spielbälle der Kinder in seiner Hand, die Erde ist seiner Füße Schemel, der Sturmwind sein Athem und das Meer ist vor seinen Augen wie der Tropfen an diesem Halme'. ‚Lehre mich den Großen kennen, zu dem Du betest!' rief Pentaur. ‚Suche ihn!' entgegnete der Andere, ‚und Du wirst ihn finden, denn aus Leid und Elend kommst Du, und an dieser Stätte, an einem Morgen wie diesem, ward er mir offenbar.' Der Fremde wandte sich ab, und bald verbarg ihn ein Felsen dem sinnend in die Weite schauenden Dichter."

Diese Begegnung der beiden wäre ein Motiv gewesen für einen Maler von Michelangelos Hoheit und Kraft. Pentaur's Seele erscheint hierdurch wie geadelt und es ist schön vom Dichter, daß er den Gewinn vom rechten Gottesglauben als Ergebniß einer ernsten Lebensarbeit ansieht. Aber noch nach einer anderen Seite hin erscheint Pentaur's Wesen erhöht; er fühlt sich groß genug, als er zu Thale

herabsteigend die Königstochter seinen Namen rufen hört, sie an seine Brust zu schließen als sein eigen. Das ist ungleich mehr als eine romanhafte Liebesaffaire. Der Dichter läßt daher Uarda, welche von ferne Zeugin der Begegnung gewesen ist, begeistert ausrufen: „Wie Bent-Anat denk' ich mir die Göttin der Wahrheit, und wie Pentaur ist kein anderer Mann in Ägypten."

Die folgenden Capitel haben nicht den Reiz gleicher innerlicher Thatsachen, sind aber reich an äußerlich bedeutsamen Ereignissen, durch welche sich Momente der Vergangenheit spannend aufklären. Auf der Flucht nach dem königlichen Lager bei Pelusium gelangten Pentaur und der Rothbart durch den zufällig aufgefundenen Bruder Paakers Horus zur Kenntniß des Planes gegen Ramses, und unter der größten Anstrengung kommen sie noch rechtzeitig auf den Kampfplatz, wo Ramses schon Gefahr läuft zu unterliegen. Paakers Verrath ist bereits hervorgetreten; in des Königs Wagenlenker Mena bekämpft dieser seinen Nebenbuhler als Gatten Neferts und den treuen Diener seines Herrn; in dem furchtbaren Handgemenge ist Mena vom Streitwagen gesprungen, der König und sein Sohn Rameri kämpfen unter persönlicher Gefahr; Ramses, selbst von einem Pfeil gestreift, mit gespaltenem Schild und mit leerem Köcher, hat nichts mehr übrig, als ein Gebet zu seinem Gott Amon: da springt hinter ihm ein Ägypter stattlichen Wuchses auf den Wagen, der Kampf beginnt unter seinem Zuspruch von neuem und zurück zu seinen Ägyptern sich wendend, von denen ihn die Kampfeshitze weggeführt hatte, erficht Ramses den Sieg über den Chetafürsten Chetasar

und seine zwölf Verbündeten. Getrübt ward ihm freilich die Siegesfreude durch Paaker's Untreue, Ani's und des Priesterthums Unzuverlässigkeit und den Richterspruch über den schwer verwundeten Mena, der, um eigene Rache zu üben, den Streitwagen des Königs verlassen hat und nun seines Amtes entsetzt werden mußte; dazu kam die räthselhafte Erscheinung desjenigen, der im Augenblick der größten Kampfesgefahr wie ein Amon sich hülfreich zu ihm gesellt hatte.

Es war drei Monate nach der Entscheidungsschlacht von Kadesch. In dem festen Pelusium, dem Schlüssel Ägyptens nach Osten, sollte Ramses' Einzug und Triumph gefeiert werden. Unter ungeheurem Jubel zog der König ein; vor allem Volk umarmte er seine Lieblingstochter Bent-Anat und gab auch ihrer Fächerträgerin Nefert den Gatten Mena begnadigt zurück. Am Festabend tritt Pentaur auf Veranlassung Ameni's vor dem Könige auf, um nach dessen Aufforderung den Sieg von Kadesch zur goldenen Harfe zu singen. Unter den begeisterten Zuhörern befindet sich auch Bent-Anat, deren tiefe Bewegung der König kaum bemerkt. Das Heldengedicht ist uns, wie wir schon oben sahen, erhalten und Ebers theilt den Abschnitt, welcher das Gebet zu Amon einleitet, und dieses selbst wörtlich mit, woraus wir diese Zeilen entnehmen:

„Ich stehe allein; kein Anderer ist bei mir!
Verlassen bin ich von all' meinem Fußvolk,
Es sucht mich kein Reiter mit sorgendem Blick,
Ich rief sie, und Niemand vernahm meine Stimme,
Doch denk' ich: der schützende Wille des Amon
Hat größere Kraft als Millionen Soldaten,
Als hundert Tausendschaften von Reitern

Und zehnmal tausend der leiblichen Brüder
Und blühende Söhne im festesten Bund . . .
So ruf ich Dich an, und es halle mein Rufen
Bis hin zu den äußersten Grenzen der Welt."

Auf den König selbst machte das Lied den tiefsten Eindruck: jetzt wußte er, daß sein Retter am Tage der Schlacht vor ihm stand. Bent-Anat nahm den Kranz, der ihr volles Haar schmückte, und setzte ihn unter lautem Zuruf der Gäste Pentaur auf's Haupt. Anfangs betroffen ladet der über das ganze Fest glückliche Ramses die Gäste auf den folgenden Abend unter Dank gegen Ani, der sie alle so köstlich bewirthet habe, wieder ein und winkt, als auch alle Begleiter sich verabschiedet haben, Bent-Anat zu sich heran, um sie über die Bedeutung des Kranzes zu befragen. Offen bekennt sie ihre Liebe und Ramses bittet seine „brave" Tochter, auf morgen einen neuen Kranz zu bestellen, denn sie werde ihn brauchen.

Man hat diese freie Natürlichkeit der Emfindung, mit welcher der Dichter seine Bent-Anat ausstattet und welche Ramses sofort anerkennt, getadelt, weil sie dem ägyptischen Conventionalismus widerspreche. Es ist aber Ebers' Verdienst, die unverbrüchlichen Rechte des menschlichen Herzens auch für Ägypten nachgewiesen zu haben, denn die Ägypter sind doch ein Bruchtheil der Menschheit wie jedes Volk.

Der zauberische Glanz, der über dem ganzen Verlauf dieses Festabends lag, ließ nicht ahnen, was sich im Stillen vorbereitete. Der Holzpalast sollte zur Nacht in Brand gesteckt werden und auf seinen, wie der Ramsesherrschaft Trümmern sich das Königthum Ani's erheben. Der

aus der Schlacht verwundet gerettete Paaker, Neferts von ihm für den Plan gewonnene Mutter Katuti und der Zwerg Nemu haben die Brandstiftung übernommen: aber ihr Geheimniß verräth die Hexe Hekt an den Rothbart und Uarda; den kleinen Scherau befreit sie und läßt ihn in's Lager laufen, um Feuer zu rufen: darauf bricht sie todt zusammen. So ist der Plan der Verschwörer doch noch in seinen Hauptpunkten durch sie vereitelt worden. Zwar der Holzbau geräth in Brand; aber als erstes Opfer der Brandstiftung stürzt Paaker selbst aus der erkletterten Höhe herab; den Zwerg Nemu trifft der Pfeil Mena's, der sich wieder als ganzer Mann bewährt; der König und die Prinzen retten sich, wie Ebers außerordentlich lebhaft schildert, zum Theil durch kühnes Herabspringen; zuletzt Mena, der durch die von dem kleinen Scherau rechtzeitig geweckte Nefert freudig begrüßt wird. Seine Tochter Bent-Anat findet der König in schmerzlichster Aufregung, weil sie Uarda noch vermißt, nachdem sie selbst von ihr und ihrem Vater gerettet worden war: durch die gewaltsame Öffnung eines verschlossenen Ladens im unteren Stockwerk nimmt aber der Rothbart Uarda aus den Armen Nebsechts in Empfang, der seit den Tagen auf dem Sinai sie nicht verlassen; aber bei einem ihm noch gelingenden zweiten kühnen Versuch, auch Nebsecht zu retten, erschlagen den wackeren Rothbart selbst die herabstürzenden Balken. Doch auch Ani hat seinen Tod in dem Brande gefunden, so daß seine Leiche nur noch am Diadem des Festabends kenntlich war; sein und Paakers Tod erschüttern Katuti so mächtig, daß sie bei dem Erscheinen des Oberrichters von Theben, der sie als Mitver-

schworene verhaften kommt, sich durch schnellwirkendes Strychnosgift den Tod giebt.

Die letzten vier Capitel des Romans ergeben zwei für alle Theile wichtige Wiedererkennungen, welche wir nicht als willkürliche Kunstmittel, wie sie Dramen häufig aufweisen, sondern hier als einfache Ergebnisse geschichtlicher Constellationen aufzufassen haben, und wie sie die internationalen und gesellschaftlichen Verhältnisse Ägyptens leicht mit sich bringen konnten. Pentaur ist, wie wir bereits wissen, der Enkel Assa's; Uarda, welche schon immer durch ihre unägyptisch helle Hautfarbe aufgefallen war, wird, nachdem der kleine Scherau die vor ihr immer sorgfältig aufbewahrte, beim Brande verloren gegangene Schmuckhälfte und damit ein wichtiges Erkennnngszeichen wieder gefunden, als die Enkelin des im Kriege hergezogenen alten Danaerfürsten erkannt. Sieben Monate nach dem Brande in Pelusium feierte Pentaur im Pharaonenpalaste zu Theben mit Bent-Anat seine Hochzeit und ward von dem König mit den wichtigsten Geschäften des Landes betraut, vor allem mit der Leitung der neuen hohen Schule, welche später dem Museum von Alexandria als Muster diente. Ameni verblieb nicht in Theben, sondern ward unter Belassung aller Würden und Einkünfte nach der Stadt der heiligen Widder im Delta versetzt, ohne daß dadurch seine nahe Freundschaft zu Pentaur, den er immer hoch gehalten, dadurch erschüttert worden wäre. Den kleinen Scherau ließ Pentaur zum Bildhauer ausbilden und Uarda fand ein Jahr nach dem Brande von Pelusium in dem Danaerlande mit dem ihr folgenden Rameri ein glückliches Heim. Der von seiner

Zug von Größe gewinnt, so wächst auch Nefert durch die ihrige zu Bent-Anat heran.

Aus ihrem zeitgeschichtlichen Kreise scheinen bei genauer Betrachtung eigentlich nur zwei männliche Figuren herauszutreten: König Ramses und der Arzt Nebsecht. Ramses zeigt eine rücksichtsvolle Ruhe, welche bei einem ägyptischen Machthaber vollständig den Eindruck der Anomalie machen würde, wenn sie nicht an einem von Haus aus edel gestalteten Manneſcharakter als Ergebniß einer langen, inneren Durchbildung erschiene. Der Arzt dagegen ist wirklich ein fast durchaus modern angethaner Reflexionsmensch, nicht weil er für seine Naturbetrachtung der Vivisection bedarf, sondern weil er sichtlich über Sein und Nichtsein in moderner Weise nachgedacht hat, in der Art eines ägyptischen Hamlet, dem auch etwas Ophelienhaftes in Uarda begegnet ist. Aber wer will wissen, welche eigenthümlichen Reflexionen Ebers in dem einen oder anderen der zahlreichen Papyrus gefunden haben mag? Dagegen sind außerordentlich charakteristisch in ägyptischem Sinne alle Gestalten, welche nicht Träger bestimmter Ideen von mehr oder weniger modernen Inhalt sein sollen. Da ist Ameni, der trotz seiner Unternehmungen mit Ani so wenig priesterlich engherzig ist, daß er in seiner Schule Mose und Pentaur haben konnte; da ist Ani als Statthalter mit seinen Prätendentengelüsten, welche in dem immer anwachsenden Emancipationsneigungen des Priesterthums eine Stütze zu finden hoffen konnten; da Paaker mit der Unerschrockenheit seines rohen Wesens, das sich in gewissem Sinn für legalisiert hält. Eine Art pädagogisches Interesse könnte uns an den Prinzen Rameri fesseln,

der durch die Liebe aus einem fahrigen Jüngling zum Manne heranreift. Ein Cabinetsstück ist die Charakteristik des kleinen Scherau, den die Hexe Hekt zum Zwerg machen will, wie in einem spottenden Gegenspiel zu dem bildnerischen Talent, das in dem Knaben schlummert; auf gleicher Höhe steht die Meisterschaft, mit welcher das fast dämonische Bild dieser Hexe selbst gezeichnet ist: eine Künstlerinnatur, deren Herz so schlimmen Schiffbruch gelitten hat!

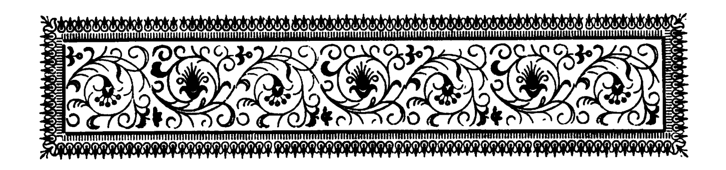
Die Erzählung von den Schicksalen dieser hier nur in ihren hervorragendeu Erscheinungen gekennzeichneten Menschenwelt, durch Schilderungen und sonstiges Detail für den aufmerksamen Leser nirgend aufgehalten, wird mit der Lebendigkeit einer dramatischen Handlung fortgeführt; nur an drei Stellen hat die Kritik Einwendungen machen zu müssen geglaubt. Einmal ist der Kindertausch, durch welchen Pentaur's und Paaker's Schicksal bestimmt wird, als der Mißgriff einer schlechten Romantik getadelt worden. In einem ägyptischen Roman jedoch giebt es für die Durchbrechnng erblicher Kastenverhältnisse kein anderes Mittel, als solchen Tausch und selbst bei einer anderen Lage der Verhältnisse wäre durch den Charakter der Hexe Hekt ein solcher Akt vollständig erklärt, wo nicht gerechtfertigt. Zweitens sind manche Leser durch den Conflikt des ägyptischen Priesterthums mit der herrschenden Macht unangenehm an moderne Kämpfe erinnert worden. Abgesehen davon, daß Conflikte zwischen Staat und Priesterthum sich unter allen Culturzonen ähneln können, würde ein so ideen- und erfindungsreicher Schriftsteller, wie Ebers, ein so wohlfeiles Mittel wie dieses nicht ohne tiefern Grund herbeigezogen haben.

Die dritte Ausstellung ist vielleicht nicht unberechtigt: in der That scheint trotz des Ueberschusses von zwei Capiteln im dritten Bande gegen die je fünfzehn der vorhergehenden beiden Bände Uarda's Schicksal zu kurz abgethan zu sein. Indeß bedurfte es bei ihr, welche zwar dem Roman den Titel gegeben hat, aber keine wirklich hervorragende Rolle spielt, keiner größeren Ausführlichkeit.

Die Menschenwelt des Romanes wird von einem Naturleben umgeben und getragen, welches nur von einer Künstlerhand aus dem Studium der Wirklichkeit heraus gezeichnet werden konnte, wie es nur von Ebers geschehen konnte. Das reiche Bild des Nilthals im ersten Capitel des ersten Bandes; die wenigen Zeilen, welche sogleich zu Anfang des zweiten Bandes die stille Todtenstadt schildern; die prägnanten Worte, durch die wir im dritten Bande auf die Höhen des Sinai geführt werden, könnten durch ihre Anschaulichkeit einen darstellenden Künstler anregen, daß er sich in Landschaftsbildern zu „Uarda“ versuchen möchte. Und doch macht Ebers von dieser seiner Kunst niemals so weit Gebrauch, daß unter dem Schildern der Erzähler zu leiden hätte.

So kann man mit vollem Recht „Uarda“ für diejenige seiner Dichtungen erklären, in welcher das altägyptische Leben zum vollsten und vielseitigsten Ausdruck gelangt ist, in demselben Maße unsere Aufmerksamkeit fesselnd, mit der wir etwa in Walter Scott's „Ivanhoe“ in das England Richards I. einzutreten meinen. Daher ist auch die dramatische Dichtkunst auf diesen Stoff aufmerksam geworden und so ver-dienter Tadel auch jene Poetenbequemlichkeit treffen muß,

welche von einem wohlgepflegten Gebiet der Romandichtung ohne weiteres Besitz ergreift, so heben wir es doch als Zeichen des Interesses hervor, daß im September 1878 das Berliner Victoria-Theater für ein vieraktiges Ausstattungsstück „Uarda" von einem pseudonymen Karl Ludwig durch den Glanz der Ausstattung Beifall fand, ohne daß die seelischen Motive des Originalwerkes trotz der geschickten Bearbeitung zu rechtem Ausdruck gebracht worden wären.



VI. Eine ägyptische Königstochter.

Wir sind bei „Uarda“ länger verweilt, als eine gleichmäßige Rücksicht auf Ebers' übrige Romane eigentlich gestattet. Aber dies Werk ist eine auf dem Boden wissenschaftlicher Beobachtung aufgewachsene und dabei künstlerisch gleichmäßige Dichterarbeit, die zudem eine glänzende Epoche des alten Ägypten, das letzte Aufleuchten seiner eigenthümlichen Kraft zum Inhalt nahm. Hier sind der Dichter und der Forscher so vollständig Eins geworden in ihrer Thätigkeit, daß jener sich alles angeeignet hat, was dieser ihm bieten konnte. Für länger als ein Jahrtausend scheint der Verlauf der ägyptischen Geschichte dann ergebnißlos für die Dichtung zu sein; aber es scheint nur so. Auf Ramses II. folgte einer seiner vielen Söhne, Merenptah, den die Griechen Amenephthes nennen: das ist der „Pharao des Auszugs“, wie wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen dürfen. Hiermit wäre dem Romandichter wieder ein fruchtbarer Moment gegeben, den „Mann Gottes“ Mose, den uns der Dichter in „Uarda“ in einer bedeutsamen, wenn auch kurzen Begegnung mit Pentaur zeigen konnte, nach seiner ganzen Wirksamkeit darzustellen, wenigstens doch bis

auf den Berg der Gesetzgebung zu geleiten. Neben der großen alttestamentischen Thatsache würde sich dann der in dieselbe Zeit fallende Beginn einer Sothisperiode für Ägypten selbst darbieten, welche sich doch nicht mit gelehrter Gleichgültigkeit vollzogen haben wird. Aber schon jener einfache, indes grandiose biblische Stoff bot für die Dichtung Anregung genug und in Anlehnung an diese auch der Musik, und unser Jahrhundert hat gesehen, wie Harro Harring den „Moses in Tanis“ als Stoff eines historischen Drama's behandelte, der merkwürdige Bartholomäus Ponholzer „Moses als Befreier des Volkes Israel“ zum Mittelpunkt eines biblischen Volksschauspiels machte, während Rossini, auf Grund eines Jouy'schen Textbuches von Moses, seiner Compositionsweise eine schon früher erprobte, jetzt aber energischer angestrebte Wendung zu geben suchte. Wenn wir hier aber an das erinnern dürfen, was oben über Ebers' Schilderung der Begegnung Pentaur's mit Mose auf dem Sinai und seine Specialforschungen in Gosen und auf der Sinaihalbinsel gesagt wurde, so sprechen wir eine fast natürliche Hoffnung auf einen ägyptischen Roman von seiner Hand aus, in dessen Mitte Mose stehen müßte. Nur wenig später fällt die Regierung eines Königs der zwanzigsten Dynastie, Ramses III., den als König Rhampsinit der sagenhafte Bericht Herodots in unsere Litteratur eingeführt hat: man kennt das Lustspiel A. v. Platens, in welchem er den Stoff mit modernsten Erfindungen verbrämt hat. Die Unruhen der folgenden Jahrhunderte lassen in der ägyptischen Geschichte keine Stelle übrig, wo die Dichtung vertrauensvoll hätte Einkehr halten können: erst das Zeitalter der

sechsundzwanzigsten Dynastie, welches durch die Herrschaft der Perser abgeschlossen wird, gewinnt durch das sich steigende Eindringen fremder Elemente an Reiz, während es an nationaler Selbständigkeit verliert. In dieser Uebergangsstufe liegt eine Reihe von Momenten beschlossen, welche dichterische Verwendung verdienten: aus unserer klassischen Litteratur sind die Beziehungen des samischen Tyrannen Polykrates zu dem ägyptischen König Amasis bekannt, dessen Zweifel an der Zuverlässigkeit des Glückes das Motiv zu einer der knappsten, aber dramatisch lebendigen Balladen Schillers abgegeben haben.

Das Schicksal, welches diesen Amasis selbst nicht mehr erreichen konnte, traf dann seinen Sohn den dritten Psammetich und dieser Wendepunkt des ganzen altägyptischen Lebens bildet den wesentlichen Inhalt des Romans „Eine ägyptische Königstochter", mit welchem sich Ebers 1864, noch ehe er etwas aus dem Kreise seiner Studien veröffentlicht hatte, überhaupt in die Litteratur einführte. Er stand noch vollständig unter dem Einfluß der ägyptologischen Schule, durch welche wir ihn seine Lebensrichtung haben gewinnen sehen; aber demselben Lepsius, dem er seine besondere Studienrichtung zu verdanken hatte, schuldete er auch eine künstlerische Wegweisung: daß eine ausschließlich auf ägyptischem Boden stehende Kunstdarstellung den Leser ermüden werde.

Er hat daher (und wir wollen hier seinem offenen Bekenntniß folgen) „seinem aus dem Herodot entnommenen Stoff so disponiert, daß er den Leser, gleichsam einleitend, in einen griechischen Kreis führt, dessen Wesen ihm nicht ganz fremd zu sein pflegt, mit dem er sogar ein wichtiges

Gemeinsames besitzt: die Empfindungen im Gebiete des Schönen und der Kunst. Durch diesen hellenischen Vorhof gelangt er vorbereitet nach Ägypten, von dort nach Persien und endlich wieder zum Nile zurück. Er soll sein Interesse gleichmäßig an die genannten Völker vertheilen. Darum ruht die ganze Schwere der Handlung nicht auf einem einzigen Helden; er ist vielmehr bemüht gewesen, alle drei Nationen durch geeignete Repräsentanten zu individualisieren. Wenn er seinem Romane trotzdem den Namen der ‚ägyptischen Königstochter‘ gegeben hat, so geschah es, weil durch das Schicksal der Nitetis das Wohl und Wehe aller anderen handelnden Personen bedingt wird, und diese also als der Mittelpunkt des Ganzen betrachtet werden darf."

Ein solches geschichtliches Bild zu zeichnen und bis in das kleinste Detail mit möglichst treuer Sorgfalt zu zeichnen, hat der gründliche Forscher dem Dichter geholfen; ja, als das Werk entstand, glaubte jener sich noch eigens vertheidigen zu müssen, daß er sich in den Dienst der gestaltenden Phantasie gestellt habe. Wir werden nachher sehen, in wie weit er zu einer solchen Erklärung sich verpflichtet halten konnte. Für einen geschichtlichen Wendepunkt, wo Griechisches und Ägyptisches so entscheidend zusammenstoßen, konnte Herodot die nächste und vorzüglichste Quelle sein; zu ihm fügte sich natürlich der noch inhaltreichere Schatz der ägyptischen Inschriften und Papyrusurkunden, welche, von Jahr zu Jahr durch neue Funde vermehrt, immer reichere Ausbeute gewähren mußten; endlich konnten auch die Inschriften der persischen Achämeniden, die Keilinschriften mit ihren Angaben das culturgeschichtliche Bild in manchen ein-

zelnen Zügen ergänzen. Für den Dichter Ebers blieb das wichtige Doppelamt übrig, einmal das thatsächlich Gegebene durch geschickte Erfindung angemessen zu ergänzen und dann alles in einen seelischen Zusammenhang zu setzen, wobei er nicht ausdrücklich sich das Recht seiner modernen Natur zu wahren brauchte und die Kritik nicht allerlei archäologische Bedenken erheben durfte: denn der Ägypter (und wir können diesen Punkt nicht oft genug hervorheben) fällt mit den unmittelbarsten Akten seines Seelenlebens doch unter den allgemeinen Begriff des Menschen.

Der Inhalt des dreibändigen Romans verläuft in seinen Hauptzügen trotz des reichen, in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten immer sehr anziehenden Beiwerks äußerst klar. Die Dichtung beginnt mit dem Jahre 528 v. Chr. In einer jener schönen Mondnächte, welche mit zauberhaftem Glanze über dem Nilthal zu liegen pflegen, durchschnitt eine Barke von Naukratis aus den beinahe strömungslosen westlichen Arm des Flusses; nach etwa einer halben Stunde war das Ufer erreicht, wo in einem Garten voller Palmen das Haus der vielgenannten Rhodopis stand. Aus der Barke stiegen zwei Soldatengestalten, welche im Dienst des Pharao standen: der elegante junge Athener Phanes und der ältere, derbe Spartaner Aristomachus, der trotz des einen Holzbeines sich sehr rüstig bewegte. Nach des mit den Verhältnissen vertrauten Phanes' Erzählung ist die Griechin Rhodopis ganz jung von phönizischen Seeräubern an der thrazischen Küste geraubt und an einen Jadmon von Samos verkauft worden. In dessen Hause unterrichtete sie Äsopus, der ebenfalls dahin vor längerer Zeit als Sklave verkauft

worden war, und sie entwickelte sich geistig wie leiblich so herrlich, daß Jadmon auf Betrieb seiner eifersüchtigen Gattin die vierzehnjährige Schöne an einen gewissen Xanthus um einen sehr bedeutenden Preis verkaufte. In den nun folgenden drei Jahren der Erniedrigung zu Naukratis brachte Rhodopis' Schönheit ihrem Besitzer große Summen, da der Ruf ihrer Reize sich durch ganz Hellas verbreitete. Als zu dieser Zeit der lesbische Adel vor dem zur Herrschaft berufenen weisen Pittakus sich in alle Welt zerstreute und auch zum Theil nach dem internationalen Naukratis kam, fand Charaxus, der Bruder der berühmten Sappho, Gelegenheit, Rhodopis zu sehen. Er wurde so begeistert, daß er sie um einen außerordentlichen Preis erwarb, so sehr auch seine talentvolle Schwester darüber spottete; aber als der damals regierende Pharao Hophra von ihr hörte und sie nach Memphis kommen ließ, da vermochte Charaxus einen neuen Verkauf nur durch ihre Freilassung und Verheirathung mit ihr vorzubeugen. Das Paar blieb mit dem kleinen Töchterchen Kleïs vor der Hand in Naukratis. Bald gestatteten die Verhältnisse die Rückreise nach Lesbos; aber schon auf der Fahrt erkrankte Charaxus und bald, nachdem er seine Heimath wiedergesehen, starb er. Sappho, wie ihr Freund Alcäus, gehörten jetzt zu den Bewunderern der schönen Wittwe, die nach dem Tode der ersteren wieder nach Naukratis zog.

Hier ward sie um ihrer Schönheit und ihres Geistes willen wie eine Göttin verehrt und ihr prächtiges Haus ward der Sammelplatz bedeutender Persönlichkeiten, besonders Griechenlands. Obgleich sie im Laufe der Jahre alterte, so

Die dritte Ausstellung ist vielleicht nicht unberechtigt: in der That scheint trotz des Ueberschusses von zwei Capiteln im dritten Bande gegen die je fünfzehn der vorhergehenden beiden Bände Uarda's Schicksal zu kurz abgethan zu sein. Indeß bedurfte es bei ihr, welche zwar dem Roman den Titel gegeben hat, aber keine wirklich hervorragende Rolle spielt, keiner größeren Ausführlichkeit.

Die Menschenwelt des Romanes wird von einem Naturleben umgeben und getragen, welches nur von einer Künstlerhand aus dem Studium der Wirklichkeit heraus gezeichnet werden konnte, wie es nur von Ebers geschehen konnte. Das reiche Bild des Nilthals im ersten Capitel des ersten Bandes; die wenigen Zeilen, welche sogleich zu Anfang des zweiten Bandes die stille Todtenstadt schildern; die prägnanten Worte, durch die wir im dritten Bande auf die Höhen des Sinai geführt werden, könnten durch ihre Anschaulichkeit einen darstellenden Künstler anregen, daß er sich in Landschaftsbildern zu „Uarda" versuchen möchte. Und doch macht Ebers von dieser seiner Kunst niemals so weit Gebrauch, daß unter dem Schildern der Erzähler zu leiden hätte.

So kann man mit vollem Recht „Uarda" für diejenige seiner Dichtungen erklären, in welcher das altägyptische Leben zum vollsten und vielseitigsten Ausdruck gelangt ist, in demselben Maße unsere Aufmerksamkeit fesselnd, mit der wir etwa in Walter Scott's „Ivanhoe" in das England Richards I. einzutreten meinen. Daher ist auch die dramatische Dichtkunst auf diesen Stoff aufmerksam geworden und so verdienter Tadel auch jene Poetenbequemlichkeit treffen muß,

welche von einem wohlgeflegten Gebiet der Romandichtung ohne weiteres Besitz ergreift, so heben wir es doch als Zeichen des Interesses hervor, daß im September 1878 das Berliner Victoria-Theater für ein vieraktiges Ausstattungsstück „Uarda“ von einem pseudonymen Karl Ludwig durch den Glanz der Ausstattung Beifall fand, ohne daß die seelischen Motive des Originalwerkes trotz der geschickten Bearbeitung zu rechtem Ausdruck gebracht worden wären.



VI. Eine ägyptische Königstochter.

Wir sind bei „Uarda“ länger verweilt, als eine gleichmäßige Rücksicht auf Ebers' übrige Romane eigentlich gestattet. Aber dies Werk ist eine auf dem Boden wissenschaftlicher Beobachtung aufgewachsene und dabei künstlerisch gleichmäßige Dichterarbeit, die zudem eine glänzende Epoche des alten Ägypten, das letzte Aufleuchten seiner eigenthümlichen Kraft zum Inhalt nahm. Hier sind der Dichter und der Forscher so vollständig Eins geworden in ihrer Thätigkeit, daß jener sich alles angeeignet hat, was dieser ihm bieten konnte. Für länger als ein Jahrtausend scheint der Verlauf der ägyptischen Geschichte dann ergebnißlos für die Dichtung zu sein; aber es scheint nur so. Auf Ramses II. folgte einer seiner vielen Söhne, Merenptah, den die Griechen Amenephthes nennen: das ist der „Pharao des Auszugs“, wie wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen dürfen. Hiermit wäre dem Romandichter wieder ein fruchtbarer Moment gegeben, den „Mann Gottes“ Mose, den uns der Dichter in „Uarda“ in einer bedeutsamen, wenn auch kurzen Begegnung mit Pentaur zeigen konnte, nach seiner ganzen Wirksamkeit darzustellen, wenigstens doch bis

auf den Berg der Gesetzgebung zu geleiten. Neben der großen alttestamentischen Thatsache würde sich dann der in dieselbe Zeit fallende Beginn einer Sothisperiode für Ägypten selbst darbieten, welche sich doch nicht mit gelehrter Gleichgültigkeit vollzogen haben wird. Aber schon jener einfache, indes grandiose biblische Stoff bot für die Dichtung Anregung genug und in Anlehnung an diese auch der Musik, und unser Jahrhundert hat gesehen, wie Harro Harring den „Moses in Tanis“ als Stoff eines historischen Drama's behandelte, der merkwürdige Bartholomäus Ponholzer „Moses als Befreier des Volkes Israel“ zum Mittelpunkt eines biblischen Volksschauspiels machte, während Rossini, auf Grund eines Jouy'schen Textbuches von Moses, seiner Compositionsweise eine schon früher erprobte, jetzt aber energischer angestrebte Wendung zu geben suchte. Wenn wir hier aber an das erinnern dürfen, was oben über Ebers' Schilderung der Begegnung Pentaur's mit Mose auf dem Sinai und seine Specialforschungen in Gosen und auf der Sinaihalbinsel gesagt wurde, so sprechen wir eine fast natürliche Hoffnung auf einen ägyptischen Roman von seiner Hand aus, in dessen Mitte Mose stehen müßte. Nur wenig später fällt die Regierung eines Königs der zwanzigsten Dynastie, Ramses III., den als König Rhampsinit der sagenhafte Bericht Herodots in unsere Litteratur eingeführt hat: man kennt das Lustspiel A. v. Platens, in welchem er den Stoff mit modernsten Erfindungen verbrämt hat. Die Unruhen der folgenden Jahrhunderte lassen in der ägyptischen Geschichte keine Stelle übrig, wo die Dichtung vertrauensvoll hätte Einkehr halten können: erst das Zeitalter der

sechsundzwanzigsten Dynastie, welches durch die Herrschaft der Perser abgeschlossen wird, gewinnt durch das sich steigende Eindringen fremder Elemente an Reiz, während es an nationaler Selbständigkeit verliert. In dieser Uebergangsstufe liegt eine Reihe von Momenten beschlossen, welche dichterische Verwendung verdienten: aus unserer klassischen Litteratur sind die Beziehungen des samischen Tyrannen Polykrates zu dem ägyptischen König Amasis bekannt, dessen Zweifel an der Zuverlässigkeit des Glückes das Motiv zu einer der knappsten, aber dramatisch lebendigen Balladen Schillers abgegeben haben.

Das Schicksal, welches diesen Amasis selbst nicht mehr erreichen konnte, traf dann seinen Sohn den dritten Psammetich und dieser Wendepunkt des ganzen altägyptischen Lebens bildet den wesentlichen Inhalt des Romans „Eine ägyptische Königstochter", mit welchem sich Ebers 1864, noch ehe er etwas aus dem Kreise seiner Studien veröffentlicht hatte, überhaupt in die Litteratur einführte. Er stand noch vollständig unter dem Einfluß der ägyptologischen Schule, durch welche wir ihn seine Lebensrichtung haben gewinnen sehen; aber demselben Lepsius, dem er seine besondere Studienrichtung zu verdanken hatte, schuldete er auch eine künstlerische Wegweisung: daß eine ausschließlich auf ägyptischem Boden stehende Kunstdarstellung den Leser ermüden werde.

Er hat daher (und wir wollen hier seinem offenen Bekenntniß folgen) „seinem aus dem Herodot entnommenen Stoff so disponiert, daß er den Leser, gleichsam einleitend, in einen griechischen Kreis führt, dessen Wesen ihm nicht ganz fremd zu sein pflegt, mit dem er sogar ein wichtiges

Gemeinsames besitzt: die Empfindungen im Gebiete des Schönen und der Kunst. Durch diesen hellenischen Vorhof gelangt er vorbereitet nach Ägypten, von dort nach Persien und endlich wieder zum Nile zurück. Er soll sein Interesse gleichmäßig an die genannten Völker vertheilen. Darum ruht die ganze Schwere der Handlung nicht auf einem einzigen Helden; er ist vielmehr bemüht gewesen, alle drei Nationen durch geeignete Repräsentanten zu individualisieren. Wenn er seinem Romane trotzdem den Namen der ‚ägyptischen Königstochter' gegeben hat, so geschah es, weil durch das Schicksal der Nitetis das Wohl und Wehe aller anderen handelnden Personen bedingt wird, und diese also als der Mittelpunkt des Ganzen betrachtet werden darf."

Ein solches geschichtliches Bild zu zeichnen und bis in das kleinste Detail mit möglichst treuer Sorgfalt zu zeichnen, hat der gründliche Forscher dem Dichter geholfen; ja, als das Werk entstand, glaubte jener sich noch eigens vertheidigen zu müssen, daß er sich in den Dienst der gestaltenden Phantasie gestellt habe. Wir werden nachher sehen, in wie weit er zu einer solchen Erklärung sich verpflichtet halten konnte. Für einen geschichtlichen Wendepunkt, wo Griechisches und Ägyptisches so entscheidend zusammenstoßen, konnte Herodot die nächste und vorzüglichste Quelle sein; zu ihm fügte sich natürlich der noch inhaltreichere Schatz der ägyptischen Inschriften und Papyrusurkunden, welche, von Jahr zu Jahr durch neue Funde vermehrt, immer reichere Ausbeute gewähren mußten; endlich konnten auch die Inschriften der persischen Achämeniden, die Keilinschriften mit ihren Angaben das culturgeschichtliche Bild in manchen ein-

zelnen Zügen ergänzen. Für den Dichter Ebers blieb das wichtige Doppelamt übrig, einmal das thatsächlich Gegebene durch geschickte Erfindung angemessen zu ergänzen und dann alles in einen seelischen Zusammenhang zu setzen, wobei er nicht ausdrücklich sich das Recht seiner modernen Natur zu wahren brauchte und die Kritik nicht allerlei archäologische Bedenken erheben durfte: denn der Ägypter (und wir können diesen Punkt nicht oft genug hervorheben) fällt mit den unmittelbarsten Akten seines Seelenlebens doch unter den allgemeinen Begriff des Menschen.

Der Inhalt des dreibändigen Romans verläuft in seinen Hauptzügen trotz des reichen, in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten immer sehr anziehenden Beiwerks äußerst klar. Die Dichtung beginnt mit dem Jahre 528 v. Chr. In einer jener schönen Mondnächte, welche mit zauberhaftem Glanze über dem Nilthal zu liegen pflegen, durchschnitt eine Barke von Naukratis aus den beinahe strömungslosen westlichen Arm des Flusses; nach etwa einer halben Stunde war das Ufer erreicht, wo in einem Garten voller Palmen das Haus der vielgenannten Rhodopis stand. Aus der Barke stiegen zwei Soldatengestalten, welche im Dienst des Pharao standen: der elegante junge Athener Phanes und der ältere, derbe Spartaner Aristomachus, der trotz des einen Holzbeines sich sehr rüstig bewegte. Nach des mit den Verhältnissen vertrauten Phanes' Erzählung ist die Griechin Rhodopis ganz jung von phönizischen Seeräubern an der thrazischen Küste geraubt und an einen Jadmon von Samos verkauft worden. In dessen Hause unterrichtete sie Äsopus, der ebenfalls dahin vor längerer Zeit als Sklave verkauft

worden war, und sie entwickelte sich geistig wie leiblich so herrlich, daß Jadmon auf Betrieb seiner eifersüchtigen Gattin die vierzehnjährige Schöne an einen gewissen Xanthus um einen sehr bedeutenden Preis verkaufte. In den nun folgenden drei Jahren der Erniedrigung zu Naukratis brachte Rhodopis' Schönheit ihrem Besitzer große Summen, da der Ruf ihrer Reize sich durch ganz Hellas verbreitete. Als zu dieser Zeit der lesbische Adel vor dem zur Herrschaft berufenen weisen Pittakus sich in alle Welt zerstreute und auch zum Theil nach dem internationalen Naukratis kam, fand Charaxus, der Bruder der berühmten Sappho, Gelegenheit, Rhodopis zu sehen. Er wurde so begeistert, daß er sie um einen außerordentlichen Preis erwarb, so sehr auch seine talentvolle Schwester darüber spottete; aber als der damals regierende Pharao Hophra von ihr hörte und sie nach Memphis kommen ließ, da vermochte Charaxus einen neuen Verkauf nur durch ihre Freilassung und Verheirathung mit ihr vorzubeugen. Das Paar blieb mit dem kleinen Töchterchen Kleïs vor der Hand in Naukratis. Bald gestatteten die Verhältnisse die Rückreise nach Lesbos; aber schon auf der Fahrt erkrankte Charaxus und bald, nachdem er seine Heimath wiedergesehen, starb er. Sappho, wie ihr Freund Alcäus, gehörten jetzt zu den Bewunderern der schönen Wittwe, die nach dem Tode der ersteren wieder nach Naukratis zog.

Hier ward sie um ihrer Schönheit und ihres Geistes willen wie eine Göttin verehrt und ihr prächtiges Haus ward der Sammelplatz bedeutender Persönlichkeiten, besonders Griechenlands. Obgleich sie im Laufe der Jahre alterte, so

konnte sie nicht nur als schöne Matrone gelten, sondern sie glänzte ganz besonders durch Geist und Beredsamkeit. Wir haben hier eine griechisch-ägyptische Vorstufe des besten modernen Salons vor uns, etwa der Récamier oder der Rahel: aber Ebers hütet sich, die etwaigen Conversationen über die Gränzen des geschichtlich möglichen hinauszuführen. Jetzt ist Phanes in dies Haus gekommen, um Lebewohl zu sagen. Denn, obgleich Befehlshaber der griechischen Söldner im Dienste des nach Hophra's Sturz zum Throne gelangten Amasis, muß er doch flüchten, aus einem von Ebers glücklich erfundenen und sehr charakteristisch erzählten Grunde: er hat durch einen alten Diener ein Dutzend junger Katzen im Nil ertränken lassen! Das war im ägyptischen Sinne ein Sacrileg. Aber es störte nicht die Stimmung der heiteren geistreichen Gesellschaft, welche den mit komischer Tragik erzählten Bericht des Katzenverbrechens vernahm: doch zuletzt fällt aufregend in diesen Kreis die Nachricht des Athener Kallias, daß die Perser nach Ägypten kämen. Man vermuthet, daß Kambyses, der Nachfolger des großen Cyrus, dem Pharao ein Bündniß werde antragen und sich um des letzteren Tochter bewerben wollen. Als man schließlich aufbricht, ist der sybaritische Zecher Philoinus noch nicht geneigt dazu: er erinnert rücksichtslos an Rhodopis' früheres Sklavenleben, um von dem ehrlichen Spartaner Aristomachus einen zurechtweisenden gewaltigen Faustschlag zu empfangen.

Wir haben schon bei „Uarda" Gelegenheit genommen, Ebers' hervorragendes Talent der Exposition zu rühmen; auch an diesen beiden ersten Capiteln der „Königstochter"

zeigt der damals etwa sechsundzwanzigjährige Gelehrte dies seltene Geschick bereits in dramatischer Frische. Die Fäden sind jetzt geknüpft, so daß wir, ohne irgend welche weitere Direction zu haben, ein reiches Gewebe von Handlungen und Schicksalen erwarten. Unmittelbar hieran lehnt sich die Schilderung der erregten Stimmung der Rhodopis in der Nacht nach diesem Gastmahl, welche bei Scheiden der Gäste schon aufhören will Nacht zu sein; das Ganze ist ein psychologisches Meisterstück. In dem Gespräch der tiefgekränkten Griechin mit Phanes taucht ein großer hellenischer Gedanke in ihrer Seele auf.

Fünf Tage später ist ungeheures Gedränge in dem Hafen von Sais. Amasis' Sohn, Psamtik (als späterer Pharao der Dritte dieses Namens) ist gekommen, die persischen Gesandten zu empfangen. Bartja, (den die Griechen nach ihrer Weise, beginnenden Lippenlauten ein S vorzusetzen, Smerdis nennen) der Bruder des Königs Kambyses, bringt ein großes Gefolge mit sich, darunter sogar den ehemaligen König von Lydien, Crösus, den erfahrungsreichen Mann; er hat den Auftrag, um die ägyptische Königstochter Nitetis für seinen hohen Bruder zu werben. Der alte Amasis, welchen ein späteres Gespräch mit Crösus als ernsten Denker zeigt, genehmigt den Antrag um des Friedens willen, dessen sein Ägypten bedarf; seine andere Tochter Tachot ist für eine Eheschließung noch zu jung. Es mag schon hier bemerkt sein, daß die schöne Nitetis nicht seine eigene Tochter ist, sondern, wie wir später erfahren, die seines vom Thron gedrängten Vorgängers Hophra, von ihm aber als sein eigenes Kind ausgegeben, um jede Nachfolge-

frage verstummen zu machen. Da Amasis' Gattin Ladice eine Griechin ist, so erfolgt auch die Bewirthung der persischen Gäste in griechischer Weise.

Bei der Stellung, welche Rhodopis' gastliches Haus einnimmt, wird dasselbe auch von den Persern, besonders aber von Crösus besucht. Als eines Abends dieser letztere und seine Genossen die Barke zu einem solchen Besuch besteigen, erscheint plötzlich des Lydiers Sohn Gyges und theilt heimlich mit, daß die Gärten von äthiopischen Kriegern umgeben und erfüllt seien; durch einen Sklaven hat er erfahren, daß Psamtik sich aufgemacht habe, um sich des Phanes, des Gastes der Rhodopis, zu bemächtigen, wozu er seinem Vater Amasis — nicht etwa wegen jenes Katzen-Sacrilegs, sondern wegen der Mitwissenschaft um ein Staatsgeheimniß, um Nitetis' Abkunft — für sich und die Priesterschaft die Genehmigung abzuringen gewußt hat. Jetzt tauscht Phanes von Gyges die persische Kleidung um und entkommt in dieser unerkannt auf einem bereit gehaltenen Pferde; Gyges wird aber von der untersinkenden, weil angebohrten Barke des Phanes gerettet und auf ein königliches Schiff genommen.

„Die Sonne eines neuen Tages war über Ägypten aufgegangen" — so lautet der Anfang des folgenden duftigen Capitels, welches die erste Begegnung des nach Crösus und dessen Sohne fragenden Bartja und der jungen Sappho, der Enkelin Rhodopis', anmuthig erzählt: wir haben hier eine der reizendsten Backfisch-Naturen in dieser Sappho vor uns, welche nach einem unbefangenen Gespräch unbedenklich dem persischen Königssohne die erbetene Rose giebt und von ihm

einen Diamantstern an einer Halskette, ihm einst als erstes Siegeszeichen für Überwindung eines Bären verliehen, leis widerstrebend empfängt. Der Augenblick, wo das bisher ganz einsam gehaltene Mädchen vor dem schönen persischen Prinzen durch die Rosenhecken, hinter die es zurückgetreten, entfliehen will, ist für Paul Thumann Motiv eines der lieblichsten Bilder der Ebers-Gallerie geworden. Den Hintergrund bildet fast ganz das üppige Grün der Bäume und der blühende Rosenbusch; nur links sehen wir ein klein wenig neben einer vollen Palme in die offene Landschaft hinaus. Mit der seelischen Feinheit, die wir besonders zuletzt in der einfachen Größe seiner Bilder zu „Amor und Psyche" bewundert haben, charakterisiert Thumann die junge Sappho, welche fliehen will und doch, kaum noch scheu, nach Bartja zurückblickt: er hält mit der Rechten einen Zipfel ihres fliegenden Obergewandes und greift mit der Linken nach einer Rose des quellenden Busches; sein Gesicht, obgleich man es nicht specifisch persisch nennen kann, ist in seinem Typus doch charakteristisch von dem Sappho's verschieden. Die beiden haben sich gefunden; Sappho folgt endlich dem wiederholten Rufe der Mutter in's Haus und Bartja hat sein erstes Liebesglück geerntet. Sie wiederholen ihre morgendlichen Zusammenkünfte, welche das Verlangen des Kambyses unterbrechen zu sollen scheint. Rhodopis giebt den persischen Gesandten ein Abschiedsfest und erfährt mit Genugthuung am anderen Morgen, daß Bartja und Sappho sich gefunden haben: Crösus hat sie über etwaige Zweifel beruhigt. Ihnen beiden scheint ein ganzes Glück in der Ferne zu glänzen; die arme Nitetis zieht aber einem unbe-

stimmten Schicksal entgegen. Hiermit schließt spannend der erste durch seine Grundlegung der kommenden Dinge wichtige Band.

Der zweite Band beginnt mit der Schilderung des langen königlichen Brautzuges, der nach sieben Wochen an der letzten Station vor Babylon angelangt ist: fern am Horizont sieht man den Thurm des Bel sich erheben und ehe die Sonne untergeht, wird man bei den ehernen Thoren der Hauptstadt anlangen. Auf dieser letzten Station nimmt die Braut persische Tracht an und empfängt im Auftrage des Königs durch dessen Eunuchen-Obersten Boges die ersten Huldigungen. Kaum hat sie aber ihren Wagen bestiegen und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt: da bemerkt man schon von Ferne einen Zug von mehr als zweihundert Reitern auf schneeweißen Pferden, ihnen vorauf ein prachtvoll geschmückter gewaltiger Reiter auf einem wilden, aber mit riesiger Kraft gebändigten rabenschwarzen Hengst. Es ist Kambyses. Der Maler hat Mühe gehabt, hier dem Dichter nur gleich zu kommen, wenn er schildert, wie Nitetis den Blick des Königs erträgt, „dessen ganze Haltung den Stempel höchster Kraft und maßlosen Stolzes trug, angesichts dessen sie nicht wußte, ob sie sich also den Vater alles Bösen, den furchtbaren Seth, oder den Geber alles Lichtes, den großen Ra“, vorzustellen habe; und dennoch hat der in orientalischen Dingen bewanderte Franz Simon für die Ebers-Gallerie ein wirkungsreiches Bild geliefert, in welchem sich für die zuversichtlich drein schauende Nitetis ein dunkles Schicksal von diesem König her ankündigt: ein leiser aber doch dunkler Schatten fliegt über ihr helles Ge-

sicht. Schon das ist eine Dissonanz in ihrem Schicksal, daß der auf die freudigen Zurufe des Volkes eifersüchtige Kambyses den hierin bevorzugten Bartja sofort an die Landesgränzen in den Kampf schickt. Sonst ist er seiner Braut ganz zugethan, welche sich jedoch in der Fremde bald vereinsamt fühlt und besonders die Eunuchenwirthschaft verachtet. Eine tiefere Neigung hegt sie zu Cassandane, der blinden Wittwe des Cyrus, und zu Atossa, der Schwester des Kambyses. Hinter Cassandane steht der stumme und schweigsame Nebenchari, welchen Amasis geschickt hatte, der blinden Königin-Wittwe Heilung zu bringen. Nitetis wird durch den persischen Oberpriester Oropastes in der Religion Irans unterrichtet und hier dürfen wir dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, daß er dem Lehrer wie seiner Schülerin zu hohe religiöse Gesichtspunkte zuschreibt. Die altpersische Religion hatte einzelne universelle Gedanken wie die altägyptische: aber sicher betont der Dichter das Gefühl der Einheit Gottes bei Nitetis zu sehr, welche doch in einem zu mannigfaltigen Polytheismus herangebildet war und jetzt kaum schon in dem neu zu erlernenden zoroastrischen Glauben die verwandten allgemein menschlichen Anschauungen entdeckt haben würde. Dies hindert jedoch nicht, daß der betreffende Abschnitt uns abendländische Leser tief berühre.

Das Geburtsfest des Kambyses wird gefeiert und acht Tage später die Hochzeitfeier angesetzt, zu welcher die Menschenmassen aus allen Gegenden nach Babylon zusammenströmen. Hierdurch gewinnt der Dichter Gelegenheit zu den buntesten ethnographischen Bildern, von denen einige zwar an sich höchst interessant, im Interesse der Gesammt-

wirkung aber etwas zu weit ausgeführt erscheinen: so das Auftreten der Juden Josue und Belsazer, welche kommen, um über den neuen Tempelbau zu unterhandeln. Auch Bartja kehrt von seiner Expedition glücklich zurück. Nitetis selbst ist von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt. Alle die glänzende Pracht und die Festvorbereitungen können nicht den Gram über die traurigen Nachrichten aus der ägyptischen Heimat, über des Vaters zunehmende Erblindung, über den krankhaften Zustand der Schwester Tachot mindern: der, den diese liebt, Bartja mit seiner Liebe zu Sappho, wird ihr ja nie gehören können. Allerlei Pallastintriguen lassen ihr ihre ganze Lage nur noch trauriger erscheinen, und als beim Festmahl der glückliche König die Verlobung des Bartja mit der jungen Sappho als bevorstehend ausruft, bricht Nitetis ohnmächtig zusammen: sie weiß, was das für ihre leidende Schwester bedeutet. Sie wird nach ihren Gemächern gebracht und hat den Spott des Eunuchen Boges über die Wirkung dieser Verlobungsnachricht zu erfahren.

Es war leicht, in dem bis zum Krankhaften erregten Kambyses jetzt die Eifersucht auf das Äußerste zu steigen. Der Eunuch Boges übernahm diese Rolle und verstand sie vortrefflich auszunutzen. Die wieder ausbrechende Epilepsie des Königs, der damit verbundene krankhafte Zustand seiner Seele erleichterte dem Eunuchen die Ausführnng seiner Pläne. Er weiß es einzurichten, daß Gautama (Bruder des Oropastes) der Verlobte einer der Frauen der Nitetis, der Mandane, mit dieser eine nächtliche Zusammenkunft hat. Bei dessen außerordentlicher Ähnlichkeit mit Bartja und da

diese Begegnung in dem Palast der Nitetis statt hat, wird es sehr leicht, hieraus ein Abenteuer des Bartja und der Nitetis zu machen. Der Zorn des Kambyses ist bis zum Wahnsinn gereizt; aber zu den festen Unschulds-Versicherungen Bartja's kommt jetzt das Zeugniß des von Hystaspes zu guter Stunde herbeigeführten Phanes, dessen wir uns von Ägypten her erinnern. Ihm ist es gelungen, Gaumata, der schon einem Überfall von drei Männern in einer Entfernung von einer bis zwei Stationen vor Babylon zu erliegen Gefahr lief, zu retten, und in ihm ein Zeugniß für des ihm so ähnlichen Bartja Unschuld zu gewinnen. Kambyses, der in seiner Seele freier wurde, konnte jetzt noch manches gut machen, was er bereits düster beschlossen hatte: nur Eines nicht. Nitetis hatte, weil Kambyses ganzer Zorn sie treffen sollte und sie für ihre dunklen Gedanken keinen Ausweg mehr wußte, das heimlich mitgebrachte ägyptische Gift genommen. Langsam stirbt sie dahin; selbst die Kunst Nebenchari's vermag die endliche Wirkung dieses Giftes nicht aufzuhalten, wenn auch der König im Paroxysmus ruft: „Sie soll leben! Sie muß leben! Ich befehl' es, der König!“

Einen der schmerzlichen Momente aus Nitetis' Seelenleben hat in dem dritten Bilde der Ebers-Gallerie Ferdinand Keller zum Vorwurf genommen. Uns ist der Künstler bereits einmal in den Gestalten aus „Uarda“ begegnet. Hier erscheint er uns ebenso charakteristisch, aber seelisch größer. Auf dem steinernen Sitz, den die Bilder des Löwen und des geflügelten Stier-Menschen umgeben, sitzt im Prachtgewande die arme Königin. Sie starrt in die nur ein klein

wenig nach rechts offene Palmenlandschaft: vor ihrer tief bewegten Seele dämmert jeder Sonnenschein des Lebens ab — es wird alles Glück bald zertrümmert und Nacht um sie sein.

So beginnt der dritte und letzte Band des Romans, dessen Inhalt wir nur noch in großen Zügen andeuten können. Der endlich eingetretene Tod der Nitetis erschüttert den König auf das Gewaltigste; auf das Schmerzlichste berührt ihn aber die Enthüllung, daß seine Gattin nicht des Amasis, sondern des gestürzten Hophra Tochter gewesen. Der Krieg gegen Ägypten steht dem Getäuschten jetzt fest. Phanes wiegelt arabische Stämme auf; Darius, Bartja und Zopyrus gehen als lydische Soldaten nach Ägypten spionieren: von ihnen ist der glücklichste Bartja, der seine Sappho wiedersieht. In dem Processionszuge der folgenden Tage erkennt ihn die kranke Tachot von ihrer Sänfte herab wieder, und während er dann zu seiner Sappho eilt, um die Hochzeit mit ihr zu feiern, ließ sie sich nach Hause tragen, um den sterbenden Vater vielleicht noch einmal zu sehen, was man ihr der Kranken aber nicht gestattete. Da lagerte sie sich nun halb träumerisch auf dem breiten Altan des Königsschlosses, sah noch einmal hinein in die schöne sonnige Welt, umgeben von hülfreichen Sklavinnen, die kam ihre Mutter Ladice sie grüßen, es war das letzte Mal, und dann hatte die Mutter ihrem sterbenden Gatten Amasis die Augen zuzudrücken . . .

Hier ist Ebers' Darstellung von ebenso einfacher als wunderbarer Hoheit. Wer müßte bei Tachot nicht an das Hinsterben der Goethe'schen Mignon denken? und welcher

Künstler nicht das Bild der einen wie der anderen in ihrem der Erde Entschweben zu zeichnen sich versucht fühlen? Paul Grot-Johann hat mit der Darstellung „der kranken Tachot auf dem Altan" die Ebers-Gallerie geschmückt. Vor dem Prachtbau des väterlichen Schlosses ruhend, umgeben von ihren sorglichen Sklavinnen — eben sind die Töne der Harfe der einen verklungen — sieht das kranke Königskind noch einmal in die Landschaft voll goldenen Sonnenscheins hinaus und dann wird es um sie dunkeln auf immer. Es ist ein unbeschreiblich wehmüthiges Bild des tief empfindenden Düsseldorfer Malers.

Jetzt wo die beiden Königstöchter gestorben sind, verfällt das durch Amasis' Tod verwaiste Pharaonenreich wie in einem dumpfen Taumel seinem Schicksal, aber auch Kambyses' Königthum wird davon ergriffen. Die persischen Heeresmassen ergießen sich von Pelusium aus siegreich über das Nilland; Ladike und Psamtik erfahren die rücksichtsloseste Behandlung seitens des immer wahnsinnigeren Kambyses, und Bartja findet auf des von Neuem ergrimmten Königs geheimen Befehl den Tod. Die arme Sappho, welche sammt ihrem Söhnchen Parmys und immer noch an die Wiederkehr des Gatten glaubend Cassandane und Atossa an den persischen Hof begleitet, lebt dort mit ihnen den Erinnerungen an die ägyptische Königstochter. An dieser Stelle könnte der Roman schließen, ja er mußte: nur sehr äußerliches Interesse gewährt das zehnte Capitel, welches uns im Wesentlichen Kambyses' Tod und Darius' Regierungsantritt erzählt. Hier hat der Forscher dem Dichter die Feder aus der Hand genommen; bedeutsamer hätte der Roman vielleicht

mit dem prophetischen Worte der Rhodopis gegen Ende des neunten Capitels geendet: „Ich glaube, daß mein Vaterland (sie spricht von Hellas) mit seinen vielen Köpfen, wenn die rohe Eroberungssucht ihre Hand nach ihm ausstreckt, zu einem Riesen werden wird mit einem Haupte voll göttlicher Kraft, von dem die rohe Gewalt so sicher gebeugt werden wird, wie der Geist dem Körper gebietet.“

Klingt es nicht leise wie Marathon, Thermopylen, Salamis, Platää? Aber wenn uns Ebers diesen Ausklang seines Romans nicht hat gönnen mögen: wir wollen angesichts der Fülle von Gutem, wahrhaft Künstlerischem, dieses einzigen zu gelehrten Schlußkapitels wegen ihn nicht tadeln. Denn er hat mit der Energie des sicher gestaltenden Dichters schon in diesem seinem Erstlingswerke die Mannigfaltigkeit von Culturberührungen, welche die acht Jahre von 528 bis 521 v. Chr. weltgeschichtlich interessant machen, zu einem einheitlichen Gesammtbilde verbunden. Aus ihm treten die einzelnen Nationalitäten wie ganz bestimmte Typen lebensvoll heraus: der seiner Alterserfahrungen bis zur Suffisance sichere Ägypter, der thatkräftig stolze Perser, der erst dem Tagglanz seiner Geschichte froh entgegenschreitende Hellene. Die Eigenthümlichkeiten dieser Völker haben dann je nach ihrer besonderen Art in zahlreichen Einzelpersönlichkeiten ihren Ausdruck gefunden, welcher von einem großen Individualisierungstalent zeugt. Hier in dem ägyptischen Kreise der alte Amasis mit der fast ängstlichen Besonnenheit eines unberechtigten Throninhabers; Psamtik mit dem düstern Trotz des einen solchen Thron Behauptenwollens; die im Grunde, ohne daß sie es sicher

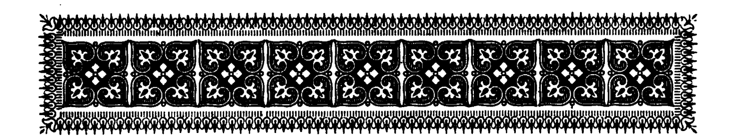
wüßte, in ihren Pietätsempfindungen getäuschte und, ohne daß sie es ausdrücklich wollen müßte, zur Resignation bereite, aber thatkräftige Nitetis; die zarte, sanft dem Leben absterbende Tachot, eine Vorstudie zu einzelnen Zügen der Uarda, gleichsam eine Prophezeihung auf das leidende Fellahmädchen, an deren Tod Ebers später anknüpfte, wie wir bereits wissen. Dann das persische Leben, das uns in vielen Zügen blutsverwandt erscheint, verdunkelt in dem wilden Kambyses, sonnenhell in dem jugendschönen Bartja! Und endlich das Griechenthum, welches zwar nicht mit seinen weltgeschichtlich großen Erscheinungen in die bisweilen so dunklen Irrgänge dieses Romanes hineinleuchtet, aber durch fertige Charaktere schöne Contraste gewährt: der gewandte, feiner immer sichere Phanes von Halikarnassus, bei welchem wir Ebers von Herzen beipflichten, daß er ihn zu einem Athener gemacht hat; der wackere Spartaner Aristomachus; die durch den Wechsel des Schicksals fast aspasiaartig herangebildete Rhodopis und ihre süße Enkelin Sappho! Alle aber überholt die Gestalt des Crösus, dessen edles und weises Greisenthum wie die schönste Nachblüthe eines ehedem frühlingshaft reichen Lebens erscheint: er ist nicht mehr Lyder, er ist nicht Perser — es ist eine abgeklärte ruhevolle Menschennatur.

In solchen Zügen hat man Gründe finden wollen, Ebers des Modernisierens anzuklagen. Bei dem eben hervorgehobenen Crösus trifft dieser Vorwurf jedoch nicht zu; ebensowenig bei Ebers' Behandlung des Liebesthemas, dessen schmerzlich-gewaltige Klänge in Tachot angeschlagen werden. Aber der Dichter hat den Philologen zum Secundanten angerufen und gelehrt vertheidigt, daß die leidenschaftliche

Liebe ein seelisches Besitzthum auch der alten Menschheit war. Ein anderes ist es, wenn gelegentlich, so besonders in Rhodopis' Salon, über das Recht des Weibes discutiert wird: hier wird der Horizont des Alterthums willkürlich erweitert.

Das Schicksal aller dieser Menschen spielt sich auf dem weiten Gebiet von West-Persien bis Ägypten ab. Als Ebers den Roman schrieb, hatte er den Orient noch nicht selbst gesehen: aber er war in dem Nillande bereits vollständig heimisch. Als er dann das Pharaonenland besuchte und seine Studien sich erweiterten, gab es zu ändern und zu ergänzen: doch der Dichter konnte mit dem Ägyptologen überall zufrieden sein. So hat der Roman denn fort und fort die Widmung an Richard Lepsius mit vollem Recht an der Spitze getragen, und die zahlreichen Anmerkungen sind Zeugniß der ununterbrochenen Arbeit geblieben, welche an das Dichtungswerk gesetzt wurde. Daher die Treue in der Darstellung des Landschaftlichen und Lokalen; der Glanz der Schilderungen des segnenden Flusses, der feierlich öden Berge, der reichen Städte, der bunten Menschenwelt; vor Allem die sorgfältige Abrundung der Sprachform, die edle Leichtigkeit des Stils, die Lebhaftigkeit der Charakteristik, die prägnante Leidenschaft, ohne daß irgendwo die Gränzen des Schönen überschritten würden. Nicht selten verwandelt sich in bewegten Momenten die einfache Prosa in bewegte Poesieformen: so nehmen — was der Dichter gewissermaßen entschuldigen zu müssen glaubt — die Liebesscenen zwischen Bartja und Sappho zum Theil jambische Form an, wofür man in Goethe's „Egmont“ so anziehende Parallelen finden

kann. Das sind die aufgesetzten Lichter, deren das Colorit bisweilen zu bedürfen scheint. Hierfür entwickelt Ebers schon in diesem seinem frühesten Roman eine Meisterschaft. Ueberall (und selbst da, wo die Gedanken in das Moderne zu überfluten scheinen) ist es doch auf das Colorit des Alterthums, besonders des ägyptischen abgesehen; und als ob Ebers sich das Vertrauen seiner Leser an jeder Stelle versichern wollte: jene Anmerkungen, die er fortgefahren hat dem Werke in großer Zahl und größter Gründlichkeit anzufügen, geben über alles, was den Philologen lüstern macht, die bereitwilligste Auskunft. Bisweilen scheint dieser Philologe unter den Lesern vom Verfasser besonders bevorzugt zu sein, er empfängt in leichter, knapper Form die Ergebnisse ausgedehnter selbständiger Forschung; aber auch der gewöhnliche Leser wird dankbar sein für solche Belehrung, und er würde noch dankbarer sein, wenn er in seiner Begeisterung nicht durch eine besondere Verweisung auf eine orientierende Anmerkung am Ende des Bandes unterbrochen würde. Zweifellos war es der Ingrimm eines so gestörten Lesers, dem Fritz Mauthner in seinem geistreichen „Nach berühmten Mustern" mit seiner „Blaubeeren-Isis" mehr drolligen als zutreffenden Ausdruck gab, und sehr wahrscheinlich hat von demselben Punkte aus ein bedeutender französischer Kritiker der „Revue des deux mondes", Jules Soury, diesen geschichtlichen Roman wegen seiner zu nahen Stellung zur Geschichte als gefährlich für diese Wissenschaft und als bedenklich für die Dichtkunst angesehen. Der rechte Dichter aber wird in jedem Lebenskreise mit seinem Mosesstabe den lebendigen Quell der Poesie aus dem sprödesten Felsen zu wecken wissen.



VII. Die Schwestern. — Eine Frage.

Es bedurfte voller vier Jahre, ehe eine zweite Auflage der „Königstochter" verlangt ward. Die Schuld des Verfassers war es nicht; aber den von ihm in der Vorrede dieser zweiten Auflage angeführten Spruch der horazischen Poetik, daß die Dichter entweder nützen oder ergötzen, oder zugleich das Angenehme und Nützliche sagen wollten, erkennt die Lesewelt nur sehr ungleichmäßig an. Der weitaus größeren Mehrzahl ist es gar nicht um das Nützliche zu thun; das Romanlesen soll für die meisten leere Zeit ausfüllen oder höchstens die Gedanken erleichternd neben der Arbeit des Lebens beschäftigen. An den schönen Ernst der Ebers'schen Dichtung gewöhnt man sich etwas langsam, um ihn dann um so lieber zu haben und um so höher zu schätzen. Aber die mehr als zwölfjährige Zwischenzeit, welche die bereits oben besprochene „Uarda" und die „Königstochter" trennt, gehörte der streng wissenschaftlichen Arbeit; mit „Uarda" (1877) haben wir dann die selten unterbrochene Epoche der Romandichtung für den leidenden und in diesem Leiden immer seine productive Kraft ansammelnden Forscher und Dichter beginnen sehen.

Das alte Ägypten, welches in „Uarda“ eine so glänzende Darstellung gefunden hatte, war damit abgethan und Ebers kehrte, wie er begonnen, von da ab nur bei späteren Epochen ein. Das von den Persern unterworfene Reich konnte zwar keine Stoffe bieten. Kein neues Lebensprinzip war mit ihnen gekommen, nur die Lebensäußerungen des niedergedrückten Volkslebens hatten sie zurückgehalten. Die Befreiungsversuche seit dem Beginn des vierten vorchristlichen Jahrhunderts führten erst gegen Ende der Achämenidenzeit und in Anlehnung an Griechenland zu bedeutenderen Ergebnissen. Noch einmal entfesselte Alexander d. G. durch die Gründung der nach seinem Namen benannten Stadt Ägyptens Kraft und mit dem Aufkommen der Ptolemäer leuchtete ein neuer Glanz über das Land. Nicht allein die Culturgeschichte findet von hier ab die interessantesten Probleme, sondern auch die Dichtung in dieser Durchkreuzung neuägyptischen und griechischen Wesens die anziehendsten psychologischen Aufgaben, unter denen aus der letzten Ptolemäerzeit die künstlerische Analyse und poetische Verwerthung des Kleopatra-Charakters am meisten versucht worden ist.

Ebers' Interesse verweilt lieber bei einem ernsteren Punkte: sein Roman „die Schwestern“ (zuerst 1880) spielt im Jahre 164 v. Chr., als der energische Ptolemäus Euergetes II. in Alexandrien seinen mitregierenden milden Bruder Ptolemäus Philometor in Memphis vom Throne verdrängte und Ägypten wieder zu einer einheitlichen Monarchie machte. In einer solchen Epoche waren die mannigfachen Collisionen von Nationalitäten und verschiedenartigsten

Individualitäten möglich. Daher durften denn auch die kühnsten Combinationen gewagt werden. Die Vorgeschichte des Ganzen erfahren wir erst aus dem fünften Capitel. Der Vater des nachher sehr charakteristisch auftretenden unfreiwilligen Einsiedlers Serapion war Vorsteher der Tempelspeicher, ein Mann macedonischer Abkunft, aber durch Verheirathung mit einer Ägypterin dem Interesse des Nillandes näher verknüpft. Die Abgaben, welche das Priesterthum an den Hof zu liefern hatte, gingen durch des Eunuchen Euläus Hände, wobei sehr häufig Unterschlagungen stattfanden¹, und als sie bemerkt wurden, erfuhr Euläus früher davon, so daß er rechtzeitig sich aus der Schlinge ziehen und die Verurtheilung des ehrlichen Vorstehers der Tempelspeicher herbei führen konnte. Seiner Sache nahm sich jedoch Philotas an, der Vorsteher des Richtercollegiums, dessen Familie aus Syrakus eingewandert war, der Vater „der Schwestern“: aber die Härte der Haft und das Gefühl der Schande hatte das Leben des verurtheilt gewesenen schon zu zerstören begonnen, ehe er frei wurde. Unter Kleopatra's Regierung, die sie im Namen der noch unmündigen Brüder Philometor und Euergetes führte, gelangte der ränkevolle und selbstsüchtige Euläus mit seinem Spießgesellen Lenäus zu einer größeren Macht und um die Aufmerksamkeit der Masse und auch der Machthaber von jenem Richtercollegium abzuwenden, zettelte er den unglücklichen Krieg in Coelesyrien mit Antiochus Epiphanes an, der mit dem siegreichen Eindringen des syrischen Königs in Ägypten endete. Im edelsten patriotischen Interesse vermied während der Occupation Philotas den Verkehr mit dem fremden

Sieger nicht; als aber Philometor durch die Römer von dieser syrischen Vormundschaft befreit und Ägypten wieder selbständig wurde, benutzte Euläus seinen Einfluß, Philotas des Einverständnisses mit Antiochus anzuklagen: der angebliche Vaterlandsverräther ward sammt seinem Weibe nach den äthiopischen Goldbergwerken verbannt. Serapion, damals schon Klausner des Serapistempels, erfuhr von diesem Schicksale des Retters seines verstorbenen Vaters und versuchte wenigstens mit Hülfe seines Bruders Glaukus, welcher die Sicherheitswache im Tempel befehligte, die beiden Töchter des Philotas, Klea und Irene, als Krugträgerinnen nach dem Tempel seines Gottes zu retten, wo sie in dem Pastophorium, wie der an den großen Quaderbau des Serapistempels sich anschließende Ziegelbau im Wüstengebiet von Memphis hieß, neben anderen Bediensteten und zahlreichen gern im Heiligthum des Gottes übernachtenden Pilgern ein Unterkommen fanden: war die Stellung auch noch so bescheiden, so bot sie doch gegen die Intriguen des Euläus einige Sicherheit. So hatten sie fünf Jahre lang das Wasser aus dem für heilig geltenden „Sonnenbrunnen“ pflichtgemäß für die Serapisspende an jedem Morgen geholt und um diese Zeit setzt die Erzählung des Romans an.

Klea, die ältere und ernstere der beiden Schwestern, hatte, während die lebensfrischere und jüngere Irene einer leichten Fußverletzung wegen das Haus hüten mußte, an einer Prozession theil genommen und hierbei ein Veilchensträußchen von einem jungen Römer empfangen, den wir nachher als Publius Cornelius Scipio Nasica kennen lernen. So ernst sie war, so war ihr der Spender des Sträußchens

doch nicht ganz gleichgültig geblieben und sie hatte heimgekehrt die schon welken wollenden Blumen sorgsam in ein Schälchen voll Wasser gelegt. Die halbe Nacht hatte sie dann an Irene's Kleid genäht und war nach kurzem Schlaf nach dem heiligen Brunnen gegangen. Unterdessen hatte Irene sich von der einfachen Schlafmatte erhoben und, gewöhnt von ihrer Schwester die mitgebrachten Blumen zu empfangen, auch die Veilchen in ihr glänzend braunes Haar geflochten, ja das von der dienenden Alten gebrachte, für Beide sehr knapp bemessene Brot sammt Olivenöl allein verzehrt. Die hungrig zurückkehrende Klea fand nichts mehr und, was sie tief berührte, sie fand die ihr besonders werthvollen Veilchen in der Schwester Haar. Sie erbittet sie wenigstens zu Mittag, wenn sie verwelkt sein würden, zurück. Die durch das ganze Gespräch etwas aufgeregte Irene eilt von dannen, um Brot bei Serapion zu erbitten; allein gelassen fällt Klea bald in Schlummer.

Das kurze erste Capitel charakterisiert in seinen verhältnißmäßig wenigen Thatsachen den fast gegensätzlichen Unterschied der beiden Schwestern vollkommen. Die Bestimmtheit der Linienführung beim Dichter konnte den Maler anregen. Emil Teschendorff, den wir bereits als Uarda-Darsteller haben kennen lernen, hat den „Schwestern“ zwei Blätter gewidmet: das erste stellt das Schwesternpaar in ihrem bescheidenen Raum mit einander an diesem Morgen in lebhaftem Gespräch dar. Klea sitzt fast bitter ernst da und hat ihren rechten Arm um der vor ihr knieenden Irene Hals und deren geschmückt herabfallendes langes Haar gelegt; Irene selbst, deren Hände übereinander geschlagen in

der Schwester Schooß liegen, sieht ihr mit jugendlicher Unbefangenheit fragend in's Antlitz. Die Absicht des Dichters, zwei auseinandergehende Lebensrichtungen dicht neben einander darzustellen, ist durch den Maler zum beredtsten Ausdruck gebracht.

Irene ist ausgegangen, um für ihre Schwester das nöthige Frühstück zu schaffen. Ehe sie zu Serapion selbst kommt, begegnen ihr, von einem officiellen Fremdenführer geführt, Scipio und der feiste Euläus. Der Eunuch beginnt, indem Scipio mit dem aus seinem Zellen-Fenster dem herabfallenden Laden nachschauenden Serapion in ein eingehenderes Gespräch geräth, in dem nahen Akazienhain zu frühstücken; zu Scipio tritt auch sein griechischer Freund Lysias. Dem gierig frühstückenden Euläus nimmt der Römer Pfirsichen und einen gebratenen Fasan ab und reicht die Speisen dem Serapion, der bereits Irene bemerkt hat: er theilt mit ihr Beides. Der Römer bittet um die Veilchen ihres Haares und schon will sie in ihrer unbedachten Unschuld dieselben hingeben, da denkt sie doch daran, daß Klea, welche sie gestern von einem Römer erhalten, sie zurückverlange. Scipio, meinend, daß die Empfängerin keinen Werth darauf gelegt habe, nimmt die Blumen und wirft sie ärgerlich über's Haus; Lysias gibt ihr dafür die Granatblüte, welche er soeben seinem römischen Freunde verweigert hatte. Irene eilt weg, Euläus kaut weiter und Serapion verspricht Scipio, von diesem schurkenhaften Eunuchen weiteres zu erzählen.

Man darf nicht vergessen, daß man sich in dem Ägypten der Ptolemäer befindet, in welchem selbst ein ernsthaft

angelegter Charakter wie Scipio ein über die gangbare Vorsicht hinaus aufrichtiges junges Mädchen wie Irene auf der Straße ohne Weiteres anreden kann: trotz alledem ist eine Vertiefung ihrer Schicksale möglich. Bedeutsam tritt schon jetzt die Stellung Serapion's für den aufmerksamen Leser hervor.

Klea hat indeß geschlafen und von Scipio geträumt. Irene kehrt mit den empfangenen Speisen zurück; als sie aber erzählt, daß der Römer die Veilchen weggeworfen, antwortet ihr Klea herb. Sie wird von dieser nach dem Tempel geschickt, um zu fragen, wann die Gesangübung und wann der angesagte Aufzug beginne. In ihrer Abwesenheit gibt die in ihrem Stolz gekränkte Klea den Fasan der grauen Katze, die bei ihnen ein- und ausgeht; auch die Pfirsiche will sie wegwerfen: doch da denkt sie an des Thürhüters krankes Söhnchen Philo; auch das schon ergriffene Brot legt sie, obwohl hungrig, zurück. Sie wird nur von einem Gedanken beherrscht: zwischen dem, der die Veilchen weggeworfen, und ihr, die sie aufbewahren wollte, müsse alles vorbei sein. In ihrem Innern vollzieht sich etwas. Irene kommt zurück: es findet keine Gesangübung statt und der Aufzug vier Stunden nach Mittag. Klea will nach dem Tempel gehen, Irene möge die heilige Wasserspende besorgen. Jeder fühlt, daß sich etwas Entscheidendes vorbereitet; manchem Leser wird es scheinen wollen, als ob Klea die Straußgeschichte zu ernst auffasse: über die Alltäglichkeit der Cotillongedanken muß man sich freilich zu erheben wissen.

Klea will in ihrem bewegten Ernst zu ihrem Gott gelangen. So wird das vierte Capitel, welches sie uns im

Tempel zeigt, zu einem der bedeutensten des ganzen Romans. Das Gebet versagt gerade jetzt seine Hülfe; die Beleuchtungseinrichtung, welche der geschickte älteste Priester Krates zur Zufriedenheit des Oberpriesters eingerichtet hat, obgleich er sagen muß: „Betrug ist Betrug", wird von Klea beobachtet, da sie sich unbemerkt in's Allerheiligste eingeschlichen hat. Mit wundem Herzen, aber stolz kehrt sie dem Sanctuarium den Rücken. Bei dem kranken Söhnchen des Thürhüters, von dem sie ein Stückchen Brot erbittet, wird ihre Seele erst wieder frei, indem ihr hülfreiches Mitleid herausgefordert wird. Daheim hatte unterdessen schon Irene ihr schönes Haar geordnet und mit der Granatblüte geschmückt; der zurückkehrenden sehr ernsten Klea aber war es, als hätten sie ihr heute ihre Eltern zum zweiten Male genommen. Die Priesterschaft hatte sie um ihren Gott betrogen.

Das zweite Bild, welches Emil Teschendorff in der Ebers-Gallerie den „Schwestern" gewidmet hat, zeigt uns Klea im Tempel. Ist es die Klea, welche noch ihren Gott zu suchen wagt? Oder die, welcher er unter den oberpriesterlichen Lichteffekten bereits verpufft ist? Das verzweifelte Hinstarren ihrer Augen, die aussichtslose Kälte ihrer Züge deutet auf das letztere, und wenn der Maler, worin wir ihm vollständig beistimmen, recht gehabt hat, so sind treffend die Kämpfe angedeutet, in denen Klea ihren Gott wird wiedergewinnen müssen. Und der Dichter läßt ihn finden.

Der Aufzug war vorbei; der König, welcher der Priesterschaft nur einen mäßigen Bruchtheil der erbetenen Ackerschenkung gewährt hat, war wieder nach Memphis aufgebrochen; Klea „mit einem fast bedrohlichen Glanz in den

Augen, Irene mit gerötheten Wangen und lachendem Munde“ heimgekehrt. Während sie sich ihrer Kammer näherte, kam ein Tempeldiener, welcher die ältere der beiden Schwestern zum Tempel zu bescheiden beauftragt war. Klea begab sich dahin und wurde in das Gemach geführt, welches zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße diente. Indeß hatte sich der junge Scipio zu Serapion begeben, dem er versprochen zu kommen. Dieser ahnte sofort, als der Römer von seinem Entschluß sprach, Memphis sehr bald zu verlassen, was der Grund sei, und erzählte ihm die Geschichte der beiden Schwestern und ihrer Eltern, welche wir bereits kennen. Scipio, sehr erregt, beschließt, Philotas und die Seinen zu retten; Serapis übergibt ihm die nöthige Bittschrift, da Scipio die Angelegenheit in die Hand nehmen will, und der Klausner beginnt zu hoffen.

Da tritt Euläus ein, der Scipio abholen und geleiten will, aber von diesem eine so bruske Behandlung erfährt, daß natürlich sein stiller Zorn erregt wird. Serapion bricht hinterher in ein herzhaftes Lachen aus, in welchem ihn die ernste Klea findet. Der Oberpriester will die beiden Schwestern in einen anderen Dienst, den der Todtenklage stellen, da deren bisherige Vertreterinnen zu alt geworden sind. Wegen des damit gegebenen bedrohlichen Hindergrundes räth Serapion, diesen Dienst anzunehmen, was Klea sehr ernst stimmt. Und sie findet Irenen zu Haus weinend: Lysias habe freundlich mit ihr gesprochen, sie will hinaus aus dem für sie immer dunkleren Tempel. Hiermit bereitet der Dichter die spätere Flucht als eine Wahrscheinlichkeit vor. Wenn schon dies Capitel durch seinen psychologischen Reiz anzieht, so wirkt die

Charakteristik der kaum neunzehnjährigen Königin Kleopatra und ihrer Umgebung im nächsten siebenten Capitel noch weit pikanter. Zoë, die mit ihr erzogen und jetzt dienende Freundin und speciell Vorleserin ist, sagt sehr richtig: „Wir leben wie Leute, die in einem baufälligen Hause wohnen." Noch tiefer in die Eigenthümlichkeiten dieses ptolemäischen Hoflebens führt das achte Capitel ein, welches das königliche Gastmahl mit aller philologischen Accuratesse, aber zugleich mit seltenem Scharfblick für die culturgeschichtlichen Momente jener Zeit erzählt. Der Dichter läßt nur den aufmerksamsten Leser spüren, welches Erdbeben leise unter dem Boden der ägyptischen Geschichte grollt. Die Vorbereitungen auf den Geburtstag des „zwanzigjährigen Riesen", wenngleich schon sehr erfahrenen Wüstlings Euergetes, der sich gern mit Alcibiades vergleichen läßt, beschäftigt alle. Das neunte Capitel bezeugt, mit welchen feinen archäologischen Beobachtungen der Dichter an seinem Stoff gegangen ist. Schließlich einigt man sich darüber, da Euergetes keinen öffentlichen Aufzug will, lebende Bilder nach der korinthischen Brunnengruppe zu stellen, wie Herakles dem Brautzug der Hebe entgegen geführt wird, was Lysias vorschlägt. Kleopatra würde die Peitho, die mitwirkende Göttin der Ueberredung machen, was Aristarch gelehrt billigt, und so werden auch die anderen Rollen vertheilt; die rechte Hebe wird Lysias schaffen, wozu er sich unbesonnen genug erbietet: auch will er die Gemmen herbeiholen, auf welchen jenes korinthische Marmorwerk dargestellt ist.

Lysias ist, wie das folgende Capitel erzählt, schon eine Stunde fort und Euläus indeß gekommen: er unterhält sich

mit Aristarch, beobachtet aber auch Scipio und Kleopatra's aufdringlich vertrauliches Benehmen gegen ihn. Die interessante Unterhaltung geht mit alexandrinischer Vielseitigkeit weiter, der Euergetes, schließlich etwas angetrunken, den Genuß des Lebens entgegen setzt. Endlich kommt Lysias zurück; er nennt enthusiastisch als seine Hebe die Krugspenderin Irene. Die Gesellschaft ist etwas verblüfft; Philometor und Kleopatra lehnen „die wassertragende Dirne" ab; aber Euergetes will sie gerade durchaus haben und so schlägt der listige Euläus Zoë vor, welche Irene holen soll: er selbst werde sie begleiten, um dem Oberpriester Asklepiodor die Bitte der Hofgesellschaft vorzutragen. Indem er das motiviert, läßt er mit unterlaufen, daß der Römer bereits ein Auge auf Irene geworfen. Das erregt Kleopatra's heftigsten Zorn und nur durch Philometor's Vermittelung gelingt es Euläus, davon zu kommen. Jetzt benutzt Kleopatra seine Abwesenheit, um nach Scipio's Mittheilungen sich noch entschiedener gegen diesen Eunuchen auszusprechen. Sehr verstimmt, daß Scipio angeblich wegen dringender Geschäfte sich früher hat entfernen müssen und Lysias mit ihm, zieht sich Kleopatra zurück, nachdem sie noch dringend Philometor anempfohlen, auf Euergetes Acht zu haben, der sich nicht umsonst bei den Leuten beliebt zu machen suche.

Scipio und Lysias haben sich in ihr Zelt zurückgezogen; sie entwerfen allerlei Pläne, was zu thun sei. Endlich beschließen sie, am folgenden Morgen Irene am heiligen Brunnen zur Flucht zu bereden: sie soll mit irgend einem der Gesellschaftswagen in das Haus des Bildhauers Apollodor und mit diesem nach Alexandrien gehen, um vor dem

Wüstling Euergetes gerettet zu werden. Indeß hat dieser zur Erfrischung in seiner Wohnung ein üppiges Bad genommen und dann mit seinen nächsten Freunden Hierax und Komanus den Verschwörungsplan gegen seinen Bruder näher verabredet. Der nach ihnen kommende Euläus bespricht noch wichtigere Sachen mit ihm und erreicht unter allerlei grundlosen Verdächtigungen den Beschluß der Ermordung des Römers Scipio, die freilich so ausgeführt werden müsse, als ob er auf dem nächtlichen Heimwege durch die Wüste von wilden Thieren zerrissen worden sei. Dem Eunuchen wird hierüber das Herz froh und leicht, und Euergetes will dem Scipio als Zeichen seiner Liebe und Verehrung noch ein Gespann von vier edlen kyrenäischen Rossen am Vormittag zuführen lassen . . .

Während dieses Capitel von äußerst charakteristischen Dialogen durchzogen ist und eine unheimliche Atmosphäre auf ihm lastet, trägt das folgende den der dunklen Räthselhaftigkeit, die sich aber bald in helles Tageslicht auflöst. Es ist noch tiefe Nacht und Stille um den Serapistempel. Nur das Rollen eines Wagens unterbricht sie, den Lysias führt und unweit des Sonnenbrunnens anhalten läßt. Irene, welche mit den gewohnten Wasserkrügen kommt, erschrickt über die frühe Begegnung; aber sie kommt doch zurück, nachdem sie ihre Pflichten erfüllt und Klea wieder den kranken Sohn des Thürhüters zu pflegen unternommen hat, und besteigt, des eigentlichen Zieles noch unbewußt, zum ersten Mal einen königlichen Wagen. Sie kann für's Erste nicht schnell genug fahren; als sie sich aber entführt sieht, will sie herabspringen, was Lysias mit geschickter Energie verhindert.

Er klärt sie über die Entführung auf; als sie des Bildhauers Frau herankommen sehen, wird sie ruhiger; aber das Weinen kann sie doch nicht zurückhalten. Das ganze Capitel hat darin seine hohe Bedeutung, daß die jungen Menschen, beide zum Leichtsinn angethan, in eine ernste Situation gebracht werden, mit der sie wachsen.

Der bald nach ihnen ausgefahrene Wagen mit den beiden Schimmeln war, wie Lysias richtig vermuthete, der des Euläus. Er selbst saß mit Zoë darin; wegen der kühlen Morgenluft war das Gefährt geschlossen. Es galt Irene abzuholen; aber weder er erreichte etwas von dem Oberpriester, noch fand die später in das Pastophorium eingetretene Zoë irgend eine Spur. Niemand wußte, wo die Gesuchte sei; auch die mitsuchende Klea nicht, und der Oberpriester hatte die ernstesten Maßregeln zu treffen. Alle Bewohner der Nebengebäude des Tempelhofes werden durch den Schlag an die eherne Scheibe zusammen gerufen; aber bei dem allgemeinen Verhör weiß nur ein Fuhrknecht des Tempels zu berichten, daß er Euläus' Schimmelgespann vor einer verschlossenen Kutsche gesehen habe, aus welcher er die Stimme des Eunuchen und das Lachen einer Frauensperson vernommen. Die tief erschütterte Klea will sich sofort zur Königin Kleopatra aufmachen; Serapion beredet sie, lieber zu Scipio zu gehen, von dem sie eigentlich nichts mehr wissen will. Serapion will ihr Briefe an seinen Bruder Glaukus (den Befehlshaber der Sicherheitswache im Palast, woran wir ganz bestimmt erinnern wollen) mitgeben; bei seiner Schwester Leukippe am Zollhause soll sie sich durch seinen Ring beglaubigen. Eiligst besorgt sie die Krugspende,

holt Brief und Ring von Serapion und von dem Thürhüter wegen des oberpriesterlichen Verbots nicht ohne Bedenken hinausgelassen, wirft sie den Schleier über's Haupt. Sie geht die lange Straße mit ängstlicher Hast entlang, begegnet dem Schmied Krates, der ihr für den Schlosser Heri einen Apis-Grab-Schlüssel als Probe zur Anfertigung noch mehrerer und ein Messer zum Schutz mitgibt, beeilt in banger Stimmung ihre Schritte und kommt, den Auftrag des Krates ganz vergessend, in die Stadt.

Der Hof des Königspalastes ist ganz mit zum Theil angetrunkenen Soldaten erfüllt. Klea kommt nur mit Lebensgefahr bis zu Glaukus, der sie für den Augenblick am sichersten in einem gerade leer stehenden Gefängniß unterbringen kann. Hier hört sie nachher in dem Nebenraume ein Gespräch zwischen Euergetes und Euläus, das sich auf die beabsichtigte Ermordung Scipio's in etwa zwei Stunden bezieht. Noch zur rechten Zeit öffnet ein Sicherheitsbeamter des Glaukus die Thür, da der Raum für Gefangene gebraucht werden soll; Klea nimmt das Anerbieten an, in einem Wagen bis zu einem Wirthshause hart an der Gränze zu fahren. Da ihr Schleier zerrissen und es zu ihrer Sicherheit gut ist, nimmt sie den Mantel eines Obersten und einen breitkrämpigen Reisehut und kann bei ihrer edlen Figur für einen Macedonier von Rang gelten.

Während Klea still Scipio's Rettung plante, machte Kleopatra in ihrem Zelt wieder Toilette; aber auch ihre Gedanken waren voll Unruhe. Sie ließ sich von Zoë Psalmen in griechischer Übersetzung vorlesen, die man ihr gerühmt hatte und deren Eindruck sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Auch als Euergetes eintrat, berührte das Gespräch dasselbe und verwandte Themen und zuletzt Scipio, über den Euergetes sie höhnt. Durch einen Trompetenstoß läßt Philometor zum Gastmahl laden; er kommt selbst, um der ohnedies schon verstimmten Gemahlin mitzutheilen, daß Scipio sich habe entschuldigen lassen, dagegen sein Freund Lysias unten anwesend sei. Auch kann er ihr mittheilen, daß das Gnadengesuch für Philotas und dessen Gattin bereits durch deren vor einem halben Jahre erfolgten Tod erledigt sei, dagegen schwere Anklagen gegen Euläus vorliegen. Es liegt eine düstere Stimmung auf Kleopatra: nur Euergetes ist höhnisch-heiter.

Klea hat unterdessen ihre rasche Fahrt bis zu dem verabredeten Ziele vollendet. Sie steigt bei der Schenke ab und belohnt den Wagenlenker reichlichst. Sie gewahrt zwei verdächtige Gestalten: das sind die von Euergetes gedungenen Mordgesellen. Sie haben aber noch etwas Zeit, drinnen fortzutrinken; Klea schlägt nun kurz entschlossen den nächsten zu den Apisgräbern führenden Wüstenweg ein. In der gespensterhaft verdüsterten Mondnacht kann sie nur langsam tastend vorschreiten; auch ihre Seele wird dunkler; der feierlichtönende Nachtgesang der Priester des Osiris-Apis klingt herüber; sie wird von andachtsvoller Stimmung ergriffen: möchte Irene vor Unglück, Scipio vor dem Tode bewahrt bleiben! Das Mondlicht bricht hell hervor: da sieht sie die Sphinxstraße und die Apisgräber vor sich; kühn vorwärtsschreitend erblickt sie in unbestimmten Umrissen eine Männergestalt . . .

Es war Scipio. Wir erfahren, was seit der Petition

für Philotas bis zu dieser verhängnißvollen Nacht geschehen ist; der Römer ist auf einem Maulthier hergeritten und nun mit Klea zusammengetroffen. Sie fordert ihn auf, mit ihr nach den stillen Apisgräbern zu gehen; bei dem nicht sogleich gelingenden Versuch, mit dem neuen Schlüssel des alten Krates zu öffnen, berühren sich ihre Hände; sie treten ein, und kaum hat das Gespräch begonnen, so entschlüpft Klea gewandt und wirft die Thür wieder in's Schloß. Den erst zornig aufbrausenden Scipio zwingt sie endlich, durch die kleine für Weihrauchzwecke gemachte Thüröffnung sie anzuhören. Ihm würde Todesgefahr gedroht haben durch zwei von Euergetes gedungene Mörder; sie will aber ihr Leben, indem sie es seiner Rettung opfert, beschließen. Wir können nicht umhin, Scipio vollkommen beizustimmen, wenn er sagt, es sei nicht groß, es sei sogar ruchlos, sein Leben so von sich zu werfen, und wir gestehen, daß wir diesen Entschluß Klea's mit ihrem verständigen Sinne; nicht einmal in Momenten so ungeheuerer Aufregung zusammenreimen können. Es liegt etwas Theatralisches, wenn auch etwas sehr Effectvolles darin. Scipio entdeckt bei dem matten Lampenschein, der in diesen Gräbern (ein Vorbild der christlichen Todtenlampe) nie erlischt, eine von den Arbeitsleuten zurückgelassene Brechstange; es gelingt ihm, die Thür gewaltsam zu öffnen: er hält Klea, welche enteilen will, gewaltsam fest, und die Herzen finden sich nach einem tief bewegten Gespräch in einem ersten Kuß. Aber im furchtbaren Contrast dazu klingt Klea's Name durch die Nacht, dann Geschrei aus der Nähe und dumpfes Geheul. „Die Mörder!" schreit Klea.

Es war ein hochtragischer Moment. Gegen sein Gelübde hat der arme Serapion sich aufgemacht, um Klea zu suchen. Umsonst hatte er seinen Bruder Glaukus gefragt; erst hatte er einen Esel benutzen können; dann auf ein schon derbes Baumstämmchen gestützt, bereits die Sphinxallee erreicht und nach Klea gerufen: da brachen jene beiden Mörder hervor, von denen er den einen zwar mit seinem dicken Stabe niederschlagen kann, der andere ihn mit Schlangengift tödtlich trifft und ihm Grüße von Euergetes und Euläus bestellt. So zum Tode fertig, finden ihn, den angstvoll Rufenden, Klea und Scipio; sie nimmt das Haupt des Sterbenden in ihren Schoß; er erfährt noch, daß die Beiden einander für immer gehören werden und mit den Worten „da ist auch mein Irenchen!“ stirbt er. Das ist bitter von Ebers erfunden: hatte der Dichter für dies arme Leben nichts anderes übrig, als einen Opfertod? Unsere Theilnahme an dem hier sich vollendenden Schicksal gewinnt eine stark pessimistische Färbung.

Die Liebenden halten Todtenwacht bei der Leiche, damit kein wildes Thier sie berühre und sie für die volle Bestattung unrein mache. Wer denkt nicht an Hiddemann's Leichenwacht aus Fritz Reuter's „Stromtid“? und warum hat Ebers für diese Scene nicht seinen verständnißvollen Maler oder Zeichner gefunden? Am Morgen kommt die Priesterprocession und ihrem Führer übergibt Scipio die Leiche. Klea hat angesichts dieser Thatsachen ihren Gott, den sie bei dem unwürdigen Priesterthum des Serapistempels verlieren mußte, wiedergefunden. Zu Apollodor und Irene mag sie jetzt nicht begleitet sein; es wird für Beide

wohlthuender sein, wenn Scipio nicht willkürlich des Philotas Tochter nimmt, sondern von Asklepiodor überkommt. Ermattet sinkt sie auf Irene's Lager; in ihren Träumen herrscht des Römers Bild. Ehe aber die Sonne aufgeht, hat sie ihre beiden Krüge an dem heiligen Brunnen gefüllt; feierlicher als je schaut sie in die vielsäulige Tempelhalle. Ganz vortrefflich ist das Bild des Oberpriesters gezeichnet, der Serapion's Schicksal und Klea's Glück erfährt; nun gilt es noch den edlen Krates zu beruhigen, dessen Schlüssel sie gemißbraucht hat, ohne seinen Auftrag auszuführen: es ist ein gewinnender Humor, der auf dieser kleinen Scene liegt.

Ein köstlicher Morgen ist nach der verhängnißvollen Nacht angebrochen. Ebers entrollt ein farbenreiches Bild des festlichen Tages mit dem Marktgetümmel in Memphis, woran sich die köstliche sonnenhelle Scene vor Apollodor's Hause mit Scipio, Lysias, Irene und dem eben erst gekauften braunen jungen Sklaven fügt. Wie wir erwarten durften, findet sich auch das Paar Lysias und Irene zusammen; Lysias will Klea erwarten, der von ernsten Gedanken erfüllte Scipio aber erst noch Euergetes eine Überraschung zu seinem Geburtstage bereiten. Dem hellen Bild dieser Glücklichen stellt sich jetzt das dunkle einer Palastrevolution gegenüber. Zu Euergetes, der mit Leierspiel die Königin Kleopatra empfängt, kommt mit heimlicher Botschaft Euläus und triumphierend sagt Euergetes: „Publius Cornelius Scipio Nasica ist todt!“ In der nun anhebenden Scene von außerordentlicher dramatischer Gewalt ruft Kleopatra dem Euergetes in's Gesicht: „Du bist der Mörder!“

Und damit beginnt ein Schicksal sich abzuspielen, wofür wir die lebendige Plastik der Bühne herbeiwünschten. Schlag auf Schlag folgen die furchtbarsten Überraschungen. Der verwundete König Philometor wird zurückgebracht, aber von dem unerwartet eintretenden Scipio, welchem Euergetes eben noch eine glänzende Bestattung zugedacht hatte, sammt seiner Gemahlin Kleopatra für frei erklärt und unter den Schutz Roms gestellt. Euergetes findet sich rasch in die Situation, läßt sogar kurzweg Euläus zum Hängen abführen und wird zweifellos alles bewilligen, was Scipio noch besonders für die beiden Töchter des Philotas fordert. Das hindert aber nicht, daß Euergetes, nachdem der Römer stolz das Haus verlassen hat, ihm noch einen fluchenden Abschiedsgruß nachruft, der in den Worten gipfelt: „Ich bin wie das Hellas und er wie das Rom von heute. Wir haschen in der Sonne flatternd nach dem, was unserem Geiste zusagt und unseren Sinnen gefällt; sie suchen, zu Boden schauend, mit festem Schritte die Macht und den Vortheil." Das ist keine pessimistische Dissonanz, sondern ein zutreffender Ausdruck für eine weltgeschichtliche Constellation.

Es ist die Geschichte weniger Tage, welche sich hier abgespielt hat, und doch so reich an inneren und äußeren Thatsachen, daß das Ganze einem immerhin scharfsinnigen, aber noch schärfer aburtheilenden Kritiker als „ein compositionsloses Durcheinander, als ein Durcheinander von angefangenen Ideen, historischen und dichterischen Fragmenten" erschienen ist. Mit diesem Vorwurf der Compositionslosigkeit würde der andere zusammenhängen, der sich auf das Fehlen eines sogenannten Helden bezieht. Beide Vorwürfe

sind zunächst durch den Charakter der Zeit veranlaßt, in welcher die Dichtung spielt, der Zeit der Auflösung einer ablebenden, wie durch den Phosphorglanz der Fäulniß leuchtenden Cultur ohne Helden und des Aufkommens einer neuen weltgeschichtlichen Macht. Bedarf es denn aber in einem Roman immer einer hervorragenden Persönlichkeit, welche einheitliche Gedanken vertrete, die das Zeitalter entweder bereits lebensmüde vergessen oder noch gar nicht formuliert hat? Bedarf es denn überhaupt der hervorragenden Persönlichkeit zur Charakteristik einer Epoche, die solche Persönlichkeiten nicht zu erzeugen vermag? Ägypten und Hellas sollen hinsterben, vielleicht daß in dem Lande der Griechen der alte Geist noch einmal wie eine dann erlöschende Flamme aufleuchten wird; aber hat das gewaltige Rom nicht vor der Hand das Seinige gethan, wenn es seinen Scipio (wie wir ihn immer kurzweg genannt haben) mit mächtiger Hand in die Revolutionspläne des dicken Euergetes so eingreifen läßt, daß er dem flüchtigeren, nicht auf die inneren Zusammenhänge gerichteten Blick wie ein Deus ex machina erscheinen kann?

Der Begriff des nothwendigen Romanhelden ist die Fiction einer blödsichtigen Theorie, welche den Wald vor Bäumen nicht zu sehen vermag. Denn gerade hier in diesem Ebers'schen Roman drängt sich sehr kenntlich gezeichnet Stamm an Stamm und leicht erkennbare, wenn auch vielfach verschlungene Wege führen den aufmerksamen Leser sicher hindurch. Die zahlreich auftretenden Charaktere schaffen sich Raum und Licht genug, um in dem scheinbaren Gedränge mit aller Bestimmtheit sich ausbreiten und noch

unterscheidbar machen zu können. So sehen wir die beiden Schwestern ganz leibhaftig vor uns: die ernstere, überlegende Klea mit dem schwarzen Haar und der fast männlich tiefen Stimme; die lebenslustigere leicht vertrauende Irene mit dem langen, glänzend braunen Haar und den schneeweißen kleinen Zähnen hinter den jugendrothen Lippen. Dann die beiden jungen Männer, welche die Liebe der beiden Mädchen erwerben, indem das Schicksal verwandte Töne in ihren Herzen anschlägt: hier der junge Römer, in welchem das kühle Machtgefühl eines auch in das Morgenland unbeirrt eingreifenden Volkes wie personificiert erscheint und sich den Adel einer weiblichen Seele wie etwas Wahlverwandtes verbindet; dort der junge Lysias, für dessen griechische Beweglichkeit wir eine festere Weiblichkeit als die Irenen's wünschen möchten, und dennoch glauben wir an die Beständigkeit auch ihres Glückes. Aber neben diesem zieht uns, auf ganz anderem Boden erwachsen, durch kein Leid geschult, die Königin Kleopatra an, mit ihren neunzehn Jahren so reich an Glück, mit ihrem frappanten Scharfblick des Herzens doch so liebebedürftig; mit ihrer unruhigen Eitelkeit doch ernster für Scipio empfindend; mit ihrer scheinbar oberflächlichen Liebhaberei für Philosophie und Dichtung doch der tieferen Schönheit der Psalmen nicht unverschlossen; Herrin jedes Mienenspiels und durch ein Zucken der Zehen ihrer auffallend kleinen Füße ihre inneren Bewegungen verrathend: in solcher feinen Portraitierung fordert Ebers an jeder Stelle uns auf, die andere Kleopatra des größten Dramatikers mit der seinigen zu vergleichen. Es ist sicher ein schöner Triumph des Romandichters, wenn seine Kleopatra als Charakterbild

sich nicht unwürdig neben jene stellt, obgleich ganz ungleich in ihrem Schicksal. Auch die ägyptische Männerwelt zieht durch ihre sorgfältige, naturlebendige Charakteristik an. Dem königlichen Brüderpaar wird man um deswillen so schwer gerecht, weil wir der rücksichtslosen Energie, selbst wenn sie uns in einem so wüsten Charakter wie Euergetes entgegen tritt, vor der schwächlichen Energielosigkeit, die in dem ungleich weniger offensiven Wesen Philometor's personificiert erscheint, im Interesse des thätigen Lebens Recht zu geben gewohnt sind. Weit lieber hängt unser Interesse an den beiden einander entgegengesetzten Persönlichkeiten Serapion und Euläus; ja der Dichter scheint mit besonderer Vorliebe an diesem Serapion gehangen zu haben. Die Geschichte der Dichtung wird wenig Gestalten aufzuweisen haben, in denen ein solch eigenthümlicher Charakter zu dem ihm möglichen Schicksalsverlauf gelangt trotz der Enge des Lebensweges, welchen ihm besondere Culturverhältnisse abgränzen. Das ist kein innerer Widerspruch, wenn er zuletzt sich aufmacht, Klea aufzusuchen, mit der ihn eigenthümliche Geschicke näher verbunden haben; es sieht wie eine Verklärung seines verlorenen Lebens aus, wenn er zuletzt als ein Opfer der anhänglichen Treue fällt. Selbst in der Sprache, welche wir ihn reden hören, bemerken wir, fast dramatisch nuanciert, den Ausdruck einer von Haus aus groß angelegten, durch astrologischen Aberglauben der Ältern und seines Volkes gebundenen Persönlichkeit. Man muß diese treue Seele lieben. Der geschichtliche Eunuch aber stößt uns in jedem Augenblicke ab, um uns in jedem folgenden wieder auf das lebhafteste zu interessieren. Diese höfische Figur

ist mit der größten Sorgfalt gezeichnet und gerade an ihr sehen wir, wie sehr der Dichter seit dem Boges der ägyptischen Königstochter bis hierher, seit 1864 bis 1880 vorgeschritten ist: wir glauben unbedingt an die Möglichkeit einer solchen, aus der Beobachtung des orientalischen Lebens und der orientalischen Geschichte gewonnenen Persönlichkeit, welche mit raffinierter Selbstbeherrschung sich auf das Spiel der niedlichen Zehen Kleopatra's, auf das Arrangement ausgesuchter Hoffeste und auf schlaue Mordattentate versteht.

Aber auch für die Schilderung der breiteren Masse der Menschen überhaupt hat sich des Dichters Talent immer mehr entwickelt, handele es sich um die, welche sich auf den Straßen und Plätzen der Residenz, oder um die, welche sich in den Salons der Ptolemäer drängen. Mit dem Geschick der Beschreibung, welches wir von Anfang an Ebers' Romandichtung haben nachrühmen müssen und welches sich mit wachsender epischer Kunst im richtigen Interesse der Thatsachen beschränkt, wird überall der passende Boden für seine Menschen geschaffen: wir haben nur auf Klea's nächtliche Wanderung zu verweisen. Es ist ein gutes Zeugniß für die rechte Fülle und die satten Farbentöne der Darstellung, daß im charakteristischen Unterschiede von „Uarda“ und der „Königstochter“ die Beigabe der belehrenden und ausführenden Anmerkungen vollständig hat entbehrt werden können. „Die Schwestern“ treten so sehr in unsere unmittelbare Nähe, so daß wir keines Interpreten weiter zu bedürfen meinen als den Dichter selbst.

Und doch nehmen wir gern, fast freier aufathmend nach diesem tiefergreifenden Zeitbild jenes Idyll in die Hand,

welches etwa ein Jahr später, abweichend von den bisher betrachteten Romanen, in fast ganz freier Dichtung entstanden ist: „Eine Frage“ (1881). Dies Idyll ist, wie wir bereits gesehen haben, aus den Anregungen hervorgegangen, welche ein Bild Alma Tadema's bot; es spielt aber zu einer früheren Zeit als der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, welches den Schauplatz für „die Schwestern“ abgab. Es ist auch ein anderes Gebiet des griechischen Lebens, welches uns der Dichter der „Frage“ zeigt: es ist das hellere Griechenthum Siciliens, von dessen südöstlicher Küste Syrakus nach dem Peloponnes hinüberschaut und von wo alte Überlieferungeu nach Lysias' Heimath, nach Korinth weisen. Wenn der Dichter gelegentlich sagt, daß seit „der Pest, der einzigen, die seit Menschengedenken diese heitere Küste heimgesucht hatte,“ acht Jahre verstrichen seien, so wird wohl die von Dionys von Sicilien genauer beschriebene Epidemie die des Jahres 395 v. Chr. sein und der Kern unserer Erzähzählung in das Jahr 387 v. Chr. fallen, in jene Zeit, da die Energie Dionysus' I. der Stadt neues Leben zu verleihen schien.

Von den öffentlichen Angelegenheiten, welche im Beginn des vierten vorchristlichen Jahrhunderts sich in und um Syrakus abspielten, läßt der Dichter keine stärkeren Streiflichter in das Leben und Treiben dieses Idylls fallen, sondern beschränkt sich im Wesentlichen auf einen Verwandtenkreis. Der Kaufmann Dionys von Syrakus hatte drei Söhne, deren ältester Alkiphron das Geschäft des Vaters in Messene weiter betreibt und auf seinen Sohn Leonax weiter vererben wird. Der andere, Protarch, bewirthschaftet

mit seinem Sohne Phaon und dem alten Verwalter Jason ein Gut bei Syrakus. Der dritte Lysander ist kränklich und bewohnt mit seiner Tochter Xanthe das neue Landhaus unmittelbar neben Protarch's Gut. Die mit fast englischem Humor geschilderte Schaffnerin Semestre hat sich im Lauf der Jahre viel Gewalt angeeignet, schilt daher sehr häufig, ist aber im Grunde außerordentlich gutmüthig. Ihr ist es eine wichtige Herzensangelegenheit, die Tochter ihres Herrn gut anzubringen; sie ist dem Alkiphron herzlichst zugethan und wünscht für Xanthe ganz besonders dessen Sohn Leonax. Von der anderen Seite wird sie aber von Jason angegangen, das schöne Mädchen Phaon zu sichern. Beide, Jason und Semestre, wollen für ihre Pläne die Gunst der Aphrodite gewinnen und deshalb läßt jede der Göttin ein Ferkelchen opfern. Moderne Leser, denen es entgangen ist, daß man der würdigen Demeter mit gutem Grunde Schweine opferte, haben an diesem Ferkelopfer Anstoß genommen; sie durften aber noch viel weniger übersehen, daß es sich hier um ein Idyll handelt, und dies Genrebild gewinnt noch dadurch an komischem Reiz, daß Jason sein schlechteres mageres Thier gegen das fettere und schön geschmückte der Semestre vertauscht. Xanthe wird durch allerlei Klatsch an Phaon irre gemacht, der nächtliche Abenteuer suche und seinem Vater lieber eine reiche Schwiegertochter bringen soll. Semestre's Günstling wird baldigst aus Messene erwartet; die sich beleidigt fühlende und zum Entsagen bereite Xanthe soll für den heute erwarteten messenischen Freier in dem Garten Rosen schneiden und binden, von der Terrasse mit der weißen Marmorbank hinausschauen nach dem Meere, ob Leonax noch

nicht komme, der ja auch als ihr Gatte ihren kranken Vater Lysander unterstützen könne: für sie würde es bei ihrer Gereiztheit sogar eine Schadenfreude gewähren, wenn Phaon sich ärgerte.

Aber die zufällige Wirklichkeit ist bisweilen besser als unsere Gedanken, und so ergibt das letzte Capitel „die Antwort" dem Idyll einen durchaus harmonischen Abschluß. Die mehr schmollende als ernstlich zürnende Xanthe wird über Phaon's Unschuld aufgeklärt. Vergeblich ruft Semestre nach Xanthe, da ja das messenische Schiff mit Leonax angekommen sei; endlich findet sie die Gesuchte, findet sie aber mit Staunen in den Armen des ganz ruhig bleibenden Phaon: ihr Zorn muß es schon geschehen lassen, daß ihre Pläne zu Schanden werden, war doch der junge Messenier mehr nur als gehorsamer Sohn gekommen und wird nun nach freier Entschließung die Tochter des Kodrus, Ismene freien.

Alma Tadema's Bild, wie es Ebers einst auf der Münchener Kunstausstellung gesehen, hat in der Gestalt, wie es ursprünglich ihn anregte, die drei ersten Auflagen in zarter photographischer Nachbildung geschmückt. Die weiße Marmorbank nimmt die ganze Breite des Bildes ein. Links sitzt Xanthe, im Schooße einige Rosen, den rechten Arm auf dem Rande der Bank ausgestreckt, den nachdenklich von der linken Hand gestützten Kopf mit den noch zweifelnd fragenden Augen ein klein wenig nach Phaon geneigt; der junge Mann aber liegt, seines guten Herzens und seiner guten Sache sicher, lang auf der Bank ausgestreckt und blickt zu Xanthe empor. Hinter der Bank sieht man einen Streifen

des Meeres und ein wenig nach rechts dicht an der Bank den blühenden Rosenstrauch, ganz fern im Hintergrunde tauchen die Höhen der kalabrischen Küste auf. Es ist ein wonniges Bild, welches die Beiden einander sich mehr nähern und unsere Gedanken in eine weite Ferne hinausschweifen heißt; nicht umsonst ruht auf ihm der volle Sonnenschein und Garten und Meer scheinen völlig lautlos zu schlummern. Man begreift, wie es den Dichter drängte, eine solche Darstellung nach seiner Weise zu umrahmen und zu ergänzen. Der Maler aber fühlte sich jetzt so tief berührt, daß er, wie einst Ebers sich in das Gemälde tief hineingedacht hatte, wiederum dem Inhalt des Gedichts Rechnung getragen hat, und nun deckte sich das Bild vollkommen mit dem Idyll. Das Bild scheint auf der einen Seite viel reicher als vordem: Marmorstufen führen hinauf zu der Bank am Meere, vor welcher ein Marmorbassin die beiden widerspiegelt und Rosenblätter von zerstreuter Hand aufgenommen hat; die größere Hälfte des Hintergrundes nimmt ein Marmorrelief ein, auf welchen wir die Namen Protarches und Lysandros lesen, links sehen wir ein nur schmales Stück des Meeres und der bergigen Küste dahinter. Die Darstellung, welche zugleich das letzte Blatt der Ebers-Gallerie bildet, ist in einigen indeß vorwiegend nebensächlichen Stücken reicher und ausgeführter als die ursprüngliche: nur Xanthe sitzt auf dem neuen Bilde mit mehr von ihrem Phaon abgewandten Blicken, wenn auch nicht entfremdeten Gedanken neben dem wieder zu gewinnenden: aber gern gäbe man die sich etwas breitmachende Reliefwand, die vornehm heraufführende Treppe,

ja sogar das schöne Wasserbassin mit seinen Rosenblättern für den freien Ausblick auf Meer und Berge: denn deren Unendlichkeit und Größe stimmt besser zu der Fülle von Empfindungen, von welchen die beiden Liebenden durchflutet werden.



VIII. Der Kaiser.

Wir kehren auf den heimatlichen Boden des Ebers'schen Forschens und Dichtens zurück. Das ptolemäische Ägypten verliert mit seinen zunehmenden Morden und Entthronungen immer mehr an innerem Reiz. Nur Kleopatra am Ende dieser Epoche ist seit der großen Tragödie Shakespeare's bis auf die lediglich für Rachel Felix zugeschnittene der Madame de Girardin, seit dem schon matter einem Tasso nachklingenden Epos Jeronimo Graziani's und dem breitspurig-gewissenhaften zwölfbändigen Roman de la Calprenède's bis auf Stahr's kokette Kritik ein Lieblingsthema der Dichter gewesen, welches Hans Makart's glühende Farben beredter zu behandeln gewußt haben, als es irgend ein Dichterwort vermag. In diesem genialen Weibe (denn es giebt auch Genies der schönen und doch verderbenden Unsittlichkeit) stand für den wahren Dichter nur das psychologische Problem immer in erster Linie: Ebers liebt jedoch mehr das culturgeschichtliche Tableau. Ein solches hatte die eigentlich ägyptische Geschichte für den Augenblick nicht mehr zu bieten: es mußten sich erst fremde Elemente einmischen, wenn neue Reize hervortreten sollten. Dies

geschah mit der Herausbildung des außerpalästinensischen Judenthums, welches durch die Loslösung von seinem eigentlichen Vaterlande grade im unteren Ägypten einen gewissen kosmopolitischen Charakter gewann, und mit der Ansiedlung des jungen Christenthums, dem einzelne Richtungen des ägyptischen Einsiedlerlebens, aber auch der alexandrinischen Gelehrsamkeit wie etwas Gleichgestimmtes unbewußt entgegen zu kommen schienen. Es bedurfte in der Cultur des römischen Weltreichs, in welches jetzt Ägypten eingefügt war, nur einer Art von westöstlicher Stimmung, welche für Ebers' Dichtungsweise in einer besonderen Persönlichkeit, als ihrem Träger hervorträte: eine solche Centralgestalt bot sich in Kaiser Hadrian dar, dessen räthselhafte Persönlichkeit der geistvolle Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Roms uns in der Neubearbeitung seiner Jugendschrift wieder nähergerückt hat.

In weit höherem Grade trägt dieser Imperator bei all seiner praktischen Fürsorge für die mannigfachen Bedürfnisse seines vielgliederigen Reichs den Charakter romantischer Receptivität und Beweglichkeit an sich als Julian der Abtrünnige, den David Friedrich Strauß in diesem Sinne zu einer pikanten Parallele benutzen zu können meinte. Keinen Zug seelischer Reizbarkeit, künstlerischer Universalität, subjectivsten Eigensinns, abergläubischer Unterordnung unter den Zufall astrologischer Constellationen wird man bei diesem Kaiser vermissen. Es ist recht romantisch, einen Antinous wahnsinnig lieben und einen Servianus undankbar dem Tode weihen; ja selbst das ruhelose Wandern von Westen nach Osten, von Süden nach Norden ist ein wesentliches Stück der Romantik, zu deren kühnsten Conceptionen es paßt, Spanien und

Ägypten, Britannien und Griechenland verbinden zu wollen. Eine reiche Begabung und eine höchst umfassende Bildung gestattete dem Hadrian überall über das Oberflächliche hinauszugehen; er glaubte, auch ohne die ausdrückliche Bezeugung durch seine Sterne, an seinen außerordentlichen Beruf und konnte daher den Zweifel anderer daran nicht ertragen. Es that ihm wohl, im Museum von Alexandrien, welches ihn sehr interessierte, mit den Professoren zu disputieren, und von dem Dichter Pankrates als Zeichen der Anerkennung sich eine seltene röthliche Lotosblume überreichen zu lassen. Ein Liebhaber des im weiteren Sinne Interessanten ließ er dieses auf sich je nach dem zufälligen Bedarf seiner Seele wirken, als ob die richtig verstandene Ironie der Romantik sein Lebensprincip wäre: nicht einmal dem geliebten Antinous gehörte sein Herz in wahrhaft mannhaftem Sinn, es war die vielleicht nur ästhetische Freude an der nicht einmal von einem bedeutenden Geist getragenen Körperschönheit. Ein solcher Kaiser hat daher sein Zeitalter nicht eigentlich innerlich zu bestimmen vermocht; er ist vielmehr Ausdruck der verschiedenen Strömungen gewesen, welche dasselbe durchzogen und belebten.

In diesem Sinne hat der Hadrianstoff Ebers lange Jahre beschäftigt. Im Jahre 1866 hielt er, wie wir bereits erwähnt haben, als Docent der Universität Jena eine Reihe von Vorlesungen über die Geschichte Ägyptens in der Römerzeit, und hierdurch ward er auf die Regierung Hadrians geführt; wissenschaftliche Arbeiten drängten indeß diesen Stoff als Grundlage einer Romandichtung wieder bei Seite; ja selbst vor „Uarda“, „Homo sum“ und „den Schwestern“ schien er

an Reiz und Glanz zu erbleichen: aber bereits ein Jahr nach den „Schwestern“ erschien in zwei Bänden „der Kaiser“ mit einer vom 2. November 1880 datierten Vorrede. Der Titel ist nur eine Signatur des kurzen Zeitraumes, in welchem der Roman abspielt, des kurzen Zeitraumes vom 1. Dezember 129 n. Chr. bis im Wesentlichen zum Dezember des folgenden Jahres 130 n. Chr. Von Seiten der fachgelehrten Kritik ist wohl nicht viel Aufhebens darüber zu machen, daß Hadrian sehr wahrscheinlich erst im März oder April 130 nach Alexandrien gekommen ist. In diese Stadt fallen die wesentlichen Thatsachen des Romans; hier spielen die zweiundzwanzig Kapitel des ersten Bandes wie die siebzehn ersten und die beiden letzten des zweiten Bandes; die dazwischen liegenden fünf vom achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten mit der tragischen Antinous-Katastrophe versetzen uns an den oberen Nil, besonders nach Besa, wo noch heute spärliche Trümmer in einem herrlichen Palmenwalde auf dem rechten Ufer des Flusses an das aus Besa hervorgegangene Antinoe erinnern.

Der Schauplatz ist mithin fast durchweg Alexandrien, aber nicht jenes fast ausschließlich ägyptisch-griechische, welches wir aus den „Schwestern“ kennen, sondern das durchweg kosmopolitische der blühendsten Cäsaren-Aera. Im Vordergrunde zeigt uns der Dichter zwar noch die ägyptisch-griechische Grundlage dieser eigenthümlichen Cultur, auf der sich aber in Anlehnung an das Griechische und an die gegebenen Machtverhältnisse das Römische aufgebaut hat. So ist jene eigenthümliche Mischung der ägyptisch-antiken Cultur entstanden, zu welcher kein Gegenbild in der Geschichte auf-

gewiesen werden kann, welche aber am prägnantesten dem Begriffe eines siegreich zusammengehaltenen Orbisterrarum entspricht. Wir begreifen vollkommen, warum die Kaiserin, weil sie ohnedies leiblich wie seelisch kränkelt, keine Freude daran haben konnte, aber hierzu ist noch ein eigenthümlich jüdisches Element getreten, dessen charakteristische, bis zu einem Gegensatz gesteigerte Unterschiede von dem palästinensischen Judenthum bedeutsam nuanciert werden: man versteht, wie in dem Hause des alexandrinischen Juden Apollodor ein freier Geist walten und des Juden schöne Tochter bei einem öffentlichen Festspiele sogar die Roxane darstellen kann, indeß die ihn besuchenden Glaubensgenossen aus Palästina Gamaliel und dessen Neffe Rabbi Simeon ben Jochai, der nachher für Hadrian astrologische Tafeln berechnet, starr an den überlieferten Gesetzesformen haften. Grade diese ägyptisch-jüdischen und die ägyptisch-griechischen Anschauungen machen hier das stille, aber nichts destoweniger gewaltige Aufblühen des jungen Christenthums möglich; dieses berührt sogar die amtlichen Kreise sehr nahe, wie denn des heidnischen Baumeisters Pontius Schwester Pauline eine hervorragende Stellung in der neuen Gemeinde einnimmt. Diese zum Theil in den schärfsten Gegensatz aufeinander stoßenden Cultur- und Religionsformen machen zusammen das bisweilen wie in prismatischen Farbenwechseln spielende Verkehrsleben des nachchristlichen Alexandrinismus; sei es, daß es uns in dem litterarischen Salon der Kaiserin oder in der Garküche des Korinthers Lykortas entgegentrete, und Ebers zeigt hier wieder seine Meisterschaft in der Darstellung der mannigfachen Nuancen.

Von den Ueberlieferungen der glänzenden Ptolemäerzeit vernehmen wir noch einen Nachklang in der äußerlich so armseligen Familie des Palastverwalters Keraunus. Er ist ein dicker, eingebildeter Mann, der mit seiner starken Familie (es sind acht Kinder, die Mutter aber schon todt) sich mühselig durchschlägt, der aber doch dem ihm unbekannten Kaiser gegenüber mit stolzem Selbstbewußtsein auftritt; wenn ihm auf außerordentlichem Wege einige Geldmittel zufließen, sucht er sich, dem vermeintlichen Nachkommen des Ptolemäer, etwas zu Gute zu thun. Die Charakteristik seiner beiden ältesten Töchter, der achtzehnjährigen ernsten Selene und der lebenslustigen sechzehnjährigen Arsinoë, welche ohne des Vaters Wissen täglich einige Stunden in der Papyrusfabrik des reichen Plutarch arbeiten, um die Familie zu erhalten, ist wieder von Ebers mit liebevollster Meisterschaft durchgeführt, und es thut dem dankbaren Leser sogar wohl, Anklänge an das Schwesterpaar Klea und Irene zu vernehmen. Selene ist eine tief angelegte tragische Figur, welche in ihrem Ernst zum Christenthum, zum Leid, zum gewaltsamen Tode durch erregte heidnische Pöbelmassen geführt wird — eine erhabene Gestalt, welche fast aus pessimistischen Grundanschauungen des Dichters hervorgegangen zu sein scheint. Arsinoë dagegen ist eine Repräsentantin des goldig abdämmernden Heidenthums, an ihrem Bildhauer Pollux, der ihr eine Zeitlang als entrissen erscheinen muß, mit Treue hangend und auch in ihrem heidnischen, sogar dem Christenthum sich widersetzenden Vertrauen schließlich ein ganzes Glück sich gewinnend. Das Leid der einen wie das Glück der andern erlebt der Vater nicht mehr. Es ist in ihrer Furchtbarkeit eine der

ergreifendsten Scenen, von welcher das zehnte Kapitel des zweiten Bandes berichtet, wie Keraunus von dem nichtsnutzigen Kunsthändler Gabinius beim Kaiser verläumdet worden ist und erst jetzt erfährt, daß der bereits vorher von ihm mit seiner immerhin an und für sich durch den Dienst berechtigten, hochmüthigen Strenge beleidigte Herr Hadrian selbst ist: der arme Keraunus bricht vom Schlage getroffen zusammen und die Familie muß das Haus verlassen, um sich unter fremde Menschen zu zerstreuen.

Trostvoller ist ein anderes Familienbild, wenngleich ihm harte Schicksalsschläge nicht erspart bleiben. Gleichsam ein Idyll durchlebt der alte Thorhüter derselben Lochias-Burg Euphorion mit seiner alten Gattin Doris, ein Paar wie Philemon und Baucis anziehendster Art. Er hat noch allerlei künstlerische Reminiscenzen, hat dramatische Gedichte gemacht und singt bisweilen noch, wie er meint, kunstvoll schön; seine Doris ist eine kluge Frau, dabei von nie abirrender Treue: auch da, wo ihr talentvoller Sohn, der Bildhauer Pollux auf Veranlassung seines ganz unfähigen Meisters Papias auf zwei Jahre in das Gefängniß von Kanopus gesteckt wird, das Elternpaar das trauliche Häuschen verliert, welches baulicher Veränderungen wegen abgebrochen werden muß, verliert sie nicht den Kopf, sondern wartet auf das Glück, welches ihnen auch Pollux mit seiner Arsinoe bringt.

Von diesen beiden engbegränzten Kreisen sondert sich die eigentliche kaiserliche Beamtenwelt sehr charakteristisch ab. An ihrer Spitze steht der Präfect Titianus mit seiner Gattin Julia: er ein gewissenhafter Beamter und in solcher nicht

allein äußerlichen Treue schon in einigem Verkehr mit dem nachherigen christlichen Patriarchen Eumenes, dessen Glauben er mit seiner Julia, nachdem er sich von seiner staatlichen Thätigkeit zurückgezogen, zuletzt annimmt. Unter den technischen Beamten, welche schon vor der noch sehr geheimgehaltenen Ankunft des Kaisers in seinem Auftrage besonders thätig sind, zieht uns der Baumeister Pontius ebenso sehr an, als uns der Bildhauer Papias, der Arbeitsgeber des uns schon bekannten Pollux, abstößt. Pontius ist ein energischer, wackerer Mann von fünf und dreißig Jahren, den seine alte Amme und Haushälterin Leukippe gern verheirathet sähe, und durch seine rastlose keine Gefahr scheuende, bei einem bedeutenden Palastbrande sich bewährende Thätigkeit weiß er die Liebe der äußerst interessanten Balbilla zu gewinnen, um nachher in Rom, von Hadrian zum Bau seines Mausoleums berufen, mit ihr das Beispiel eines durch Seelenadel getragenen Eheglückes im Sinne des alten Roms zu bieten. Papias läßt der Dichter seinem gerechten Schicksal verfallen: das Gefühl der Schuld und die Verachtung der Kunstgenossen treiben ihn zum Selbstmord.

So setzt sich in allgemeinen Umrissen die Menschenwelt zusammen, welche in Alexandrien den erwarteten kaiserlichen Besuch empfangen soll.

Wann Hadrian eintreffen werde, weiß niemand; dagegen ist beim Beginn des Romans die Kaiserin Sabina selbst mit einem großen Gefolge bereits angelangt. Da die auf der östlichen Landzunge des größeren Hafens liegende alte Lochias-Burg ziemlich verfallen war und es für den Besuch des Kaisers, der wegen seiner Himmelsbeobachtungen freiesten Umblick

suchte, möglichst wieder hergestellt werden soll, so hatte die Kaiserin das Caesareum, welches ungefähr in der Mitte der Südseite desselben Hafens lag, nach einer ziemlich stürmischen Überfahrt bezogen. Wir erinnern uns, daß Hadrian als vierundzwanzigjähriger Mann geheirathet hat, aber sie haben sich nie in einander hineingelebt. Sie hat einen krankhaften Charakter; eine gelegentlich nur verborgene, aber nie zurückweichende Herrschsucht; eine schroffe, kreischende Stimme; kleine Augen. Ihr Gatte scheint sie niemals eigentlich geliebt zu haben und sie fühlt sich jetzt geradezu dadurch von ihm gemißhandelt, daß er sie ohne jede Nachricht über seinen Verbleib gelassen hat. Sie ist natürlich stolz genug, um sich mit einem großen Gefolge zu umgeben; aber nur für zwei Personen darunter hat sie wirkliches Interesse: für den Prätor Verus und für Balbilla, besonders aber für den ersteren. Er ist ein schöner Wüstling, leberleidend; das krankhafte Wesen macht ihn für die kränkliche Kaiserin noch interessanter. Je weniger dieser römische Epikuräer ihr als geschlossene Mannesnatur gegenüber zu treten vermag, um so mehr liebt sie ihn und sie setzt alles daran, seine Adoption bei ihrem Gatten herbeizuführen. Balbilla ist eine reizende Combination liebenswürdiger Beweglichkeit und dichterischen Talents: das letztere, welches sie beim Besuch der Memnonssäule zeigt, läßt sie geradezu als Hofpoetin erscheinen. Die Anmuth ihres Leichtsinns hat etwas Philinenhaftes und ihr zierliches Stumpfnäschen „legt Zeugniß ab für ihre wunderlichen lustigen Einfälle, die Rom in Erstaunen setzen." Aber sie hegt eine tiefe Leidenschaft für den Baumeister Pontius und wenn sie auch in wilde Schmerzäußerungen

über den Tod des schönen Antinous ausbricht, so erkennt sie doch in der schönen Besonnenheit des Pontius diejenige Macht an, welche im Stande sein wird ihr Leben zu leiten.

Aber die bedeutendste Gruppe bildet doch der Kaiser selbst mit Antinous und seinem Sklaven Mastor, und sichtlich hat Ebers an die Gestaltung dieser drei Persönlichkeiten nach den ernsten vorbereitenden Geschichtsstudien ein volles Maß dichterischer Kraft gesetzt. Es ist interessant, was er dem Präfekten Titianus zu seiner Gattin Julia sagen läßt, als der von dem Kaiser noch selbst freigelassene Mastor die Nachricht von dessen Tode gebracht hat: „Ein großer Fürst „ist geschieden. Das Kleine, das den Menschen Hadrian „entstellte, soll die Nachwelt vergessen, denn der Herrscher „Hadrian war einer von Denen, welche das Schicksal dahin „stellte, wohin sie gehören, und die treu ihrer Pflicht, rast= „los ringen bis an ihr Ende. Mit weißer Mäßigung hat „er es über sich vermocht, seinen Ehrgeiz zu zügeln und „dem Tadel und Vorurtheil aller Römer zu trotzen, die „Provinzen aufgegeben, deren Erhaltung die Kraft des Staats „erschöpft haben würde, was gewiß der schwerste, und viel= „leicht der weiseste Entschluß seines Lebens. Das neu von „ihm begränzte Reich hat er von einem Ende zum andern, „ohne Scheu vor Frost und Hitze, durchwandert und alle „seine Theile so eifrig kennen zu lernen gesucht, als wäre „der Staat sein ererbtes Landgut. Seine Herrscherpflicht „trieb ihn auf Reisen und sein Wandertrieb erleichterte es „ihm diese Pflicht zu erfüllen. Er wurde von der Leiden= „schaft bewegt, alles zu verstehen und zu erlernen. Selbst „das Unfaßbare setzte seinem Wissensdrange keine Gränzen,

„und stets bestrebt weiter zu schauen und tiefer zu grübeln, „als es dem Menschengeist erlaubt ist, bot er einen großen „Theil seiner mächtigen Kraft auf, um den Vorhang nieder- „zureißen, der künftige Schicksale bedeckt. Niemand hat so „viele Nebendinge betrieben wie er, und doch hat kein anderer „Kaiser die Hauptaufgabe seines Lebens, die Macht des „Staates zu festigen und zu behüten und das Wohlsein „seiner Bürger zu steigern, unbeirrter im Auge behalten „als er".

Der begeisterte Dichter geht hier unsers Dafürhaltens zweifellos über das Maß der Anerkennung hinaus, welches der strenge Historiker dem wunderbaren Kaiser zuzusprechen sich bereit finden kann; aber Ebers spricht mehr im Sinne des Titianus. In dem Romane selbst treten diese Züge der Charakteristik in ihrer activen Bedeutung kaum hervor; wenn er dagegen den Kaiser gelegentlich sagen läßt, daß für Jeglichen jedes Ding nur das sei, wofür er es halte: so hat der Dichter ihm die anspruchvollste Subjectivität, die Subjectivität des Romantikers zugeschrieben, und im Vorwort sagt er auch ausdrücklich, daß die romantischen Züge, welche er dem Charakter seines die Welt durchwandernden Helden beilege, der Berge bestieg, um sich am Glanz der aufgehenden Sonne zu erfreuen, ihm thatsächlich eigen gewesen seien. So begiebt sich der Dichter, wie wir schon hervorgehoben haben, allerdings des angenehmen Vortheils, den Kaiser zu dem wirklichen Helden seines Romans machen zu können; aber er gewinnt eine hervorragende Persönlichkeit, in welcher sich die umgebende Welt widerspiegelt, ja an der diese sich zu messen scheint. Hadrian ist in der That auch

zu jener romantischen Souveränität gelangt, welche, wie er an Antonius rühmt, sich nicht mehr zu schämen braucht, wenn man es so weit gebracht hat, die Welt zu verachten, und welche um einmal in guter Gesellschaft zu sein, die Menschen verläßt.

Doch der Kaiser bringt dies zu Stande: er renommiert ganz romantisch. Denn einen Menschen wenigstens kann er durchaus nicht entbehren, nicht etwa, weil er ihn für besser hielt als andere, sondern weil er ihm in jedem Falle schöner erschien: den Bithynier Antinous. Das Verhältniß dieser beiden zu einander macht auf den nüchteren Beobachter, wenn er es nicht geradezu verdammen will, leicht einen tragi-komischen Eindruck: ist es nicht, als ob der nur körperlich schöne Jüngling den blasierten Kaiser zum ästhetischen Amusement dienen sollte, wie etwa den derben Fürsten des ausgehenden christlichen Mittelalters der Hofnarr zum drastisch-komischen? An dem Charakter dieses Antinous hat sich Ebers als ganzer Künstler gezeigt, als ein Porträtmaler ersten Ranges, der nicht mit dem photographischen Apparat wetteifert, sondern idealisiert. Kein höherer geistiger Reiz zieht uns hier an; Antinous ist durch keine Gaben des Geistes ausgezeichnet: aber es ist ungemein interessant, wie er durch zwei Dinge aus seiner Lethargie herausgerissen wird. Seinem Kaiser Hadrian, dem er so viel dankt und von welchem er eifersüchtig geliebt wird, glaubt er es schuldig zu sein, daß er sich bereit finde, die Gefahr, welche jenem nach den Sternen vom Schicksal drohe, durch seine eigene Aufopferung in einem freiwilligen Tode abzuwenden. Durch einen solchen Tod (und das ist das zweite Moment, welches

ihn dem Leben entsagen heißt) glaubt er sich geweiht zum Eintritt in die Thore jener seligen Welt, die Selenens Gebet ihm geöffnet. So hörte ihn denn Mastor, der ihn im Auftrage des Kaisers suchte, aber nicht mehr retten konnte, im Mondschein vom Boot in den Nil hinabgleitend noch „Selene" rufen.

Es ist sinnig von dem Dichter erfunden, daß er in diesem entscheidenden Augenblicke den treuen Mastor noch einmal in die Nähe des Antinous führt, denn diese herrliche Sklavennatur hat sich aus der Verlassenheit ihres Standes, aus dem tiefsten Leid, zur schönsten, innigsten Mitempfindung herausgearbeitet und in der einfachsten Weise Verständniß für den Kaiser wie für dessen Günstling gewonnen. Der Sklave ist wieder ein Meisterstück der Charakteristik und würde unbedingt erst in der ganzen Fülle seines Seelenlebens hervortreten, wenn nicht seine soziale Stellung ihn zwänge, immer möglichst heiter zu erscheinen; aber im Roman steigert sich unser Interesse für ihn zu solcher Bestimmtheit, daß wir ihn leibhaftig vor uns zu sehen meinen. Seine Freiheit hatte er verloren, als er im Kriege gefangen, als Sklave verkauft worden und als blondhaariger hübscher Bube in Hadrians Dienst gekommen war; aber er wußte daheim sein Weibchen mit feurigen Augen, einen Lieblingssohn und ein blondlockiges Töchterchen. Vielleicht, daß er wieder einmal heim käme, und der Gedanke tröstete ihn auf seinen Wanderungen mit dem Kaiser und Antinous. Dann hatte er aber sieben Monate nichts erfahren und da kam endlich ein Brief über Pelusium, den ihm, dem schriftunkundigen, Antinous las: seine Frau war mit einem griechischen Schiffsführer

durchgegangen, sein Sohn gestorben und das Töchterchen mit den weißen Zähnchen und den niedlichen Fingern in dem elenden, niedrigen Hause für Sklavenwaisen untergebracht worden. Er fühlte sich jetzt ganz heimatlos und ohne Glück; „der Schmerz riß sein Herz in Stücke, aber er stöhnte und regte sich nicht“, das hätte den Schlaf des Kaisers stören können. Treu wie immer thut er seine Pflicht; er geräth unter die Arbeiter und vor ihnen hört er einen alten Erzähler reden von denen, die mühselig und beladen zu Gott kommen sollen. Später begegnet er dem von Keraunus hartherzig verstoßenen alten Sklaven Sebek, und schon haben sich Mastor's Gedanken so sehr in das Christenthum hineingewöhnt, daß er auch jenem räth dahin zu gehen, wo man von einem hört, der die Mühseligen und Beladenen tröstet. So lebt er mit seinem halben Christenthum weiter in Dienste des Kaisers, der ihn noch bei seinen Lebzeiten die Freiheit schenkte und mit einem hohen Legat bedachte: ein Typus jener pflichttreuen Charaktere, welche noch nicht durch volle Entschiedenheit in die ganze Arbeit eines neuen Glaubens eingeführt werden.

Man sieht aus diesem Gedränge mannigfacher Charaktere, mit denen aber der Reichthum dieses Romans an mehr oder weniger thätigen Gestalten mehr nur angedeutet als erschöpft ist, welches bunte Culturleben uns hier vorgeführt wird. So spannende Verwicklungen sich indeß auch ergeben: der Dichter führt uns mit dem sichersten Geschicke, welches wir schon an seiner Erzählungskunst haben kennen lernen, von Sabinas Eintritt in Alexandrien bis zur Auflösung aller Verwirrungen hindurch. Doch auch hier glauben wir die

Beobachtung zu machen, daß gegen das Ende des Romans hin die Thatsachen sich mehr drängen und häufen, daß ein Theil dieser letzten Kapitel in ihrer kurzgefaßten, bisweilen unruhigen Darstellung von der harmonischen und durchsichtigen Gliederung der Vorangegangenen zu ihrem Nachtheil abstechen mußte. Bei einem gewöhnlichen Romandichter würde uns dies Mißverhältniß kaum auffallen: aber Ebers verführt schon durch die Meisterschaft der Exposition und durch die Sorgfalt in den Arrangement der Hauptzählung den Leser zu den größten Ansprüchen. Bis in das Kleinste charakteristisch stellt sich vor uns das bereits in seinen Hauptzügen charakterisierte Leben der Palastverwalter-Familie und der Thürhüter-Familie auf der Lochiasburg dar. Unsere Gedanken begleiten die schöne Selene am Morgen nach jener für ihre ernsten Gedanken fast schlaflosen Nacht, in welcher Keraunus sich in allerlei Verschwendungsträume gewiegt hat: wie sie, um von der kleinen Terasse auf der Westseite des Palastes das beste Wasser zu schöpfen, ihren Weg durch den langen Gang an den Gemächern des ihr unbekannten Kaisers vorbei nimmt; da wird sie von dem wilden Molosserhund, der vor dieses Kaisers Zimmer Wache haltend liegt, zu Boden geworfen — eine an und für sich wenig charakteristische Scene, und doch von Ferdinand Keller, den wir bereits als Darsteller der Bent-Anat und Nitetis haben kennen lernen, gemalt! Es ist aber schon an und für sich etwas wirksames in dem Gegensatz der wilden Bestie und eines schönen hingestreckten Mädchenkörpers; ihm zur Linken zertrümmert liegt der Krug in Scherben, wie ein Sinnbild des bescheidenen Glückes, das von jetzt ab in Scherben zerbrochen

wird. Lieber hätten wir allerdings Antinous draußen bei Selene gesehen. Diesen zeigt, entsprechend dem Inhalt des folgenden vierzehnten Capitels des ersten Bandes, ein anderer Maler Otto Knille in dem zweiten Bilde der Ebers-Gallerie zu diesem Roman mit seinem Kaiser Hadrian. Wer sich seines in Farben und Stimmung glühenden Gemäldes „Tannhäuser und Venus“ von 1873 entsinnt, wird hier fast enttäuscht sein; warum nicht lieber ein Moment des wilden Bachantenzuges? Oder wie weiterhin Selene mit der Meerfluth ringt, auf welcher das Mondlicht glitzert? Hier befindet der Maler mit all seiner physiognomischen Meisterschaft, all seinem charakteristischen Beiwerk sich gegenüber dem Dichter unbedingt im Nachtheil: dieser regt uns mehr an als jener.

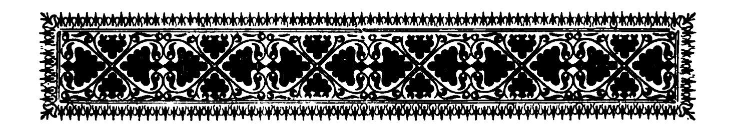
Weiter hat die Malerei die Dichtung nicht begleitet. Trotz ihrer bunten Fülle geht diese ihren Weg sicher fort und wir können uns nach den vorhin gegebenen Andeutungen einfach die Schicksale der Hauptpersonen zurecht legen, welche seit dem Abbruch des Thorwärterhäuschens und dem Tode des Keraunus, der Haft des Pollux in Kanopus und der der Arsinoë im Hause der Christin Paula, dem thätigen Antheil des Pontius bei dem Brande und der Liebe Balbilla's zu ihm, dem gewaltsamen Tode Selenens und dem freiwilligen des Antinous sich erfüllen.

Den Erfolg, welchen Ebers „Kaiser“ errang, dürfen wir außer der Sorgfalt der Vorstudien und der glänzenden Zeichnung auch der Nebenfiguren hauptsächlich seiner Charakteristik des Antinous zuschreiben, welche als eine sittliche und psychologische Vertiefung der Überlieferung zu schätzen ist. Es ist möglich, daß die Sauberkeit, welche den Dichter in

seinen Gestaltungen überall auszeichnet und ihm das Häßliche unleidlich zu machen scheint, ihm auch hier nicht gestatten wollte, die schlechte Seite der Überlieferung auszunützen; zu rühmen ist dafür, daß er durch die Erfindung der Liebe zu Selene überhaupt erst dem Antinous Charakter und damit Werth verlieh. Der Selbstmord ist nicht angethan, das durch ihn nun stumm und still gewordene Haupt mit einigem Heiligenschein zu umgeben; aber man glaubt in der Hauptscene des Ebers'schen Romans doch, daß über dem Haupt des im Nil tot hinschwimmenden Antinous eine Aureole schwebe, wie auf dem Haupte jener jungen Märtyrerin Paul Delaroche's, welche von der Tiberwelle durch die einbrechende Nacht getragen wird.

Unter solchen Eindrücken dünkt uns Paul Heyse's Drama von Hadrian (1866) fast fremdartig, weil es nicht mehr zu der uns beherrschenden, von Ebers geschaffenen Idealgestalt des Antinous, die sich selbst läutert, passen will. Aber zu positivem Vergleich fordert auch wegen seiner gleichen Kunstform der fast gleichzeitig mit Ebers' Dichtung entstandene „Antinous" von Georg Taylor (1880) heraus. Dieser Dichter hat ebenfalls die geschichtliche Überlieferung zu ergänzen versucht, aber so, daß der anfangs dem Leben und den Göttern unbefangen vertrauende Jüngling von der skeptischen Reflexion des Kaisers angekränkelt und durch christlichen Umgang an dem hier antiker gedachten Verkehr mit seinem Gönner irre gemacht wird. Genau betrachtet ist daher der Tod im Nil hier eher ein Rettungsmittel für den immer schwermüthiger werdenden Antinous als ein wirkliches Opfer für den selbstquälerischen Kaiser.

Bei Taylor liegt der versöhnliche Abschluß an einer andern Stelle: in der Hinüberführung des skeptischen aber edlen kaiserlichen Geheimschreibers Phlegon zum Christenthum durch den Bischof Pius. In der Schilderung der Culturwelt, von welcher die Hauptfiguren umgeben und getragen werden, wetteifern beide Dichter erfolgreich mit einander.



IX. Homo sum.

Es ist oben hervorgehoben worden, daß mit dem „Kaiser“ Ebers die Reihenfolge seiner ägyptischen Romane abgeschlossen haben wollte: damit habe (wie er selbst sagt) „sein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volkes, dem er seit beinahe einem Vierteljahrhundert sein Leben weihe, dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden.“ Er konnte dies von seiner dichterischen Thätigkeit sagen, denn der Zeit der Entstehung nach war dem „Kaiser“ bereits 1880 der Roman „Homo sum“ vorangegangenen, welcher aber seinem Inhalte nach im vierten nachchristlichen Jahrhundert spielt und daher erst nach der Hadrianischen Zeit unsere Betrachtung herausfordert.

Durch seine Sinai-Forschungen war Ebers auf die älteste Geschichte des Christenthums geführt worden, welches wir in Selenens Schicksal schon auf dem Boden des eigentlichen Ägypten als eine fast verborgene Macht haben wirken sehen. Unter der Masse von Märtyrer-, Heiligen-, Büßer- und Mönchsgeschichten, welche bei den Untersuchungen über den „Berg der Gesetzgebung“ durchgeprüft werden mußten, hatte eine unscheinbare, aber rührende und eigenthümliche Geschichte in des Jean Baptiste Cotelier Sammlung zur

Geschichte der griechischen Kirche (1677) Ebers' Aufmerksamkeit erregt. „Ein Anachoret, fälschlich für einen andern beschuldigt, nimmt, ohne sich zu vertheidigen, dessen Strafe, die Ausstoßung auf sich. Erst durch das Bekenntniß des Missethäters wird seine Unschuld erkannt". Das hier gegebene Problem der Vernichtung der Empfindungen gestaltete sich bestimmter aus, als Ebers dann auf seiner Reise in das peträische Arabien die Höhlen der Anachoreten vom Sinai mit eigenen Augen sah und er sich in koptische Mönchsgeschichten, besonders aber in die scharfsinnigen Untersuchungen Weingarten's über die Ursprünge des Mönchthums vertiefte. So baute sich die Geschichte auf, welche in dem Anfang der dreißiger Jahre des vierten Jahrhunderts auf der Sinaihalbinsel, speciell in der Oase Pharan spielt. Aber obgleich geschichtlich und landschaftlich die bestimmtesten Grundlagen gewählt sind, so ist hier mehr als in allen vorangegangenen Romanen der Forscher in dem Dichter aufgegangen, wir können sagen ganz aufgegangen: er hat nur bezweckt, „in abgerundeter Form eine seine Seele bewegende Idee zum künstlerischen Ausdruck zu bringen". Warum der Dichter dem ernsten Werke einen an die griechisch-römische Komödie anklingenden Titel gegeben hat, wird ein einfacher Überblick über den Inhalt desselben zeigen.

„Felsen, nackte, harte, rothbraune Felsen ringsum; „kein Strauch, kein Halm, kein anschmiegendes Moos, das „sonst wohl die Natur, als habe ein Athemzug ihres „schöpferischen Lebens den unfruchtbaren Stein gestreift, auf „die Felsenflächen des Hochgebirges hinhaucht. Nichts als „glatter Granit und darüber ein Himmel, so leer von jedem

„Gewölk, wie die Felsen von Sträuchern und Gräsern“ .... so hebt der Roman an mit der Schilderung der wüsten Einöde der Sinaihöhen. Aber in einer Thalschlucht benetzt ein Quell befruchtend den Boden und unter einer vielzweigigen Fächerpalme daneben liegt ausgestreckt eine nur halberwachsene Hirtin (Mirjam hören wir sie nachher nennen), eine kleine Herde von Bergziegen hütend. Da vernimmt sie ein Geräusch; sie kennt den Schritt des Kommenden und schon greift sie nach einem Stein, um ihn in den Quell zu werfen und das Wasser zu trüben. Diesen Augenblick hat Wilhelm Gentz, welchen wir bereits aus einer sehr charakteristischen Darstellung der leidenden, von dem Arzte Nebsecht und ihrer Großmutter verpflegten Uarda als einen trefflichen Maler orientalischer und dabei tief menschlich empfundener Motive haben kennen lernen, in dem ersten der beiden unsern Roman betreffenden Bilder der Ebers-Gallerie dargestellt. Kein Moment der Dichtung ist übersehen. Im Hintergrunde die steilen Felswände; links die absteigende Fläche, auf welcher die Bergziegen weiden; im Vordergrunde der Quell, rechts dicht daran die Fächerpalme, auf der ein Tuch ausgebreitet ist, um der darunter sitzenden Mirjam noch etwas mehr Schatten zu geben. Sie ist aufmerksam vorgebeugt und hält die linke Hand ans Ohr um zu lauschen. Der gespannte Blick verräth schon, daß sie weiß, wer da kommt.

Hermas, der stattliche junge zwanzigjährige Anachoret, mit dem dichten ungeordneten braunen Lockenhaar, das wie eine Löwenmähne sein Haupt umfließt, kommt von der Höhlenwohnung auf der Höhe, um mit der großen, getrockneten Kürbisschale aus dem Quell zu schöpfen, dessen Wasser

er getrübt findet. Das trotzige Zwiegespräch, welches die beiden im schärfsten Gegensatz zeigt und zuletzt den stolzen Christen zum herzlichsten Mitleid mit der kecken Heidin zwingt, wird zu einer Umarmung, der er sich wie angstvoll erwachend entreißt. Erstaunt sah sie ihm nach, und spät erhob sie sich von ihrem Lager an der Quelle, um ihre kleine Herde heimzuführen. Dies kurze Kapitel ist wieder eine von jenen meisterhaften Expositionen, mit denen Ebers sowohl außerordentlich geschickt zu orientieren als auch psychologische Räthselfragen zu stellen versteht. Die beiden Menschen, welche in dieser abgelegenen Felsschlucht auf einander gestoßen sind, werden, so verschiedenartig sie uns auch erscheinen, doch vom Schicksal einmal wieder einen gemeinsamen Weg geführt werden.

Es ist Nacht. Hoch über der Schlucht mit der Quelle, in einer Höhle an einer Felsenfläche, suchen Stephanus und sein Sohn Hermas vergeblich den Schlaf. Ersterer, schon Greis, der kürzlich in einem Kampf gegen die Blemmyer verwundet worden, sucht in dieser Einsamkeit nach einem wechselreichen Leben seinen zwanzigjährigen Sohn vor den Versuchungen der Welt, welche er selbst hinlänglich hat kennen lernen, zu bewahren. Aber seit einer Reise, welche Hermas nach Alexandrien gemacht hat, kann er in diesem einfachen, bedürfnißlosen Leben keine Ruhe finden; selbst die körperlichen Kasteiungen, denen er sich unterwirft, beruhigen seine Seele nicht: er ist zerstreut, ja unfreundlich gegen seinen Vater. So haben beide eine qualvolle Nacht verbracht; da kommt Paulus, der auf demselben Berge wohnt, zu ihnen, um nach Stephanus' Wunde zu sehen. Er ist gleich Hermas

stark gebaut, aber im Äußern ganz vernachlässigt; er hält jede Beschäftigung mit äußeren Dingen für unrecht und ist in der Arbeit der Heiligung bereits so weit vorgedrungen, daß er zu Hermas sagen kann, keine Ader des alten Menschen sei in dem neuen zurückgeblieben. Um so wirkungsvoller ist es, daß in derselben Stunde, in welcher er Hermas die Sündhaftigkeit aller weltlichen Beschäftigungen zu beweisen sucht, er durch dessen Erzählung von der Timagetischen Laufbahn in Alexandrien zu einem Versuch zum Diskuswerfen veranlaßt wird, den er mit steigendem Eifer, fast mit Leidenschaft fortsetzt, bis er durch den freudigen Zuruf des Hermas aus seiner begeisterten Rückerinnerung aufgestört, wieder zum Bewußtsein seiner Sünde kommt.

Den Moment dieses begeisterten Diskuswerfens, dem fast düster gespannt Hermas zuschaut, hat Lorenz Alma Tadema zum Inhalt einer Kreidezeichnung genommen, welche den Roman in der Ebers-Gallerie als das zweite Blatt begleitet. Es ist die denkbar einfachste Zeichnung, in welcher kein Nebenwerk unsere Sinne gefangen nimmt; aber in der Gestalt des Paulus, der eben seinen Wurf gethan hat, spricht sich die kühnste und freudigste Kraftanstrengung aus, indeß Hermas, ein wenig vorgebeugt, ernst ausschaut: wir ahnen und begreifen alles.

Das folgende dritte Capitel führt uns in das Haus des Petrus in der Pharan-Oase und macht uns sehr charakteristisch mit den weiteren Persönlichkeiten des Romans bekannt. Zuerst mit der christlichen Familie des Senators Petrus, seinem tüchtigen Weibe Dorothea, der geschäftigen Tochter Marthana, den beiden Söhnen Antonius, einem

Baumeister, und Polykarp, einem Bildhauer. Dieser, ein begabter junger Mann, hat den Auftrag zur Anfertigung von zwanzig Löwen für das Cäsareum in Alexandrien erhalten und macht seinem Vater den Vorschlag, die Steine dazu aus seinen Steinbrüchen statt aus Syene zu nehmen, für diesen Zweck aber eine den Weg sehr abkürzende Brücke zu bauen. Die Unterhaltung des Vaters mit seinen Söhnen, deren Verhältniß zur Mutter, die Behandlung der Hirtin Mirjam, welche den zudringlichen Sklaven Anubis geschlagen hat — alles dies gibt einen frischen und liebenswürdigen Eindruck von dem Hause des Senators. Aber in diesem Hause (und hiermit schürzt sich der eigentliche Knoten des Romans), in welches Hermas für seinen noch an der Wunde leidenden Vater Arznei holen kommt, wohnt auch der römische Centurio Phöbicius, der Gallier, der dem Mithradienste anhängt, mit seiner schönen Gattin Sirona; für diese nährt Polycarp eine heimliche Leidenschaft und auch Hermas, welchem sie auf der Treppe begegnet, wird von ihrer Schönheit geblendet.

Paulus begleitet den heimkehrenden Hermas auf den Berg, um des Stephanus Wunden anzusehen, und hört von dem jungen Anachoreten, der eben aus dem Pharan-Thale gekommen ist und noch ganz unter den dort empfangenen Eindrücken steht, die Klage, daß sie hier oben wie „betende Thiere" lebten. Paulus faßt den festen Vorsatz, ihm zu helfen. Oben liegt Stephanus einsam und dürstend in seiner Höhle und denkt an sein vergangenes Leben, wie sein Weib Glycera ihn und sein Kind verlassen habe und mit ihrem Verführer entflohen sei. Erst das Eintreten des Paulus,

der über Gebet und Geißelung die Pflege seines Freundes vergessen hat, unterbricht seine trüben Gedanken; er will bei Stephanus bleiben, indeß Hermas in seine Höhle gehen möge. Dieser träumt die Nacht durch von aller weltlichen Herrlichkeit; er ist fast entschlossen, diesem unthätigen Leben zu entsagen, denn der Kaiser brauche Soldaten. Indeß war nach kurzem, aber stärkendem Schlaf Stephanus in seiner Höhle wieder aufgewacht; er läßt sich von Paulus dessen heidnische Vorgeschichte erzählen, in welcher sich in sehr anziehendem Contraste und bisweilen mit humoristischer Färbung das alte Heidenthum und das neugewonnene Christenthum neben einander stellen. Ein nicht minder interessantes Parallelbild bietet das folgende Capitel, aus welchem wir Sironas Vorgeschichte erfahren, daß sie als siebzehnjährige Tochter eines kleinen Beamten in Arles den fast sechzigjährigen Militärtribun Phöbicius geheirathet hat, um mit ihm nach Rom versetzt zu werden und das große Leben genießen zu können: daß sie von seiner Eifersucht bei ihrer Schönheit und dem Altersunterschiede viel zu leiden hatte und nach dessen Strafversetzung in diese abgelegene Oase für ihn nur noch die kälteste Verachtung übrig behielt, indeß er sich in den Mysterien des Mithra sich kasteiend zerstreute. Unter solchen Rückerinnerungen bemerkte sie den drüben im Hofe stehenden Hermas, der Arznei für den Vater bei Petrus geholt hat; sie ruft ihm zu, daß er für den genesenden Stephanus später zur Stärkung Wein holen möge. Die hinter einem Haufen von Mühlsteinen verborgene Mirjam hat das alles beobachtet und die brennende Eifersucht ist in ihr erwacht.

Einen ergreifenden Contrast bietet das folgende siebente Capitel. Erst jagte Hermas einen jungen Steinbock, daß der Genuß seines kräftigen Fleisches die Genesung des Stephanus förbere, und dann gab er einen Becher stärkenden mareotischen Weines dazu, den er von Sirona für den Kranken empfangen. Unter seiner Wirkung stehen die beiden älteren Büßer, wenn sie, nachdem Hermas wieder zur Oase hinabgestiegen ist, der Vergangenheit gedenken und ihre Herzen gegeneinander aufthun. Wir erfahren, wie Paulus und eine ihm vertraut gewordene Christin Magdalene um ihres Glaubens willen gefoltert wurde, wie diese Magdalene mit dem Rufe nach ihrem Sohne Hermeias rasch den Qualen erlag, während sein kräftiger Leib widerstand. Paulus zog der weißen Hand der Todten einen Ring vom Finger, den er noch jetzt unter dem rauhen Fell verwahrt; jetzt bricht er von furchtbaren Gedanken überwältigt zusammen; der kranke Stephanus schleppt sich zu ihm hin, sucht nach dem Ringe, findet ihn und küßt ihn unter Thränen. Jetzt weiß er alles: die christliche Märtyrerin war seine verlorene Glycera und Hermeias ist sein Sohn. Der Morgen fand ihn durch friedlichen Schlummer gekräftigt. Abgesandte aus Raïthu kamen, um Paulus die Stelle eines Gemeinde-Ältesten anzutragen; aber trotz des Zuspruchs von Stephanus erbittet sich der innerlich beunruhigte sieben Tage Bedenkzeit, um sich mit seinem Gott zu berathen.

Darum führt ihn in dem folgenden Kapitel auch sein Weg nach der Kirche der Oasenstadt, in der er noch verweilt, nachdem Petrus mit den seinen und alle andern Christen diese schon verlassen haben. Petrus hat bei dem Bischof

Agapitus Widerstand gefunden, da der geplante Brückenbau heidnischen Zwecken diene: das thut ihm um des Polykarp willen leid, der bereits die schönen Löwenmodelle aus Thon geformt hatte. Dazu dessen Leidenschaft für Sirona, obgleich diese ihm nicht mehr zu gefallen sucht als allen anderen Menschen; aber Phöbicius ist bereits eifersüchtig geworden, daher beschließen Petrus und Dorothea, acht auf den Sohn zu haben. Indeß war Hermas, voll Verlangen Sirona zu sehen, unter dem Vorwande, der Familie des Petrus einen von ihm erlegten jungen Steinbock zu bringen, am späten Abend noch auf den Hof gekommen. Bei dem hellen Mondlicht wird er von Sirona bemerkt, in deren Haus er nicht eintreten kann, da Phöbicius bei seinem Weggange zu den nächtlichen Mithrasmysterien eifersüchtig die Thür verschlossen hat. Sie kann ihm daher nur durch das Fenster den Wein reichen, wobei sie durch die vom Nachtessen kommenden Sklaven des Petrus gestört werden: Hermas springt daher zum Fenster hinein. Aber Mirjam hat es doch bemerkt, denn das Auge der Eifersucht ist scharf. Erregt eilt sie nach der Mithra-Höhle, um Phöbicius zu benachrichtigen. Unterdessen freut sich die fast kindlich erregte Sirona an Hermas, besonders wie er sich in seiner soldatischen Neigung mit der römischen Kriegertracht ihres Gemahls schmückt, ohne jedoch zu vergessen, was sie ihrem immerhin harten Gatten schuldet; schon mahnt sie ihn, die Rüstung abzulegen und heimzukehren: da hört sie die Hunde anschlagen und erkennt Phöbicius' Stimme. Hermas entkommt durch das Fenster des Centurios und eilt dem Kirchlein zu; er sieht sich verfolgt, erkennt aber aus dem Zuruf die Stimme des Paulus.

Dieser kommt eben aus der Kirche; es ist ihm klar geworden, daß er für Raïthu nicht passe; das solle Hermas dort melden und dann jenseits des Schilfmeeres gehen, um die Blemmyer-schaaren zu beobachten: Paulus hängt ihm sein Schaffell um, da er das seinige bei Sirona vergessen hat. Letzteres hat indessen der erregt heimgekehrte Phöbicius gefunden, der sich entschließt, an seinem voraussetzlich treulosen Weibe Rache zu nehmen: er richtet ein fensterloses Gemach zu ihrem Kerker ein. Mit dem Muth der Verzweiflung, ihr aus Gallien mitgebrachtes und jetzt von Phöbicius miß-handeltes Windspiel im Arm, entflieht mittlerweile Sirona durch das Fenster. Der Gallier, dem jeder Fluchtgedanke unmöglich scheint, vermuthet sie bei Dorothea und begiebt sich dorthin. Petrus sowohl, wie Dorothea erklären gegen-über den gröblichsten Anschuldigungen des Centurio, welcher deren Sohn Polykarp für den Entführer hält, daß er weit da draußen sei, und Talib, ein amalekitischer Mann, der als Bote Polykarp's eintrat, bestätigt das einfach durch seine Bestellung. Der hierdurch nur noch mehr gereizte Phöbicius bringt das gefundene Schaffell herbei, welches Petrus sofort als Anachoreten-Tracht erkennt; da bekennt sich Paulus, der gekommen war, um den Kirchschlüssel zurück-zugeben, einfach als Besitzer dieses Felles. Der Centurio nimmt einem der Kameeltreiber die Geißel von Nilpferdhaut aus der Hand und Paulus erträgt ohne Klagelaut seine Schläge, weiß aber, als Phöbicius Arm ermüdet, nichts von Sirona's Aufenthaltsort zu sagen. Aber Talib erzählt, daß er unterwegs ein Weib, wie Petrus es beschrieben, sich einer Karawane habe anschließen sehen. Rasch ordnet Phöbicius

seine Stellvertretung und reitet mit Talib jener Karawane nach.

Paulus, der jetzt für den Verführer Sirona's gilt, wird durch Agapitus von dem gemeinschaftlichen Gottesdienste ausgeschlossen; ja selbst die Pflege des frommen Stephanus wird ihm verboten. Aber alle Kränkung ist ihm eine Freude, weil eine Weiterführung zur Seligkeit. Er zieht demüthig aus, eine entlegene Höhle zu suchen, und findet dabei an einem steilen, zerklüfteten Porphyrfelsen die flüchtige Sirona. Der entsagende Büßer fühlt sich wieder als Menander und rettet das furchtsame, erst bei seinem treuen Zureden vertrauende Weib in eine verlassene Höhle.

Jene Begegnung am Felsenabhang ist der Vorwurf zu dem dritten der Bilder, welche in der Ebers-Gallerie unsern Roman malerisch erläutern: eine Conception Ferdinand Kellers von unvergleichlichem Reiz, die vierte von seiner Hand (und keiner seiner künstlerischen Mitarbeiter hat gleich viel geliefert) zu Ebers Dichtungen. Links thürmt sich die Felswand auf mit den Vorsprüngen von zerbröckeltem Gestein, auf denen die flüchtige Sirona mühsam ihren gefährlichen Weg gefunden hat und nicht weiter vorzudringen vermag. In äußerst malerischer Lage sucht sie sich noch festzuhalten, den Blick mit mißtrauischem Ernst auf den zurückgewandt, der sie zu verfolgen scheint. Angstvoll wie eine Andromeda hängt sie an dem Felsen, als ob sie das Nahen eines Ungeheuers fürchtete. Aber Paulus ist es, der sie retten kommt und mit Lebensgefahr denselben Felsen hinaufklettert. Der Himmel rechts ist mit Wolken verhangen, vielleicht landschaftlich unrichtig, aber zu der düstern Stimmung

passend; ein Paar aufgestörte Raubvögel fliegen zur Höhe. Das Bild zwingt den Beschauer zu einer leisen, ängstlichen Frage an das Schicksal.

Sirona läßt sich durch Paulus Zurede bestimmen, ihm in die verlassene Höhle zu folgen; aber er rechnet es sich sofort wieder als Sünde an, ein, wenn auch verfolgtes Weib zu beschützen. Sirona ist fest entschlossen, den Tod der Wiedervereinigung mit ihrem Gatten vorzuziehen; aber zu Paulus ist sie kindlich freundlich. Die Nachricht ihrer Entweichung regt natürlich den von seiner Reise zurückgekehrten Polykarp auf; er verbringt künstlerisch erregt die Nacht mit der Formung eines Kopfes der Gallierin. Seine Mutter gebietet ihm aber, dies Werk zu zerstören, da man nicht „begehren solle seines Nächsten Weib;“ Petrus dagegen, obgleich ihm in seiner Jugend die Bildhauerei als zum Heidenthum führend von seinem streng christlichen Vater verboten war, sieht in dem Werke seines Sohnes die höchste Offenbarung der Kunst und ist beglückt über dessen Gaben. Es gelingt ihm auch, seine Gattin zu seiner Meinung zu bekehren, wie überhaupt diese Ehe, welche durch die gemeinsame Erfahrung lange Jahre und innerliche Arbeit sich bewährt hat, kaum durch augenblickliche Verstimmungen zu stören ist. Polykarp will innerlich zu einiger Ruhe gelangen: er sucht den heiligen Wallfahrtsort auf, wo Gott mit Moses geredet, um eine Figur des Gottesmannes zu gestalten; aber kann die gehörige Sammlung noch nicht finden.

Schon vier Tage lebt Sirona in Paulus Höhle; sie ist mit ihrem sterbenden Windspiel beschäftigt, während

Paulus mit dem letzten seiner Goldstücke zur Oase hinabgestiegen ist, um für ihre Bequemlichkeit Einkäufe zu machen. Er erfährt bei dieser Gelegenheit von neuem manche Beweise der Verachtung, welche er aber mit großer Gelassenheit erträgt. In seiner christlichen Hochachtung vor übernommenen Pflichten redet er Sirona zu, zu ihrem Gatten zurückzukehren; aber nachdem ihm die Gallierin erzählt hat, daß Phöbicius sie, um sich von Schulden zu befreien, einst an seinen alten lüsternen Legaten Quintillus verkauft habe, verspricht er ihr, ihr nach Alexandrien zu verhelfen. Das Lieblingshündchen stirbt; während Paulus es auf den Arm genommen hat, um es zu begraben, tritt Polykarp heran, der das Hündchen erkennt und Sirona's Aufenthaltsort ungestüm erfragt. Paulus aber, zum Theil aus natürlicher Eifersucht, verräth ihm nichts und fordert den heftig aufbrausenden Jüngling auf, oben am Felsen (wo er Sirona zum ersten Male gesehen) das Hündchen begraben zu helfen. Als dann Polykarp wieder leidenschaftlicher in ihn dringt, antwortet er ihm, daß er morgen wieder kommen möge: vielleicht wird er ihm dann sagen, wo sich Sirona befindet. Da verliert der Jüngling alle Fassung und schon will er auf Paulus losstürzen, da hört er von einer weiblichen Stimme sehnsüchtig seinen Namen rufen. Er erkennt daran Sirona und will zu ihr eilen; aber ehe er dem dritten und vierten Rufe folgen kann, ergreift ihn der durch seinen Faustschlag aufgeregte Paulus nach Athletenart und schleudert ihn mit mächtigem Schwunge auf den Boden. Gebrochen und langsam erhebt sich Polykarp und schwankt, die Hände auf den Hinterkopf gepreßt, zur

Quelle unten, wo er mit einem leisen Wehruf leblos zusammensinkt.

Sirona hat aus der Ferne genug gehört und Polykarp's Liebesgeständniß erfüllt sie mit Entzücken. Sie fühlt selbst, wie sie ihn liebt, und in diesem tiefen Gefühl der Liebe wird das in dem schönen, bis zu einem gewissen Grade immer noch unschuldigen Weibe schlummernde Christenthum wach, dessen äußere Formen sie hinlänglich kennt. In ihrem einsamen Gebete zu dem Christengotte, welchem der Dichter die sinnigsten Naturlaute leiht, fühlt sie sich mit Polykarp einig; einen um so schärferen Contrast bildet zu dieser gottseligen Stimmung das wilde Gewitter, welches die Einsame in Paulus' Abwesenheit überrascht. Als dieser zurückgekehrt ihr von der Herrlichkeit Alexandriens redet und sie bewegen will dahin zu gehen, setzt sie ihm sehr bestimmt entgegen, daß sie nicht fortgehen werde, ohne Polykarp noch einmal wieder gesehen zu haben. Damit begiebt sie sich zur Ruhe. Paulus, der sich noch nicht ganz von dem Leben loszulösen vermocht hat, wird bei dem Nachsinnen draußen vor der Höhle von dem Verlangen ergriffen, sie noch einmal zu sehen. Indem er eintretend sich über sie hinbeugt, bemerkt er an ihrer weißen Hand einen goldenen Ring mit einem Onyxbilde, mit demselben Onyxbilde, welches der einst durch ihn von der kalten Hand der Mutter des Hermas abgezogene und jetzt von ihm auf der Brust getragene Ring zeigte. Schmerzlich entrang sich ihm der Name „Magdalena!“ Die aus dem Schlaf aufgeschreckte Sirona fragt er bei dem schwachen Licht des Lämpchens, woher sie den Ring habe; er hört von ihr, daß sie ihn einst von Phöbicius er-

halten, der ihn vor Jahren als Geschenk von Antiochien mitgebracht habe, und erregt heißt er sie diesen Ring wegwerfen, denn er bringe kein Glück. Voll von Gedanken an Glycera-Magdalena wirft er sich draußen in verzweifeltem Gebet auf das nasse Gestein.

Er fühlt, daß der Mensch niemals seinem sündigen Ich entrinnen kann. In wilden Gedanken, die sich ruhelos suchen und nicht finden können, irrt er draußen umher. Als schon der Morgen zu dämmern beginnt, führt schmerzliches Stöhnen ihn zu Polykarp, der hilflos daliegt. Das „Du sollst nicht tödten!“ scheint wie ein Fluch in seine Seele hineinzuklingen: nun schlägt endlich der Verletzte die Augen wieder auf und Paulus, wie befreit von jenem Fluche, macht sich auf, ihn hinab zu den Eltern nach der Oase zu tragen. Da jubelt Mirjams frische Stimme, daß Hermas wieder da sei und daß die feindlichen Blemmyer heranzögen und Paulus eilen solle zu kommen. Paulus ruft sie zur Hülfe herbei, aber sie hat jetzt anderes zu thun und kann sich nicht um „ein Loch in dem Kopf des Senatorjungen“ kümmern. Wenige Augenblicke später stand aber Sirona in leidenschaftlichstem Schmerz an Paulus' Seite; er bringt den Todwunden in die Höhle und weist Sirona an, ihn zu pflegen, da er bei dem Andringen der Feinde zu den Brüdern eilen müsse, und wenn er nicht wiederkehre, so möge sie der Mutter des armen Jünglings die Pflege überlassen. Da dringt, Sirona erschreckend, der Ton einer römischen Tuba herauf: sie kennt den Ton und weiß, daß Phöbicius vorüberzieht.

Indeß hat Hermas die Absage des Paulus nach Raïthu überbracht, ist zurückkehrend dem Phöbicius begegnet, den er

durch Mittheilungen über die flüchtige Sirona irre führt und kommt rechtzeitig genug heim, um die Anachoreten über den Anzug der Blemmyer zu unterrichten; die Rückkehr zu der Höhle seines Vaters, für den Mirjam unterdessen Sorge getragen, erfüllt diese mit der größten Freude, und sie läuft von Höhle zu Höhle, um die Klausner zum Widerstand anzurufen. Alle Anachoreten sind auf dem Wartthurm versammelt und wählen angesichts der Gefahr auf Anrathen des Stephanus Paulus zu ihrem Führer. Aber als in der Ebene die Schlacht zwischen den Römern und den Blemmyern sich entwickelt, verlieren sie den Muth, bis der Bischof Agapitus ihre Führung übernimmt. Die hinabgerollten Felsstücke zerschmettern die herankletternden Blemmyer; Stephanus' alte Wunde bricht aber von neuem auf: sterbend giebt er dem Agapitus einen Bericht seines vergangenen Lebens und das Versprechen, auch seinem Todfeinde zu vergeben. Die Römer dringen siegreich heran und wollen das Castell besetzen, um von da die Feinde zu beschießen: da erkennen Phöbicius und Stephanus einander; der sterbende Kranke stürzt mit letzter Kraft auf den Römer zu, der einst sein Weib verführt hat: „Was Himmel, was Vergebung! Verdammt soll er sein!“ so schreit er wild, die lockeren Steinblöcke geben nach und beide stürzen in den Abgrund. Aber auch Mirjam findet ihren Tod: sie hat sich zwischen Hermas und einen mit hinterlistiger Lanze gegen ihn heranschleichenden Blemmyer-Führer gestürzt, um den geliebten Jüngling zu retten.

Das sind gewaltsame Lebensabschlüsse, aber von außerordentlich tragischer Gewalt: Petrus' Gattin Dorothea hat

Recht von Mirjam zu behaupten, daß dieser Heidin um solches Todes willen vieles vom Himmel vergeben werde. Noch ganz unerfüllt, nicht einmal durch einen wenn auch gewaltsamen Tod ausgeglichen ist aber Paulus inneres Ringen geblieben. Hermas hört über ihn und was er für ihn gelitten habe, in Petrus' Hause; er stürzt hinaus, ihn zu suchen. In dumpfer Angst um ihren Polykarp, den sie verloren glauben können, durchwachen die zurückbleibenden die Nacht: da erscheint plötzlich allen unerwartet Sirona. Hatte schon Hermas' Erklärung von der Unschuld derselben die Herzen ihrer früheren Wirthe milder gestimmt, so muß sie noch tiefer Sirona's Geständniß, daß sie Christin geworden, berühren. Sie ist damit in die innersten Interessen des Hauses hineingezogen: „ihre Sandalen waren von den scharfen Felsen „zerschnitten worden und hingen zerrissen an den blutenden „Füßen, ihr schönes Haar hatte der Nachtwind zerzaust und „ihr weißes Oberkleid glich einem zerrissenen Bettlergewande, „denn sie hatte es zerschnitten, um Polykarp's Wunde damit zu verbinden", Polykarp's, der sich bei Paulus' wildem Wurf den Kopf verletzt hatte. Sirona ist durch den Schmerz um ihn und durch den Glauben seiner Familie dieser innerlich schon vollständig vereint, und Petrus eilt mit seiner Tochter Marthana, den leidenden Sohn und Bruder heimzuholen. So wird Paulus' Höhle, welche Sirona und Polykarp beherbergt, leer und er ganz auf sich selbst angewiesen. „Ihm ist zu Muthe wie einem Schafe, dem man mitten im Winter die Wolle vom Leibe geschoren." Um sein Ziel der vollständigen Weltentsagung zu erreichen, will er eine ganz einsame Wüste aufsuchen. Hermas, der ihn noch einmal in

seiner Höhlenwelt aufgesucht hat, trennt sich von ihm und geht mit dem Nöthigen durch ihn versorgt auf dem gerade bereiten Kohlenschiff nach Klysma, um sich einem Kriegsleben voll Ruhm und Ansehen zu widmen. Nach zehn Tagen fanden die durch Petrus über den wahren Thatbestand unterrichteten Anachoreten den eben entschlafenen Paulus in einer weit abgelegenen Höhle. Ein unabsehbarer Zug geleitete den Armen zum Grabe, auf welches der genesende Polykarp den Palmenzweig der Versöhnung niederlegte und in dessen Grabstein er die Worte einmeißelte: ‚Betet für mich Armen; denn ich war ein Mensch!' Es waren dieselben Worte, welche des Paulus zitternde Finger kurz vor seinem Tode mit Kohle an die Wand seiner Höhle geschrieben hatten.

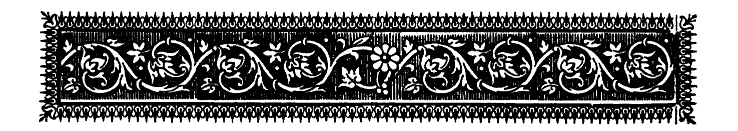
Diese Übersicht des in einen Band zusammengedrängten Romans läßt die kunstvolle Architektonik des Ganzen erkennen. Maßvoller geschildert als sonst breitet sich vor uns der stimmungsvolle landschaftliche Hintergrund aus, aber mit vollster charakteristischer Bestimmtheit. Hier die einsamen Höhlen, wo die Weltentsagung ihren rechten, dem Leben der Welt entrückten Platz gefunden zu haben meint; dort unten im Thale die freundliche Oase Pharan, wo die Menschen an Quellen und unter Palmbäumen sich ein wenig dichter zu drängen wagen dürfen. Dazu der bedeutsame Moment, in welchem die Anschauungen des ausgelebten Heidenthums und des mehr und mehr in das Tageslicht der Geschichte eintretenden Christenthums noch fast gleichberechtigt neben einander erscheinen: da sind die Anachoreten der Bergeshöhen Paulus, Stephanus und Hermas, der sich mit seiner über-

schüssigen Jugendkraft noch gar nicht dahin gewöhnen kann; hier der Senator Petrus mit seiner nüchternen, aber edlen Weltanschauung und der Centurio Phöbicius mit seinem inhaltlosen Herzen. Sie alle überragt der Senator mit seinem treuen Pflichtbegriff, den nicht zur werkthätigen Reinheit entwickelt zu haben die Schwäche der darum nicht zur vollen Ruhe gelangenden Anachoreten ist. Aber die größte psychologische Virtuosität entwickelt der Dichter an den drei Frauengestalten Dorothea, Sirona und Mirjam. Die erste ist von aller religiösen Erregtheit frei; eine sichere Klarheit bestimmt ihr Empfinden und Handeln; sie ist die tüchtige Hausfrau, deren Hand immer wacker zugreift und deren seelische Interessen sich nie in Schwärmerei verlieren. Sirona ist eine ganz unbewußte Repräsentantin der sittlichen Sauberkeit, wenngleich ihre Lebensschicksale sie mannigfach hätten irre machen können. Man darf nicht tadeln, daß sie ihr Hündchen Jambe so lieb hat: es ist der spielende Ableiter der kleinen Herzensinteressen der schönen Frau, welche bescheiden genug ist, mit diesem Ersatz für die von ihr an ihrem Gatten Phöbicius vermißte wahre Manneslielbe zufrieden zu sein. Aber herrlich tritt dann die ganze Macht ihrer verborgenen Liebe heraus, doch erst dann, nachdem ihr Phöbicius genommen und sie also frei geworden ist, nachdem sie sich ihr neues Glück ehrlich verdient hat. In ihrer Unschuld kann sie es wagen, bis an die äußerste Gränze sittlicher Correctheit zu gehen, und doch bleibt sie immer das herrliche, reine Weib, das alle gern lieben möchten, aber nur einer besitzen darf. Von dem Frieden Dorothea's und dem endlichen Glück Sirona's ist Mirjam nichts beschieden;

man könnte versucht sein, dem Dichter einen Vorwurf zu machen, daß er dies mädchenhafte Juwel von dem Geschick vernichtet werden läßt. Was aber fragt denn das Schicksal nach solchen Edelsteinen, wenn es schweren Tritts dahin schreitet? Wie es Ophelien gleichgültig wie eine zarte Blume am Wege zertritt und den armen Hamlet, der es sich nicht einmal zu sagen wagt, wie weit sie sein war, einsam zum furchtbaren Ende führt: so gestattet der Dichter doch seiner wilden Mirjam, sich in dem Kampfe zwischen Hermas und den kühnen Blemmyer zu stürzen und das Leben des Geliebten zu retten.

In diesen Menschen läßt Ebers fast überall das Interesse an dem Menschlichen als eine wackere Werkthätigkeit hervortreten, und das ist die schöne Moral seines ‚Homo sum'. Das ist an und für sich nicht groß, daß man der Welt den Rücken kehrt, um ihr vollständig zu entsagen: denn das ist nur eine Weltflucht, eine Art von mehr oder weniger Feigheit und Nachgiebigkeit gegen sich selbst. Aber mitten in dieser Welt stehen und doch frei sein, das ist jene Größe, welche der Christ sich anzueignen hatte, als er noch in dem vollen Kampfe mit dem Heidenthum stand. Von der schweren Arbeit des Lebens durfte er sich dann erst zurückziehen, wenn sie vollbracht war, und darum wollen Paulus und Stephanus immer wieder in das Leben hinaus; in diesem Sinne hat unser Dichter das terentianische Wort geweiht. So vollendet sich hier in ernstem Ringen mehr als ein ganzes Menschenschicksal, und jener feinfühlige Kritiker, welcher in diesem Roman nur eine erweiterte Novelle sehen zu können meinte, hatte die

Größe und Mannigfaltigkeit dieses Ringens unbemerkt gelassen: durch sie mußte der glänzendste und festeste Rahmen einer Novelle auseinander brechen, nur ein wohlgefügter Roman vermochte diese Menge von Situations- und Charakterbildern zu umfassen.



X. Serapis.

Nach den Anschauungen des Dichters von 1880 hatte, nachdem zwei Jahre früher „Homo sum" vorangegangen war, „der Kaiser" der letzte Roman der ägyptischen Reihenfolge sein sollen, wie wir bereits gesehen haben: aber er ist seinem Vorsatz glücklicherweise untreu geworden. Er hat nicht allein nach Stoffen auch späterer Zeit gegriffen, sondern ist noch einmal mit dem neuesten Romane, den wir ihm zu verdanken haben, in das anziehende, fragenreiche Jahrhundert des „Homo sum" zurückgekehrt. Dies geschah mit dem „Serapis" von 1885.

Ebers hat damit einen interessanten Namen der west-östlichen Mythologie in sein Recht eingesetzt. Wie sich die Einführung des Serapis in Ägypten geschichtlich vollzog, läßt er durch den Diakon Eusebius den versammelten Heiden und Christen vor dem großen Tempelsturm, welcher den Mittelpunkt des Romans bildet, auseinander setzen. Nach Alexanders Tode bedurften die ägyptischen und griechischen Bewohner des Nillandes der Vereinigung zu einem gemeinsamen Opfer. „Da gab ihnen Philadelphus, der zweite „Ptolemäer, ein weiser Mann, einen gemeinsamen Gott.

„In Folge eines Traumgesichts ließ er ihn aus dem fernen „Sinope am Pontus in diese Stadt führen. Serapis hieß „der Götze, welchen nicht der Himmel, sondern eines Menschen „kluger Anschlag hier auf den Thron der Gottheit setzte: „es wurde ihm ein köstlicher Tempel erbaut, den man heute „noch (Eusebius redet vor seiner Versammlung im J. 391 „n. Chr.) zu den Wundern der Welt zählt, und man er„richtete ihm ein Bild, so schön, wie es menschliche Hände „nur immer zu gestalten vermögen". Weiterhin läßt der Dichter seinen Diakonus hervorheben, daß schon vor Christus einzelne „weise, der Gnade noch nicht theilhaftigen Männer „nach Wahrheit, nach innerer Läuterung und der Erkenntniß „des Höchsten suchten und rangen. Der Herr hatte sie be„rufen, um die Seele der Menschheit für die frohe Botschaft „vorzubereiten und sie willig zu machen, sie anzunehmen, „als der Stern aufgegangen war über Bethlehem. Von „diesen Männern hat mancher, bevor die Stunde der Er„lösung gekommen war, schöne Lehren an den Dienst des „Serapis geknüpft. Sie befahlen den Anbetern des Götzen, „das Wohl der Seele eifriger zu bedenken als das des „Leibes; denn sie hatten die unvergängliche Dauer des „geistigen, göttlichen Theils in den Erdgeborenen er„kannt" ...

Es ist kaum nöthig, noch ausdrücklich hervorzuheben, auf welchem Standpunkte mit solchen Worten der Verfasser und sein Diakonus Eusebius sich befinden: wir kennen ihn aus einer Briefstelle des Apostels Paulus, den man, wenn irgend einen der neutestamentlichen Schriftsteller, auch in weltlichem Sinne eminent geistvoll und tiefsinnig nennen

kann. Man entsinne sich, ehe man unsern Romandichter einer leichtfertigen latitudinarischen Anschauung anzuklagen wagen will, der schönen Stelle in dem paulinischen Römerbriefe, welche dem Heidenthum ein ungeschriebenes Gesetz beilegt, das sie ebenso gut verpflichtet wie den Juden sein geschriebenes. Daher hat Ebers volles Recht, den edlen Heiden Olympius in dem großartigen zehnten Kapitel dem einfachen Christenmädchen Agne seinen Gottesglauben darlegen zu lassen. Olympius, der zu den neueren Jüngern des Platon gehört, hebt hervor, wie er und seine Gesinnungsgenossen dem Christenthum in vielen Stücken näher stünden, als die Christen glaubten; fast in einen begeisterten Hymnus läuft seine Rede aus, wenn er sie in einer Parallele zwischen Isis und der Mater dolorosa gipfeln läßt, ja sogar den Osiris neben Christus zu stellen wagt. Wir verstehen, wie durch solche Darlegungen die arme Agne geängstigt wird, wir verstehen, wie sie, zuletzt sich allein mit ihrem Brüderchen Papias in dem Garten fühlend, auf die Knie niederfällt und den Knaben im Gebet an sich zieht, daß der Heiland sie nicht den rechten Weg möge verlieren lassen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß das antike Heidenthum sich am Ende seiner Entwicklung befindet, das Christenthum im Beginn seines Weltlaufs. Jenes ist gesättigt in seinen besten Repräsentanten mit der ganzen Bildung, welche das Zusammenwirken von Griechenland, Rom und Alexandrien zu schaffen vermocht hat: sie hat etwas abgeklärtes, dichterisch zauberhaftes, fast kosmopolitisches; dieses Christenthum, das erst zur Weltreligion sich aus seinen Keimen voll ungeheuerster Triebkraft ausweiten und verklären soll, steht noch

in den Anfängen, die größten Anschauungen neben naiver Begränztheit hegend, selten mit seinem Horizont auch diejenigen Völkergruppen als verwandt umspannend, auf denen das Abendroth eines untergehenden Kulturtagewerks zu ruhen scheint.

Es war daher fast nothwendig, daß Ebers dem untergehenden Heidenthum einen größeren Glanz verlieh als dem aufgehenden Christenthum, und ohne Noth haben selbstgefällig christliche Kritiker ihn zwar deshalb hart getadelt, als habe er ebenso wenig gewußt, wie der Dichter des Nathan, was das Christenthum werth sei, indem der letztere den christlichen Patriarchen und den jüdischen Weisen bitter parallelisiert. Weder hier noch dort durfte man aber den weltgeschichtlichen Moment übersehen; hier hatte Ebers deutlich zu machen, wie der Zeit seiner Romankatastrophe sofort die schmähliche Hypatiatragödie folgen, dort Lessing, wie der Patriarch in dem Vollgefühl seines geistlichen Absolutismus schon auf Judenverbrennungen hinweisen konnte. Besondere Gründe zur Glorification des Christenthums in Alexandrien oder Jerusalem gab den Dichtern leider keine der beiden Epochen.

Im Vergleich zu der Lage der religiösen Verhältnisse, wie sie im „Kaiser“ erschienen, waren jetzt die Machtverhältnisse des Christenthums vollständig andere geworden: dort war die neue Lehre mit einer hier und da fast noch anmuthigen Bescheidenheit in das Leben Alexandriens eingetreten. Auch in „Homo sum“, das zeitlich unserm Roman schon ziemlich nahe steht, trat das Machtbewußtsein des Christenthums äußerlich noch nicht mit voller Entschieden-

heit hervor, und die Arbeit seiner Bekenner, welche wesentlich nur auf das begränzte Ich gerichtet schien, hatte noch den schönen und würdevollen Reiz der Selbsterziehung. Im „Serapis“ hat die früher so bescheidene, demüthige Glaubensform aber bereits jenen gefährlichen Zug angenommen, welcher das unaufhaltsame Streben auch nach weltlicher Herrschaft verräth und in den verschiedenen Persönlichkeiten sich mannigfach schattiert, von dem stolzen Machtgefühl der bewußten Oberen bis zu dem rohen Eifer der glaubensstarken, aber blinden Massen. Von jenen ist der ringende Diakon Eusebius auszunehmen; unter denen, deren einfache Seele mit den großen Fragen ringt, Agne. Jedem Leser muß in die Augen springen (und die Kunst des Dichters hat charakteristisch genug gezeichnet), daß wir uns hier in einer jener furchtbaren Perioden der Weltgeschichte befinden, in welchen Naturkräfte an die Stelle von Kulturkräften zu treten und sich gleich Wettern zu entladen scheinen: wir dürfen kaum noch fragen, warum ein noch kräftiger, aber vom Orkan entwurzelter Stamm weit weg von seinem natürlichen Boden gerissen worden und der Wolkenbruch die blühendsten Matten übersande.

So ist es natürlich, daß die Einzelpersönlichkeiten bei aller Sorgfalt, welche die fortgeschrittene Kunst des Dichters ihrer Darstellung gewidmet hat, im „Serapis“ vor der allgemeinen Kulturbewegung zurücktreten. Man kann wohl sagen, daß dieser und jener von dem rollenden Rade der Geschichte zermalmt wird, nicht aber, daß einer leitend die Zügel führe. Die noch so interessanten Schicksale der Einzelnen illustrieren nur das schwerwuchtige Ganze,

welches unbeirrt, mittleids- und schonungslos sich vollendet.

Auf Alexandrien ruht noch einmal ein letzter, voller Glanz, und keiner der in griechischer Schönheit und Geistesfreiheit empfindenden Heiden will es jetzt schon klar empfinden, daß dieser Glanz den Untergang einer Sonne bedeute. Das Isisfest soll gefeiert werden und sammelt alle Verehrer dieser zumeist verehrten Göttin hierher. Unter ihnen ist Karnis, das Oberhaupt einer Künstlerfamilie, der, erfüllt von Erinnerungen an seinen verstorbenen ältesten Sohn durch den Anblick des Serapistempels, wie er sich auf Fundamenten von Quadern und Felsen mit seiner vergoldeten Kuppe glanzvoll in den Azur des afrikanischen Himmels erhebt, allem Leid der Erde entrückt wird. In dem Hause des reichen Porphyrius, wo sie Aufnahme finden, fesseln uns besonders zwei Frauengestalten: die greise Mutter des Hausherrn, welche, voll fanatischen Hasses gegen das Christenthum, wir nachher unter ergreifenden Visionen sterben sehen, und die schöne Tochter desselben, Gorgo, welche heidnisch hochgebildet, weiterhin vom Dichter in einem langen Ringen mit dem sie doch überwältigenden Christenthum gezeigt wird. Gegen die Bildungstemperatur dieses Hauses contrastieren recht häßlich die Excesse der hochmüthigen Mönche auf der Straße. Noch schlimmer aber ist der Contrast, welcher sich zwischen Olympius und Theophilus bis zum furchtbaren Ernst entwickelt. Den heidnischen Oberpriester Olympius zeichnet eine große gelehrte und darum tolerante Bildung aus; den christlichen Bischof Theophilus eine gefühllose Grausamkeit. Der Gegensatz, in welchem hier zwei Welten

aufeinanderstoßen, ist von dem Dichter gelegentlich sehr charakteristisch auf die Spitze getrieben durch die Gegenüberstellung des ehrwürdigen Nilgottes, auf dessen ruhender Statue reizende Kindergestalten fröhlich umherkletternd erschienen, und des roh gearbeiteten Lammes mit schwerem Kreuz auf dem Rücken. In diesen Conflikt fällt verderbenbringend das Edict des Kaisers Theodosius, welches derselbe durch seinen Botschafter Cynapius „den guten und getreuen Bewohnern“ Alexandriens verkünden läßt. Ihn, „der sich mit Demuth und Stolz das Schwert und den Schild, den Vorkämpfer und den Wall des einzig rechten Glaubens nennt“, sehen wir zur Freude der Christen die heidnischen Alexandriner mit der Schließung ihrer Tempel, der Zerstörung der Bilder und Altäre bedrohen; wer noch einen Götzentempel betreten und dort eine heilige Handlung verrichten werde, solle sofort der Strafe verfallen.

Es sind herrliche Gedanken, von welchen Gorgo im fünfzehnten Kapitel erfüllt erscheint. Noch war ihr „das Haupt des Serapis das ewige Denken, in seiner breiten Brust ruhte die Seele des Alls und die Fülle der Urbilder alles Geschaffenen. Die Erscheinungswelt diente seinen Füßen zum Schemel. Ihm, der gewaltigen Urkraft, welche nach oben hin an den unfaßbaren und undenkbaren Einen ragte, dienten auch die untergeordneten Kräfte. Er war die Summe des Alls, die Gesammtheit des Geschaffenen und zugleich auch die Kraft, welche es beseelte und belebte, die es durch Neubildung vor dem Untergang bewahrte. Seine Macht hielt das vielfach gegliederte Gebäude der sinnlichen und übersinnlichen Welt in harmonischem Einklang. Was belebt

war, die beseelte Natur wie der beseelte Mensch, hingen mit ihm untrennbar zusammen."

In diese Worte faßt Ebers das Edelste des Serapis-Glaubens zusammen. Er muthet uns damit nicht zu, diesen Glauben in so abgeklärter Form bei allen Heiden, welche ihn zu besitzen meinten, vorauszusetzen, ebenso wenig, wie der Inhalt des Christenthums bei allen Bekennern „im Geist und in der Wahrheit" lebendig ist: aber wir verstehen jetzt vollkommen, in welchem Gegensatz die auserwählte und, wie Gorgo's Beispiel und Olympius' begeistertes Denken zeigen, ernstlich mit sich ringende Serapis-Gemeinde sich gegenüber der wild darein stürmenden Christenmasse fühlen mußte. Zwar sucht Ebers gegenüber dem Eindruck, welchen der Glaubenseifer des Bischofs Theophilus und die bigotte Lust des Christenhaufens machen muß, durch das mildere Christenthum des Eusebius zu wirken: aber dieser an den Altkatholicismus anklingende Universalismus des liebenswürdigen Greises ist angesichts der Dinge, welche sich vorbereiten und unbedingt erfüllen müssen, erfolglos. Das Geschick bricht rasch herein; der Tempel wird besetzt und nicht ohne Wehmuth sehen wir Olympius noch seine geweihte Spende ausgießen, welche ohne Wirkung bleiben wird. Der Kontrast der in Opferceremonien sich abmühenden Heiden und der fast tollkühnen christlichen Umlagerer des Serapistempels macht das neunzehnte Kapitel zu einem fast tragischen Momente. Gorgo's großartiges Temperament wird zum Gradmesser der bedeutungsvollen Bewegung und noch einmal mag hier an das psychologisch bedeutsame zwanzigste Kapitel erinnert werden, in welchem Gorgo in Damia zum

ersten Male einen Menschen sterben sieht. Das Ereigniß dient dazu, die ungeheure Scene vorzubereiten, welche den Inhalt der trüben, wilden Gewitternacht des einundzwanzigsten Kapitels bildet. Hier zeigt sich Ebers wieder als großer Meister, welcher die unbewußte Natur an den großen Angelegenheiten der bewußten Menschheit theilnehmen heißt; auch das ist von wirklich tragischer Schönheit, wie das ganze, bald Mitleid, bald Abscheu erregende Schauspiel Gorgo in tiefster Seele erschüttert. „Es blitzte und donnerte nach wie vor um sie her, die Grundfesten des Tempels erbebten, aber sie glaubte nicht mehr an das Ende der Dinge, glaubte nicht mehr an die Größe, Hoheit und Reinheit des Gottes dort hinter dem Vorhang.“

Der Morgen bricht an: der Blitz hat in die eherne Kuppel des Tempels geschlagen, und den Christen mochte es als ein Wink Gottes erscheinen, jetzt den Tempel zu besetzen. Der Kampf der alten und der neuen Macht in der Geschichte Ägyptens entfaltet sich immer entschiedener. Es ist wieder eine jener psychologisch feinsinnigen Scenen, wenn im dreiundzwanzigsten Kapitel Gorgo bei ihrem Vater wacht, der die Dinge kommen sah, wie sie nun so traurig für die Serapis-Gemeinde kommen mußten, und durch Gift aus diesem Jammer seine Seele hinweg zu retten versucht hätte. Da kracht der eherne Sturmbock der Christen gegen die Tempelwand, und Gorgo sieht den Gott Serapis jetzt so machtlos, daß sie dem mitwachenden Arzt Apuljus alle ihre Zweifel entgegenschleudert. Mit dem Geschick der Kampfschilderung, welches wir schon aus der Darstellung der Pelusium-Schlacht in „Uarda“ kennen, läßt Ebers auch hier

das Schicksal des alten und des neuen Gottes sich entscheiden: grade die großen Einzelheiten, welche jedem Schlachtgemälde seinen konkreten Reiz verleihen, treten hier außerordentlich prägnant hervor.

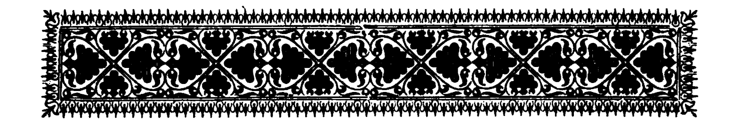
Und auch das ist ungemein charakteristisch von Ebers erfunden, daß selbst die Christen ein Grauen überkommt vor dem Sturze des heidnischen Gottes und seines Tempels: denn er war das Wahrzeichen der Stadt Alexander's, und was knüpfte sich alles an das Serapeum von ägyptischer Culturgeschichte! Es war in der That noch Aussicht auf Ausgleich vorhanden: aber nicht bei den Machthabern, und es hat einen tiefen tragischen Reiz, die in den Tempel eingedrungenen Christen vor dem herrlichen Serapisbilde staunend anhalten zu sehen; selbst den Soldaten wird es schwer, die Scheu vor dem Gotte zu überwinden und auf das Kommandowort zu hören, das Constantin vergeblich seinen Reitern zuruft. Da steigt dieser selbst unter der ungeheuersten Spannung der Christen wie Heiden die Leitern heran: Mensch und Gott stehen einander Aug' in Auge gegenüber, und Gorgo sah, wie er, den sie liebte, den schönen Gott erschlug .... „Es gab keinen Serapis mehr, der Himmel der Heiden hatte seinen König verloren." Wie das ganze Kapitel groß ist, so vor Allem sein Schluß. Gorgo's Begegnung mit Constantin ist wieder eine der gewaltigsten Scenen. Wir haben mehr als einmal die herrlichen Kapitelschlüsse bei Ebers hervorgehoben: hier haben wir den Actschluß eines ungeheuren Dramas. Constantin versteht, wenn Gorgo sagt, ihr komme es vor, als sei in ihrer Seele eine ganze Welt zu Grunde gegangen und als bilde sich nun

eine neue, die höher und reiner ist und vielleicht sogar schöner als sie.

Wir möchten jetzt lieber am Ende sein. Dies „Vielleicht" am Schluß des vierundzwanzigsten Kapitels eröffnet eine große Perspective; aber die mehr äußerlichen Dinge, welche ergänzend geschehen, reichen nicht mehr an die Hoheit dieser Serapis-Katastrophe heran. Ja, wir dürfen offen bekennen, das Schicksal des Eusebius verstimmt uns sogar, noch mehr als die selbstgenügsame Freunde, mit welcher die Mönche „den entheiligten Klotz" aus dem Tempel schleppen. Denn in einem weltgeschichtlichen Moment eine Persönlichkeit wie Eusebius schwerer Strafe verfallen zu sehen, weil er eine heimatlose Arianerin, welche die rechtgläubige Kirche von sich zu stoßen sich verpflichtet glaubte, bei sich aufgenommen hat, ist ein Stück jenes Pessimismus, dessen Dissonanzen schrill jede harmonische Weltanschauung kreuzen müssen. Die glänzende Schilderung des Wettrennens im Hippodrom, welches den Christen die stolze Freude auch eines solchen Sieges schafft, gewährt ein ungemein charakteristisches Bild, bleibt aber doch hinter der ergreifenden Scene des Serapis-tempels zurück.

Wir haben nicht nöthig hervorzuheben, wie viele Einzel-figuren und Einzelscenen den vortrefflich fundamentierten und stilvoll ausgeführten Bau dieses Romans gleich freien und dennoch mit dem Grundgedanken des Ganzen innerlichst zusammenhängenden Ornamenten schmücken. Die volle Schönheit der Dichtung kann erklären, daß der Verfasser, auch wenn er ganz frei über seine Kraft verfügen konnte, nach einiger Sammlung verlangen mußte.

Wie dies überhaupt der letzte Roman von Ebers war, so muß er auch als diejenige Dichtung hervorgehoben werden, welche den Kreis seiner ägyptischen Motive vorläufig abschließt. Es ist, als ob mit Serapis für seine Romandichtung der letzte volle Ton des ägyptischen Kulturlebens verklungen wäre; aber für einen so feinfühligen Beobachter, wie Ebers sich überall bewährt, mag er nun forschen oder dichten, hätte auch die spätere Zeit noch manches interessante Motiv geboten. Der bedeutendste Moment der noch rein christlichen Zeit war das Eindringen des Sassanidenkönigs Chosroës II.: seine fast zehnjährige milde Herrschaft könnte Stoff zu einem anziehenden Toleranz-Roman geben. Der Eintritt des Islâm erinnert an die nahverwandte Katastrophe unter den Westgothen Spaniens: hier wie dort erleichterten durch gefährliche Glaubensdifferenzen die kurzsichtigen Christen den Eintritt der fremden nichtchristlichen Macht. In der eigentlich muhammedanischen Zeit kann manches meteorgleiche Moment den Dichter anziehen: sei es das dauerndere der Aufblüte Kairo's oder der Glanz der Saladin'schen Herrschaft oder das abenteuerliche Kriegerthum des Sultan Bîbrâs. Wenn man die lebensvollen Schilderungen aus diesen späteren Epochen in Ebers' Ägypten liest, mag man bedauern, daß der Künstler gleichgiltiger an ihnen vorbeigegangen ist.



XI. Ein Wort. — Die Frau Bürgemeisterin.

Es war eine ganz neue Welt, in welche wir 1881 Ebers eintreten sahen, nachdem er „Eine Frage“ vollendet und an „Palästina“ mit Guthe zu arbeiten begonnen hatte. Wenn er vorher auf dem Wege seiner Wissenschaft ein fesselndes Gebiet für seine Dichtung gefunden hatte, welches in seiner mannigfaltigen, mehrtausendjährigen Geschichte fast nothwendig Parallelen zu anderen Epochen darbieten mußte, so trat er mit den beiden Romanen, welche jetzt einander folgten, in einen durchaus verschiedenen Lebenskreis. Denn das sechszehnte christliche Jahrhundert, um welches es sich hier handelte, bot eine so abweichende Physiognomie, daß es eines besondern Grundes für den Ägyptologen bedurfte, an dasselbe heranzutreten. Schon aus der Widmung der „Frau Bürgemeisterin“, welche vor dem zugleich näher zu erwähnenden „Ein Wort“ erschien, an seine einzige Schwester lernen wir, was wir auch bereits oben hervorgehoben haben, daß es sich um ein Kapitel der Geschichte Hollands, der Heimat seiner Mutter handle. Auf diesen Roman folgte dann sofort der „Ein Wort“, der unter allen Dichtungen von Ebers eine isolierte Stellung einnimmt. Und zwar in zwiefacher Beziehung. Unser Dichter pflegt sonst sowohl zeitlich wie

räumlich seinen Dichtungen vorwiegend enge Gränzen zu ziehen und erreicht damit den unschätzbaren Vortheil der sorgfältigsten Ausführung im Einzelnen, so daß seine Darstellung eine handgreifliche Deutlichkeit gewinnt, ohne sich jedoch in äußerliche Kleinigkeiten zu verirren. Das ist ein Zug, der frühzeitig in seiner Erzählungskunst hervortritt. Schon in der „Königstochter“ weiß er die Geschicke Ägyptens und Persiens so zu nähern, daß das letztere das Schicksal des ersteren macht, und im Wesentlichen ist es die kurze Regierungszeit des Kambyses, welche sich in dem nur geographisch etwas weiter gespannten Rahmen abspielt; in seinem letzten Roman „Serapis“ hat er dagegen alles in kurze Momente des Einen Jahres 391 n. Chr. zusammengedrängt und mit um so größerer künstlerischer Freiheit sich mit der Charakteristik psychologischer wie kulturgeschichtlicher Momente beschäftigen können. „Ein Wort“ dagegen dehnt sich räumlich und zeitlich ungleich weiter aus. Des jungen Schmiedes Adam Sohn Ulrich ist zwar beim Beginn der Erzählung bereits etwa fünfzehn Jahre alt und seine Gespielin Ruth, die vermeintliche Tochter des jüdischen Dr. Costa, neun: aber wir erfahren nachher im Detail, wie Schmied Adam seinen Hausstand gegründet hat, und die Erzählung führt ein gutes Stück über das Blutbad in Antwerpen am 4. November 1586 hinaus. Bis dahin ist Adam ein Greis, Ulrich reif zum „Eletto“ und Ruth eine stattliche Jungfrau von einigen zwanzig Jahren geworden: die Erzählung beginnt mithin genau gerechnet bereits in den sechziger Jahren. Das geographische Gebiet aber, auf welchem sich alle diese bunten Schicksale des Romans abspielen, dehnt sich dem entsprechend



aus. Von Porto bis Lepanto, von Ferrara bis Antwerpen können wir seine Linien ziehen. Es ist eine weitzerstreute Welt, welche uns der Verfasser zwar nicht mit gleichmäßigem Interesse, aber bisweilen äußerst anschaulich schildert, wie Oberitalien und die Niederlande.

Das zweite, was den Roman von den übrigen unseres Verfassers und von den weitaus meisten der Gegenwart unterscheidet, ist, daß er eine Tendenz hat. Die meisten wollen unterhalten und das kann je nach den Ansprüchen des Lesers sehr viel oder sehr wenig sein. Ebers hat „das Wort“ als Signatur der Tendenz seiner Dichtung genommen und manchem wird dies als eine inhaltlose Spielerei erscheinen. Aber man fasse das „Wort“ nur in seinem jüdisch-altchristlichen Sinne (wie es ja auch in unserm Roman von einem weitumblickenden Juden ausgeht), als dasjenige, was die Welt überhaupt schafft, oder, wenn auch im Gebrauche abgeblaßt, unser persönliches Schicksal macht. So erhebt der Dichter es zum Losungsruf seines Helden Ulrich, der es bei dem Juden gehört, wenn auch nicht verstanden hat, und der es, heranwachsend und sich heranbildend, mit nachhaltiger Kraft in Glück, Kunst, Ruhm und Macht nicht findet, sondern zuletzt in Liebe.

Dieser Roman ist vor der „Frau Bürgemeisterin“ dieses seines umfassenden Inhalts wegen zu betrachten und, sagen wir es sogleich, jenem begränzteren Bilde des holländischen Lebens weit vorzuziehen. Ganz natürlich bauen sich die einzelnen Stufen auf, auf denen der Schwarzwälder Ulrich unter zum Theil ganz wunderbaren Schicksalen zuletzt zum höchsten Ziele gelangt; aber es ist zunächst durch-

aus der Eindruck eines Abenteurer-Romans des siebzehnten Jahrhunderts, den wir empfangen. Die Spanier haben diese Gattung erfindungsreich geschaffen und unsere deutsche Litteratur das herrlichste Gegenbild dazu im Simplicissimus geboten; nachher hat das Zeitalter der Robinsonaden einen ganz andern Begriff des Abenteuerlichen entdeckt: doch Ebers hat ihn vertieft, indem er ihm psychologischen Reiz und höhere sittliche Würde verlieh.

„Ein Wort" setzt eine Vorgeschichte voraus, in der alle Schicksalsfäden bereits zusammengesponnen liegen. Wir erfahren denn auch nach der äußerst lebendigen Kinderscene im ersten Kapitel, welches uns mit der wiederholt gerühmten Virtuosität des Verfassers die ganze Situation einleitend vertraut macht und eine zwar inhaltsvolle, doch nicht entfernt berechenbare Geschichte voraussetzen läßt, erst durch einen geschickt eingefügten Rückblick im zweiten Kapitel jene Vorgeschichte. Der junge Schmied Adam, ein Jüngling von natürlich seßhaftem Wesen, war mit achtzehn Jahren nach der Sitte der Zeit auf die Wanderschaft gegangen, aber nur bis Nürnberg gekommen, wo er arbeitsam, und, so weit es seinem etwas schwer beweglichen Wesen möglich war, behaglich sitzen blieb. Er lernte, was die betriebsame Stadt, welche noch auf der Höhe ihres künstlerischen und kunstgewerblichen Rufes stand, für seinen besonderen Beruf darbot, von Grund aus. Noch weilte er in Nürnberg, als er das dreißigste Jahr noch nicht erreicht hatte und ihn der Tod seines Vater veranlaßte, heimzukehren und das verwaiste Handwerk zu übernehmen. Auf dem Wege nach der Heimat benutzte er die Gelegenheit, mit einer Künstler-

gesellschaft zu fahren, und hier wurde er von der schönen siebzehnjährigen Florette mit goldenem Haar so bezaubert, daß er sie zum Weibe nahm. Obwohl er von seinen Ersparnissen ihr eine gute Aussteuer gekauft hatte und mit gutem Erfolg sein tüchtig erlerntes Handwerk trieb, so hatten doch die Nürnberger Frauen und Mädchen nicht die geringste Lust, Floretten als ebenbürtig anzuerkennen. Das junge, an Zerstreuungen aller Art gewöhnte Weib langweilte sich infolge dessen, auch nachdem sie ihrem Gatten einen Sohn, Ulrich, geboren; sie wurde den Aufmerksamkeiten des Grafen von Frohlingen zugänglich, doch Adam wollte nicht an das Gerede der Leute glauben: erst als Florette ihn und den schon siebenjährig gewordenen Ulrich verließ und mit einem jungen Fähnrich davon ging, fühlte er sich entehrt und zog sich noch mehr von aller Welt zurück. Er verkaufte sein ihm unleidlich gewordenes Haus, um mit seinem Sohn, der ihm geblieben war, wegzuziehen: da bot ihm sein guter Kunde, der wohlhabend gewordene Roßkamm Bolz vom Richtberge oben, wo eigentlich nur die ausgestoßenen Leute des Ortes wohnen, sein Haus an, welches er schließlich übernimmt.

So wird er Nachbar eines jüdischen Dr. Costa, der vor etwa zehn Jahren mit seinem alten Vater, seinem durch Folterqualen stumm gewordenen Weibe Elisabeth, einem damals noch ganz jungen Töchterchen Ruth und einer alten Wärterin Rahel zugezogen und aus der Stadt unten auch da oben hinauf gedrängt worden war. Die beiden von der Alltäglichkeit verfolgten Männer wurden nach und nach Freunde; es bildete sich eine freiere Weltanschauung aus, und der

christliche Schmied sah es gern, daß sein allmählig bis zum fünfzehnten Jahre vorgerückter Sohn bei dem hochgebildeten Juden Unterricht genoß, wobei der Umgang mit der etwa sechs Jahre jüngeren Ruth für den kräftigen, talentvollen, etwas wilden Knaben Ulrich von bildendem Einfluß wurde. Dem jüdischen Hause verdankte er es, daß er über das geheimnißvolle „Wort“ bald mit jugendlicher Naivetät, bald mit vollem Ernst nachdachte, und in dieser Beziehung ist das erste Kapitel höchst charakteristisch.

Da kehrte eines Abends der Pater Benedictus in der Schmiede ein, um sein ziemlich wildes Pferd beschlagen zu lassen, was am andern Morgen unter Ulrich's geschickter, fast thierbändigungskundiger Beihülfe gelingt. Daß der Knabe des Juden Unterricht genießt, mißbilligt der Pater höchlichst; da er aber dessen mit Kohle gezeichnetes Portrait von diesem Nathan-gleichen Lehrer Dr. Costa sieht, so verheißt er, den Knaben auf das Kloster zum Heile seiner Seele wie der Kunst zu bringen, wo er denn auch zu Johannis eintritt. Aber er kann sich nicht dahin gewöhnen; er geräth in mancherlei Conflicte, aus deren einem er den jungen Grafen Lips von Frohlingen rettet: durch ihn erfährt er, daß man das schlimmste gegen den Juden Costa plane. Das bestimmt Ulrich, in einer Winternacht aus dem Kloster zu entfliehen. Er findet den Vater und den Juden auf diese Dinge schon vorbereitet; die Flucht wird — es ist tiefer Winter — mühselig bewerkstelligt; das abgetriebene Pferd erliegt unterwegs den Strapazen und schließlich findet Costa durch den Pfeil eines der verfolgenden Knappen seinen Tod. Das zehnte Kapitel wird durch diese tragische Wendung

eines der zugleich stilistisch wir stofflich bedeutendsten des ganzen Romans.

Den Verfolgern (an ihrer Spitze Graf von Frohlingen) wird durch des sterbenden Costa Fürbitte für Elisabeth und Ruth, die ja Christen seien, das Herz erweicht, und auch der junge Frohlingen tritt mit dafür ein, daß Adam die Fürsorge für jene Beiden übernehmen dürfe: wie im siebenten, so erscheint auch in diesem neunten Kapitel das Christenthum gegenüber dem Seelenadel Costa's ziemlich niedrig, wobei sich Ebers unzweifelhaft von ähnlichen Reflexionen wie Lessing im Nathan bestimmen ließ.

Indeß ist Ulrich verloren gegangen. Erst hat ihn der verrätherische Köhler, der Costa's Schicksal herbeiführen half, zurückgehalten, dann haben den Flüchtigen Frohlingen's Leute gefangen und, da dem Armen nicht das erlösende Wort einfällt, den abgematteten auf einen Wagen gethan, welcher dem nach Spanien reisenden holländischen Maler Moor von Utrecht gehörte. Ihm sieht er sich zugewiesen. Unterwegs hört er ein Lied vom „Glücke" singen; ob das das „Wort" ist? Tief erschüttert ihn der Tod des Reisegefährten Pellicanus, den er in Avignon sterben sieht: es ist das erste Mal, daß er dergleichen sieht „und der todte Mann flößte ihm Entsetzen ein". Die Reise führt rasch durch Südfrankreich, von welchem man gern von unserm Dichter zum Vortheil seines Romans ein charakteristisches Bild erhalten hätte; um so eingehender wird dagegen mit bestimmter Absicht das spanische Kunstleben behandelt. Das Vielerlei des glänzenden Genusses befestigt bei Ulrich die Vorstellung, daß „Glück" das „Wort" sei. Aber die ehrende

Theilnahme König Philipps II. an dem Kunstleben, der Verkehr mit dem Maler Coello, seinem Sohne Sanchez und seiner Tochter Isabella, die Bewunderung, welche man Tizian's Gemälden zollt — dies alles läßt ihn in „Kunst" das „Wort" erkennen.

Indeß ist Philipp von dem protestantischen Niederländer Moor etwas respect- oder doch wenigstens taktlos begegnet worden, und hier läßt der Dichter sehr richtig Züge lauernder Grausamkeit an dem König hervortreten, dem er sonst (wie wir schon hier anmerken wollen) zu viel freie Intelligenz beilegt. Unter Beihülfe der sehr schön charakterisierten Sofonisba Anguisciola, welche dem ihr widerwärtigen, aber dem Großinquisitor nahe stehenden Don Fabbrizio di Moncada ihre Hand reicht, um mächtige Verbindungen anzuknüpfen, gelingt Moor's Flucht; doch Ulrich, dem bei dieser Gelegenheit das Pferd unter dem Leibe erschossen wird, fällt den Verfolgern in die Hände, erleidet Folterqualen und wird endlich auf Sofonisba's indirekte Verwendung freigelassen.

Er kehrt in Coello's Werkstatt zurück und soll auf Sofonisba's Rath nach Italien gehen. Vorher sieht er in der Arena den ruhmbedeckten Don Juan d'Austria, vor dessen Augen er ein wildes Pferd geschickt bändigt; er tritt jedoch nicht nach dessen Wunsch in Kriegsdienst, sondern, da er Coello's Tochter Isabella liebt, so will er als Maler sich deren Besitz verdienen. Er geht zu seiner Ausbildung nach Venedig, wo er bei dem ersten Besuch Tizian auf dessen Wunsch ein Gemälde improvisiert. Und er malt (was wir für keine angemessene Erfindung des Verfassers nach der spanischen Malerepoche halten, man hätte eher Isabella er-

warten können) ein Idealportrait des Juden Costa! Tizian lobt es, aber die folgende schlimme Carnevalnacht zerstört alle auf des Meisters Namen gesetzten Hoffnungen; Ulrich muß flüchten und geht über Parma, Bologna und Pisa nach Florenz. Aber auch hier macht er tiefverstimmt nur erfolglose Studien und kehrt, an Selbstvertrauen verarmt, nach Spanien zurück.

Achtzehn Monate sind weggeworfen; vergebens versucht er sich an einer ihm von Coello aufgetragenen Madonna, die nur Philipp's II. Spott erregt. Er läßt sich daher jetzt von Don Juan d' Austria für den Kriegsdienst werben und bringt zwei Jahre später die Nachricht des Sieges von Lepanto nach Spanien, um nach dem Tedeum als neuvermähltes Paar die schöne Isabella Coello und den Baumeister Herrera vorübergehen zu sehen. Das ist ein äußerst wirksamer Kapitelschluß.

Man kann sich denken, welche Gedanken den ruhelos strebenden Ulrich bewegen. Er sieht, wie König Philipp neidisch den viel gepriesenen Don Juan bei Seite läßt. Es behagt Ulrich nicht mehr in Spanien, er geht nach den Niederlanden, um neuen Ruhm zu verdienen. Das Elend der ganzen Bewegung, die wechselnden Kämpfe und Verwundungen machten ihn aber mißtrauisch gegen das Zauberwort „Ruhm.“ Er sieht, da es zweiundzwanzig Monate bei den Truppen keinen Sold gegeben hat, Meuterei ausbrechen. Die höheren Offiziere gehen weg: die Truppen berufen Pasquale Zorrillo zu ihrem „Eletto.“ Dieser legt aber bei dem ersten ernsten Widerspruch sein Amt nieder, und man sagte, daß er es auf den Rath seiner Frau, der „Lagersibylle“ gethan. Man



nannte dies interessante Weib, welches je nach der Stimmung bald jung, bald alt zu sein schien, so, weil sie geschickt Karten legte: Ulrich war besonders von ihrer Ähnlichkeit mit seiner längst verschwundenen Mutter überrascht.

Die beiden Kapitel, welche sich hier anreihen, sind nach ihrem thatsächlichen Inhalt wie nach ihrer psychologischen Führung von außerordentlichem Reiz. Es steigert sich seelisch alles ins Ungeheure: Ulrich findet zuerst Hans Eitelfritz von Köln an der Spree, der den Maler Moor oft in Antwerpen gesehen; dann findet er in einer sehr fein ausgeführten Scene in jener Lagersibylle seine Mutter bestimmt wieder; endlich trennt diese ihr Muttergefühl von dem Zelte Zorrillo's, als dessen Gefährtin sie ein Jahrzehnt gelebt hatte.

Ulrich ist zum Eletto erhoben worden, hat aber zugleich seinen Vorgänger Zorrillo zum Kapitän ernannt. Die Verhandlungen mit dem königlichen Commando in Brüssel, welche Zorrillo zu führen beauftragt war, hatten sich zerschlagen. Ulrich erficht einen Sieg über die Niederländer bei Tisnacq; unter den Gefangenen befindet sich Graf Lips, der Ulrich mittheilt, daß dessen todtgeglaubter Vater als Meister Schwab und Ruth als dessen schmucke Tochter in Antwerpen leben. Was für Gedanken tauchen in Ulrich's Seele auf! Er läßt den Grafen Lips frei nach Antwerpen reiten und eilt im Triumph nach Aalst, um dort zu erfahren, daß Zorrillo seine Mutter erdolcht habe, welche er, der Spanier, nur für eine treulose Geliebte, nicht aber für Ulrich's Mutter hielt. Hier erzählt Ebers mit jenen wunderbaren Accenten, welche ihm eigen sind, wie die Kirche Floretten das

ehrliche Begräbniß verweigert, wie die Truppen ablehnen es Ulrich erzwingen zu helfen, und wie sie, nach der traurig einsamen Bestattung, sich doch ihm wieder in treuestem Gehorsam unterstellen.

Das nächste Kapitel führt ihn, den die Meuterer mit ihren Offizieren, nachdem er ihnen den Commandostab bei der Weigerung, seine Mutter zu bestatten, vor die Füße geworfen hatte, wieder zum Eletto erhoben haben, nach Antwerpen. Unerkannt kann er den Grafen Lips aufsuchen, um von ihm zu erfahren, daß sein dort lebender Vater Adam ganz niederländisch gesinnt sei. Trotzdem wagt es Ulrich zweimal, ihn aufzusuchen; aber er wird in der schnödesten Weise abgewiesen, so daß er von Rache erfüllt nur den einen Gedanken hegt, Ruth mit allem Glanze zu seiner Gattin zu erheben, nachdem er Antwerpen erobert, wozu nach seinen Beobachtungen die besten Aussichten vorhanden sind. Wir können uns nicht verhehlen, daß der Dichter hier dem praktischen Offizier manche Bedenken erregt; aber die von ihm kühn verknüpften Thatsachen stürmen mit solcher Gewalt heran, daß uns kaum zu solchen Erwägungen Zeit gelassen wird.

Wir befinden uns im Spätherbst des Jahres 1586. Am zwanzigsten Oktober fiel Maastricht den Spaniern wieder in die Hände und ward auf das grausamste verwüstet. Das regte die Meuterer nur noch mehr auf. Am Morgen des vierten November begann der Sturm auf Antwerpen, der mehr ein Kampf um die Wälle und Häuser der Stadt war, und hier müssen wir wieder, wie schon öfter, das außerordentliche Geschick Ebers', Massenbewegungen zu schildern, hervorheben. Aber wir verfolgen doch mit besonderer Auf-

merksamkeit diejenigen, an denen unser eigentliches Interesse hängt. Sie alle haben irgend welchen Antheil an dem Kampf; später und gelegentlich erfahren wir, daß angesichts der furchtbaren Zerstörung, welche zu erwarten ist, Ulrich durch Eitelfritz von Köln Schutzbriefe an Maler Moor's und des Schmied Schwab Haus hat heften lassen. Draußen auf dem Walle steht der letztere furchtlos mit seinem kühnen Hammer, den er oft geschwungen; unter den Anstürmenden scheint, einer der ersten, Ulrich gefallen zu sein. Mit dem Sinken der Sonne ward das Donnern der Geschütze matter und in den Straßen ward es ruhiger. Man lese bei Ebers den Schluß des vorletzten Kapitels, welches die Hauptkatastrophe des Ganzen enthält: der Sohn gewinnt seinen Vater wieder. Daß der Vater ihn erst draußen suchen muß, den vielleicht verlorenen; daß er ihn wieder findet, den kaum noch merkbar athmenden; daß gerade er ihn im eigenen Hause bergen kann, den er hart von sich gewiesen; daß Ruth seine Krankenpflegerin wird: das alles wirkt zusammen, alte Bande, welche zerrissen schienen, fester und für immer zu knüpfen. Dies erhebt den Inhalt des dreißigsten Kapitels zu einer Reihe der bedeutsamsten Scenen; kaum, daß noch das einunddreißigste nöthig scheint, um die schöne Krankenpflegerin Ruth als Ulrich's glückliche Gattin, Meister Moor vor seinem Tode als Bewunderer der vom Vater erbetenen Wiederholung des Ulrich'schen Standartenbildes, in dessen Madonna der Besteller Floretten vergeistigt erkannte, und Sofonisba als begeisterte Anhängerin des Wortes „Kunst" vorzuführen, nachdem die am meisten umhergeworfenen die „Liebe" als das rechte „Wort" an sich selbst erfahren hatten.

Man kann an dem Gange der umfassenden Dichtung die Ausstellung machen, daß derselbe etwas ungleichmäßig sei, hier sich beschleunige, dort länger verweile als zur vollen Ausdeutung des in Frage kommenden „Wortes“ nöthig sei. In letzterer Beziehung würde man bei der „Kunst“ ein klein wenig mehr Sparsamkeit wünschen und besonders in der lustigen Carnevalsnacht von Venedig für sie ein wenig mehr Ehrfurcht fordern: wie die Dinge vom Dichter zurecht gelegt sind, erweisen sie nur, daß die ohne rechten Ernst geübte Kunst sich als ein Losungs-„Wort“ des Lebens nicht bewähren könne. Fassen wir aber den herrlichen Reichthum des hier Gebotenen zusammen, so können wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane an Vollgehalt dem „Worte“ verglichen werden können, und wir drängen gern die Frage zurück, warum zur letzten Lösung uns nicht lieber der Jude Costa statt des Schmieds Adam verholfen hat?

In einen früheren Abschnitt der Epoche, welche „Ein Wort“ mit seiner Fülle von Thatsachen und Charakterformungen einschließt, fällt auch der vorhin schon kurz erwähnte letzte Roman von Ebers, der unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nimmt: „Die Frau Bürgemeisterin“ vom Jahre 1882, welcher im Frühling 1574 beginnt und mit dem Beginn des Oktober's desselben Jahres abschließt. Aus der Widmung an die einzige Schwester seines verstorbenen Vaters, Freifrau Sophie von Brandenstein, deren Gast er vor siebzehn Jahren war, erfahren wir, daß Ebers ebenso lange die Durcharbeitung und künstlerische Anordnung des Stoffes beschäftigt habe, und sprechen wir es aufrichtig aus: es ist der einzige seiner Romane, welcher hauptsächlich

nur eine Aneinanderfügung mannigfacher, höchst interessanter Scenen, nicht aber einen geschlossenen inneren Zusammenhang zeigt. Alle jene einzelnen Scenen haben an und für sich den größten künstlerischen Reiz; aber die furchtbare Nothwendigkeit, welche eine Menge von bedeutenden, jedenfalls in ihren vaterländischen Aufgaben fast durchweg einigen Menschen in die Mauern Leidens zusammengedrängt hat, verleiht darum noch nicht der Dichtung einen einheitlichen Mittelpunkt und Werth. Es ist ein großer Moment der holländischen Geschichte, der hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; aber wie uns etwa die Vertheidigung Colbergs von 1807 den alten Joachim Nettelbeck patriotisch und sittlich außerordentlich werthvoll macht, so werden wir sicher auch mit ganzem Herzen den Leidener Bürgermeister Peter van der Werff anerkennen, der die Seele der bewundernswürdigen Stadtvertheidigung war: aber ästhetisch wird er deßhalb noch nicht für uns interessant. Wie Nettelbeck, so steht auch van der Werff (und er noch in einer weit schlimmeren Lage und großartigeren Leistungsfähigkeit, da bei seinen Mitbürgern zu der steigenden Hungersnoth sich grauenvoll die Pest gesellte, um sogar die Widerstandskraft der Bessern zu lähmen) wie ein granitener Repräsentant städtischer Freiheit und Selbstständigkeit vor uns: aber für einen Dichter konnte auch er in der Monotonie des furchtbaren Leidens keine Mannigfaltigkeit bieten.

So wurde denn gerade hier Ebers' erfinderisches Talent von der einfachen Größe des Stoffes zur Hülfe begehrt und wie wir dieses immer in seiner Ausgiebigkeit bewundert haben, so auch hier: bisweilen läßt es Schlingpflanzen in

Fülle die wenigen Stämme, welche den ganzen Bau des Romans tragen, umziehen; aber streifen wir mit kritischer Hand dieses überreich angebrachte größere und kleinere Detail, welches immer den feinfühligen und verständnißvollen Erfinder verräth, ab: so bleiben schließlich nur der Bürgemeister van der Werff und seine zweite Frau Marie übrig. Daß diese beiden zum Schluß erst durch den furchtbaren Ernst der Lebensarbeit sich innig zusammenfinden, ist wirklich das einzige Resultat, auf das alles hindrängt, allerdings ein innerlich sehr großes.

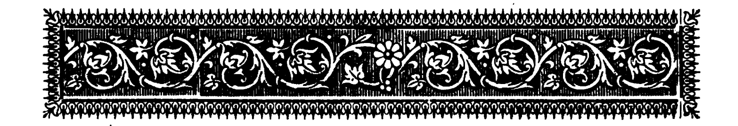
Wir haben eben erwähnt, daß der Roman im Frühling 1574 beginnt. Die Stadt ist freudigst gestimmt, daß die spanischen Belagerer abgezogen sind, welche seit dem Oktober des vorhergehenden Jahres vor ihren Mauern gelegen hatten; man glaubte sich dem freien Genuß der Freiheit und des Lebens hingeben zu können. Wir lernen genug Elemente der städtischeu Bevölkerung kennen, welche der spanischen Sache nicht abgeneigt sind; außerdem veranlaßte die Niederlage und der Tod Ludwigs von Nassau und die Zerstreuung seiner Truppen zu den ernstesten Erwägungen: nichts desto weniger gab der Kreuzmarkt am Himmelfahrtstage Gelegenheit zum unbändigsten Jubel und allerlei Volksfesten. Da trifft plötzlich ein Bote ein, der das Anrücken der Spanier meldet. Mit jenem dramatischen Geschick, welches wir bei Ebers besonders in den Expositionen nicht genug bewundern können, wird die jähe Unterbrechung des Jahrmarktsfestes geschildert. Bald sind die ersten Belagerungsarbeiten vollendet und es beginnt die immer engere Einschließung der Stadt. Die Geschichte dieser Belagerung wird mit vollster Sach-

kenntniß sehr eingehend geschildert, wie die ersten Entbehrungen sich allmählig steigern zur Hungersnoth und wie sich zu ihr immer verheerender die Pest gesellt. Man muß Ebers zugestehen, daß er in dies entsetzliche Einerlei die möglichste Mannigfaltigkeit der Schilderung gebracht hat; aber man wird dabei an Gerstenbergs einfacheren „Ugolino“ erinnert, nur daß die raffiniert scharfsinnige Concentration des Grauens, wie es der schleswig-holsteinsche Dichter versucht, bei Ebers fehlt und das Elend sich natürlicher in seiner Verbreitung unter der Masse darstellt. Paul Lindau fühlte nicht mit Unrecht sich durch dies Sujet verletzt. Aber wir werden angenehm (denn auch das Ernste hat seine Anmuth) in Anspruch genommen durch das Verhältniß der Frau Bürgemeisterin und des Junkers von Dornburg, der sie vor van der Werff geliebt hatte; es ist schön und groß, wie Marie, indem sie in ihres Gatten ernste gemeinnützige aufopferungsvolle Thätigkeit hineingezogen wird, sich sittliche Kraft diesem Junker gegenüber gewinnt, ihren Gatten tiefer lieben lernt und schließlich selbst zu voller Liebe gewinnt, nachdem sein Herz freier von der Noth seiner Stadt hat werden dürfen.

Ehe dies letzte Ziel erreicht wird, muß die Noth auf das höchste steigen und der Muth der Bürgerschaft hier und dort wankend werden; aber van der Werff bewährt sich überall als ganzer Mann. Endlich kommt die Nachricht, daß die Deiche durchstochen sind: „Besser verdorbenes Brod als verlorenes Land!“ heißt es; aber ehe volle Rettung kommt, steigt die Noth auf's Höchste und des Bürgemeisters Gespräch mit Bontius im zweiundzwanzigsten Kapitel enthüllt

uns ganz die ungeheure Lage der Stadt. Um die Einwohner nicht noch mehr zu ängstigen, bestattet man schon die Todten des Nachts. Da kommt endlich die Erlösung verkündende Taube und die Winde erheben sich: es wird das errettende Heranbrausen des Sturmes, dem die Fluth folgt, mit jener Meisterschaft geschildert, mit welcher Mendelssohn-Bartholdy im „Elias" des Nahen des erlösenden Regens malt, und Anfang Oktober ist Leiden gerettet.

Werthvolle Einzelzüge reihen sich an diesen Gang des Ganzen: es ist, als ob Ebers sich die vollste Kunst der holländischen Kleinmalerei angeeignet hätte. Man kann nicht sagen, daß diese Einzelzüge durchweg nothwendig aus dem Grundgedanken des Romans hervorgingen: aber sie illustrieren ihn glänzend und wir gehen durch diese Dichtung wie durch eine Gemäldegallerie, in welcher van der Werff wie ein festes Standbild aus Erz steht, und Marie ihm trautes Leben und Lieben mitzutheilen sucht.



XII. Schlußwort.

Das ist Ebers Werk: neben einer Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, welche den Ruhm ihres Urhebers auf engerem Gebiete suchen, neun Prosadichtungen meist größeren Umfanges. Es ist angemessen, im Auge zu behalten, daß von diesen sechs Ägypten und das nächste Grenzgebiet zum Schauplatz haben, eine das alte Sicilien und zwei die bewegtesten europäischen Gebiete im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts: der freiesten Initiative sind jene ägyptischen Romane entsprungen; das griechisch-sicilische Idyll den Anregungen durch ein Bild von Alma Tadema, und die beiden der neueren Zeit angehörigen Dichtungen fast gleichmäßig den Familienbeziehungen des Verfassers zu den Niederlanden, welche die Heimat seiner Mutter sind.

Der Umstand, daß dieselben ernsthaften Studien, welche in Ebers den ausgezeichneten Fachprofessor herangebildet haben, auch die Grundlagen für seine Dichterwerke darboten, ist für einen höchst achtungswerthen Kritiker Veranlassung geworden, von einer besonderen Gattung des „Professorenromans“ zu reden, wenngleich die in seiner Brochüre gegebene Zusammenstellung Georg Ebers und Felix Dahn nicht

auf dem Wesen der grundverschiedenen Dichtungen dieser beiden Männer beruht, sondern auf der zufälligen Gleichheit ihrer äußeren Lebensstellung. Aber so wenig wir daran denken, bei Goethe je nach seinen verschiedenen Lebensphasen den „Triumph der Empfindsamkeit“ als Geheimrathspiel und seine „Iphigenie auf Tauris“ als Kammerpräsidentendrama zu bezeichnen: ebenso wenig können wir (wenn es nicht in Carnevallaune geschähe) Ebers ägyptische Romane Professorromane nennen, was zudem auf seine vor dem jenaischen Privatdocententhum entstandene „ägyptische Königstochter“ nicht einmal ganz passen würde. Es gibt überhaupt bei ausreichender Kraft keine wirklich trennende Schranke zwischen methodischem Wissen und künstlerischem Können und wer die perspectivischen Werke von Albrecht Dürer oder Leonardo da Vinci hat kennen lernen, wird hinterher gern und ungestört auch ihre Meisterwerke aufsuchen. Der Professor hat genau dasselbe Recht, Romane zu schaffen, wie jeder andere, der es nicht ist und sich vielleicht sehr geschickt die Mühe erspart hat, etwas zu lernen: die Welt der Vergangenheit oder der Gegenwart muß von dem Gelehrten wie Ungelehrten congenial erkannt werden, wenn anders der Dichter in dem einen oder andern Falle sie uns neu aufbauen will.

Damit ist zugleich schon der Punkt berührt, welcher einer wirklich principiellen Erörterung unterworfen werden muß. Zwei der bedeutendsten Kritiker der Gegenwart, der schon einmal erwähnte Jules Soury und Rudolf von Gottschall, haben sich gegen den geschichtlichen oder (sagen wir, damit es etwas altväterischer klinge) historischen Roman

erklärt. Der Franzose meint, daß unser historischer und archäologischer Roman überhaupt ein falsches Kunstgenre und nur die Gegenwart eines Romandichters würdig sei; der Deutsche geht sogar noch weiter und sagt: „Der unbefangene Forscher der Zukunft wird, wenn er das Ergebniß dieser großen Literatur unter das kritische Mikroscop nimmt, in dem archäologischen Bacillus nur einen ästhetischen Krankheitserreger erkennen.“ Die Schwierigkeit, das Menschliche unter all' den verschiedenen Formen, welche Zeiten und Zonen darbieten, mit künstlerischer Sicherheit zu erkennen und charakteristisch darzustellen, hat selbst einen so hervorragenden Kritiker wie Soury sichtlich verwirrt; aber noch viel größer würde die Schwierigkeit sein, mit dem Fürsten der heutigen deutschen Kritiker „das Ergebniß dieser großen Literatur unter das kritische Mikroscop zu bringen.“ Die kleinen Präparate für das Mikroscop sind uns sehr geläufig; aber das Ergebniß einer „großen Literatur“ dünkt uns doch eher Gegenstand für ein scharfes Fernrohr, für ein Telescop! Vielleicht sähe man da mit einiger Sicherheit jenen Adler der Ebers'schen Phantasie, der sich über dem schmalen, langgestreckten grünenden Nilgebiete, über der gelbbraunen Wüste zu seinen Seiten, über dem zackigen Sinaifelsen in sicherem Fluge wiegt! Weit über die Gränzscheiden der Jahrtausende zurück!

Einen solchen scharfen, großen Adlerblick muß jeder wahre Dichter haben; nur dann wird er das fremde oder zeitlich weitabliegende aufzufinden vermögen, bei welchem es sich der Mühe lohne, es uns nicht allein verständlich, sondern sogar künstlerisch werthvoll zu machen. Der Schmutz der Gasse wird uns, weil er von heute ist, dadurch nicht werth-

voller als jene Diamanten, welche vielleicht ein vom Schicksal gehetzter Flüchtling vor Jahrtausenden in einer Höhle verborgen hat; ein Rentier, der gelangweilt heut sein regelmäßiges L'hombre-Kränzchen abhält, kann uns wirklich viel gleichgültiger sein, als Kaiser Hadrian's Molosserhund, welcher die arme Selene niederreißt. Nicht alles, was geschichtlich einmal gewesen ist, wird uns aber deshalb werthvoll; sondern jenes geschichtliche wird es sein, mit welchem wir Menschen von heute uns noch in irgend einem Zusammenhange fühlen. Diesen Zusammenhang hat der darstellende Dichter mit vollem Leben auszustatten, und dann wird er sein Amt erfüllt haben, wenn wir das vergangene als ein gegenwärtiges empfinden, als ein von verwandten Ideen bewegtes, als ein von verwandten Leidenschaften beunruhigtes, als ein in verwandten Stimmungen Ruhe findendes. Das lediglich Curiose ist natürlich an und für sich werthlos, mag es der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören; ist es aber für den einzelnen Menschen oder ganze Epochen charakteristisch, dann kann der Dichter desselben auch nicht entbehren. Niemals darf eine erhebliche Abweichung von der Ueberlieferung, wenn sie Zeugniß eines besondern Lebens ist, statt haben: nur kleinere Einzelheiten dürfen Umgestaltungen im Sinne eines Ganzen erfahren. Weil Ebers in dem richtigen Verständniß, daß ein ägyptischer Roman kein Raritätencabinet sein solle, seine Romane gestaltete: so geschah es, daß man ihn eines gewaltsamen Modernisierens beschuldigte, wie es in Steinhausens feiner und geistreicher Satire „Memphis in Leipzig" so unberechtigt geschah, und Carl Bleibtreu stimmte in seinem gedankenreichen

Pamphlet „Revolution der Literatur" ohne Beachtung der litteraturgeschichtlichen Thatsachen dem gerade hier wegwerfenden Urtheil das sonst nach sicherer Erkenntniß selbstständig ringenden Franz Hirsch ohne weitere Nachprüfung bei.

Aber wenn auch „das uralte Ägypten manchem allzusehr grau in grau, allzusehr versteinert und versteift in seinen gleichsam festgefrorenen Sitten erscheinen mochte" (wie dem vorhin genannten geistreichen deutschen Kritiker und Dichter): für den sorgsamen und freiblickenden Forscher konnte sich hier ein Gebiet des mannigfaltigsten, individuellen Lebens aufthun, welches den rechten Dichter veranlassen mußte, seine Wünschelruthe zur Hebung eines menschheitlichen Schatzes spielen zu lassen. Das eine wie das andere hat Ebers gethan. So ist es geschehen, daß seine Gestalten bisweilen Herzen wie wir in sich zu tragen scheinen; sehr selten wird man ihn aber des wirklichen Modernisierens anklagen dürfen, wie in der Gedankenentwickelung des „Homo sum." Man hat sich überhaupt des Wortes jenes römischen Satirikers Juvenal zu entsinnen, der noch die Zeiten Hadrians gesehen hat und durch welchen Ebers in der Vorrede zur fünften Ausgabe der „Uarda" sich decken zu müssen meint:

„Nichts wird fernerhin sein, was die Nachwelt unseren Sitten
„Noch zufüge; dasselbe begehren, vollführen die Spätern."

Wie verschieden man nun auch über den Werth der geschichtlichen Vorstudien eines Dichters urtheilen möge (bei einem Maler ist man gewohnt, sie hochzuschätzen): für jeden vorurtheilslosen Beobachter, der hier wie bei dem geistvollen Ernst Eckstein nicht über die gelehrten Anmerkungen strauchelt, wird es doch bei Ebers bewunderungswürdig bleiben, daß

der Forscher vollständig in den Hintergrund tritt, sobald der Dichter sich an uns wendet. Die Doppelkräfte in ihm mögen wie ein Dioskurenpaar sein: sie theilen sich gewissenhaft in Tag und Nacht mit ihrer künstlerischen und forschenden Arbeit. Ein ganz besonderer Umstand tritt aber bei Ebers hervor, der in seiner Eigenart nicht genug gewürdigt werden kann. Wir haben gesehen, wie frühe bei ihm das Dichtertalent hervortrat und wie er dennoch den Gelehrten überwiegen ließ; wie er die sonnenhelle Tageszeit der Arbeit widmete und die künstlerische Thätigkeit im Wesentlichen da begann, als es galt, sich über das Weh körperlichen Leidens zu erheben; wie er die Heiterkeit der Kunst dem Ernst des Lebens entgegenzusetzen wußte. In den niederdrückenden Augenblicken, in deren einem er seine Gedanken in den köstlichen, von „Nord und Süd“ gebrachten Spruch zusammenfaßte: „Sei Ambos bei des Schicksals Schlägen; sonst magst du dich als Hammer regen!“ — wußte er sich jedes Mal durch seine dichterische Thätigkeit zu befreien und zu erheben. Seine Romane sind, ohne daß sie es selbst errathen ließen, Acte der Selbstrettung und ihnen haftet vom Ursprunge her schon ein sehr natürlicher Antagonismus gegen die Kläglichkeiten des gewöhnlichen Erdenlebens an. Und trotzalledem, trotz des Glanzes der Darstellungen, trotz der Grundgedanken und der Hauptcharaktere seiner Dichtungen, spüren wir als die Quintessenz seiner Weltanschauung den Pessimismus heraus und sicher steckt ein Selbstbekenntniß in jenem bitteren Wort aus „Homo sum“: „gemeine Naturen werden nur leicht berührt von dem unermeßlich tiefen Weh, das die an sich selbst verzweifelnde Seele empfindet.“ Aber so vieles

auch hier und dort verwandt anklingen mag: auf die Grundlegung seiner Romane, die Gestaltung ihrer Charaktere, die Führung ihrer Handlungen und Schicksale hat dieser Pessimismus keinen Einfluß ausgeübt, der vielleicht nur der persönlichste Lebensgewinn des Dichters selbst ist. Charakteristisch ist es, wie mit vollem Behagen außerdeutsche Nationalitäten sich Ebers' Romane zu eigen gemacht haben; wir wissen, daß sie holländisch und englisch, schwedisch und dänisch, französisch, italienisch und spanisch, neugriechisch, russisch, polnisch, böhmisch, serbisch und kroatisch, finnisch und ungarisch, ja sogar arabisch umgehen; unter allen hat die „Königstochter" den Preis mit vierzehn Uebersetzungen davon getragen; ihr am nächsten steht „Serapis" mit dreizehn. Das ist nicht eine äußerliche und daher bedeutungslose litteraturstatistische Thatsache, sondern wie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die zahlreichen Uebersetzungen des Defoe'schen „Robinson", so bieten auch diese Uebersetzungen der Ebers'schen Romane den Beweis, daß sie etwas enthalten müssen, was über die Gränzen der besonderen Volksthümlichkeit und Zeit hinausgeht. Wir stehen in ihnen auf einem internationalen Boden und uns umweht die Atmosphäre der Goethe'schen Weltlitteratur. Mit tiefstem Verständniß ist Ägypten durch diese Dichtungen für immer in die Kette der Menschheit eingereiht, innerhalb deren Bunsen mit dem weiten Blick eines Sehers eine Stelle für das bis dahin nur seltsam erschienene Kulturvolk zu finden gewagt hatte.

Druck von August Pries in Leipzig.

